

URSULA UND WOLFGANG ULLRICH

*Wildnis
ohne
Hoffnung?*



*Wildnis
ohne
Hoffnung?*

VON

Ursula Ullrich

UND

Professor Dr. Wolfgang Ullrich

Neumann Verlag · Leipzig · Radebeul

Die Farb- und Schwarzweißaufnahmen
wurden von den Verfassern mit der Exakta-Varex aufgenommen



3. Auflage 1976, 23. bis 42. Tausend

Alle Rechte vorbehalten

© Neumann Verlag · Leipzig · Radebeul, 1968

VLN 212-475/85/76 · LSV 537 9

Schutzumschlag: Hellmuth Tschörtner

Einband: Franz Toppel

Typografie: Heinz Rzepka

Gesamtherstellung: INTERDRUCK Graphischer Großbetrieb Leipzig – III/18/97

Printed in the German Democratic Republic

Best.-Nr.: 798 607 3

DDR 21,50 M

Landung auf Lanka

RUHIGER als ein Schiff auf dem glatten Spiegel des Ozeans und schneller als das schnellste Landfahrzeug zieht unser Silbervogel seine Bahn, über den winzigen Reisfeldern der südindischen Bauern und unter dem Himmel. Kleine weiße Wattewölkchen schweben im Blau und werfen riesenhafte, langsam wandernde Schatten. Unsere Aufmerksamkeit pendelt zwischen der Betrachtung des reizvollen Bildes unter uns und dem Studium der drei Fragebögen, die uns von der Stewardess fürsorglicherweise schon in Madras überreicht wurden. Wir stöhnen unter der Last der Bürokratie und kämpfen uns mit Hilfe des Wörterbuches von Frage zu Frage, ohne deren genaue Beantwortung die Städte und Dschungel Ceylons für uns unerreichbar sind. Schon taucht die Südspitze Indiens auf. Deutlich erkennen wir die Brandung, deren Gischt sich wie eine weiße Kette um die Küste legt. Stufenweise verändert sich die Farbe des Meeres: grau, grün, blau, schwarz – je weiter es vom Festland entfernt ist, desto dunkler erscheint es.

Unter uns liegt die Palk-Straße, jene 50 km breite Meerenge, die Ceylon von Indien trennt. Ehrgeizige Sportler sollen die von uns so mühelos überwundene Entfernung schon durchschwommen haben. Wo haben die ihre Fragebögen ausgefüllt?

Schnell nähern wir uns der vielgepriesenen Insel. Wir fliegen tief genug, die Palmen erkennen zu können, die sich weit auf das Meer hinausbeugen, als wollten sie uns begrüßen. Sie säumen die Küste, sie wachsen in den Gärten und vereinigen sich zu ausgedehnten Hainen. Sri Lanka zeigt uns seine Schönheit, bevor wir die Zollschranken passiert haben. Der Beamte kontrolliert unsere Pässe, studiert die Eintragungen in den Fragebögen und entläßt uns mit einem freundlichen Lächeln. Nicht einmal unsere Koffer will er sehen.

Am Flughafen von Colombo erwarten uns Freunde, ein Mitarbeiter der Handelsmission der DDR, der Zoodirektor von Colombo mit seiner Frau und Reverend Wipulasara, ein buddhistischer Würdenträger im gelben Mönchsgewand, der vor einem Jahr auf einer Rundreise durch die DDR unser Gast war. Erfreut reichen wir allen die Hand. Wipulasara drückt meines Mannes Rechte mit herzlichem Gruß, meine Hand übersieht er. Peinlich berührt erfahre ich, daß der früher freimütig mit

mir getauschte Händedruck ein Zugeständnis an die Sitten eines fremden Landes war. In seiner Heimat ist einem buddhistischen Priester diese Grußform gegenüber einer Frau nicht erlaubt. Zwei Mönche mit Fotoapparaten, die sich als Zeitungsreporter vorstellen, halten unsere Ankunft im Bilde fest. Das Tam-Tam von Trommeln und das Klingeln kleiner Schellen lenkt unseren Blick auf eine Tanzgruppe in farbenfreudigen, muschelverzierten Gewändern. Die erste ceylonische Botschafterin für Ghana wird mit Tanz, Spiel und Gesang verabschiedet. Vielfältig und gegensätzlich sind die ersten Eindrücke, die wir auf Lanka empfangen. Da stehen Mönche, weitgereist und aufgeschlossen gegenüber den Problemen unserer Zeit. Sie gehören einem Orden an, der die Tat nicht meidet, wie das den alten Überlieferungen entspräche, sondern sie fordert, der zu den revolutionären Kräften zählt, die dem Land zu seiner Freiheit verhalten. Da ist eine Frau, die von ihrer Familie Abschied nimmt, um in einem jungen afrikanischen Nationalstaat die Interessen Ceylons zu vertreten. Das „schwache“ Geschlecht hat auf der Löweninsel eine beispielhafte „Aufwertung“ erfahren. Sogar das verantwortungsvolle Amt eines Ministerpräsidenten wird von einer Frau ausgeübt. Die Mönche erkennen die geistigen Fähigkeiten der Frau wohl an, aber so weltzugewandt sie in vieler Beziehung sind, im Umgang mit weiblichen Wesen gelten für sie noch die uralten Traditionen. Buddha hat von den Frauen keine hohe Meinung gehabt, und als er auf das Drängen seiner Jünger hin erlaubte, einen Nonnenorden ins Leben zu rufen, verlangte er, daß die frommen Schwestern jedem Mönch, auch wenn er eben erst dem Orden beigetreten war, ihre Ehrerbietung zu bezeugen hätten. Wie kann ich da auf einen Händedruck hoffen?

Ein wenig wehrlos sind wir der Hilfsbereitschaft unserer Freunde ausgeliefert, die in einem der größten und repräsentativsten Hotels von Colombo Zimmer für uns bestellt haben. Wir können uns in dem protzigen und jeder Gemütlichkeit entbehrenden Wohnpalast nicht wohlfühlen, der vor einem halben Jahrhundert von den Engländern gebaut wurde. Damals diente er nicht nur als Unterkunft für ihre reichen Geschäftsfreunde, sondern er war zugleich Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens. Die vornehmsten Klubs belegten die zum Hotel gehörigen Golf- und Tennisplätze. Bei den im Hause stattfindenden geselligen Veranstaltungen hatten die Damen Gelegenheit, ihre eleganten Roben zu zeigen, und es gehörte zum guten Ton, wenigstens den Five o'clock tea hier einzunehmen. Man war ganz unter sich, abgesehen von den schlanken singhalesischen Dienern, die ja ohnehin nicht zählten. Eine kleine englische Insel im tropisch-heißen Colombo! Am späten Nachmittag, wenn die größte Hitze des Tages vorüber war, promenierte die Damen und Herren auf der Gall-Face-Esplanade, oder die Damen fuhren in Equipagen, und die jungen Männer erschienen zu Pferde. Unter Einhaltung aller Spielregeln der „Gesellschaft“ wurde begrüßt, gelächelt und Konversation gemacht. Man sah und wurde gesehen, beides genießend. Sobald die Sonne untergegangen war, begab man sich nach Hause, nicht nur, weil nun aus der Lagune Schwärme von Moskitos aufstiegen und das Vergnügen verderben, sondern weil es galt, sich für das Diner zu rüsten, die letzte große Schau-

stellung des Tages. Etwas von dieser Zeit haftet den weiten Hallen des Hotels noch an. Die Atmosphäre ist kühl, steif und unverbindlich, sie befremdet uns im Herzen der Tropen. Wir suchen uns daher ein kleines singhalesisches Restaurant, in dem wir nicht nur interessanter, sondern auch billiger essen können als im Hotel. Nur das Frühstück nehmen wir im Hause ein. Es wird auf der Veranda serviert, wo man das Meer sehen, riechen und hören kann. Im ewigen Rhythmus donnert es heran und klatscht zischend gegen das Gemäuer. Breit und unwirklich blau liegt es vor unseren Augen. Am Horizont, wo Himmel und Wasser sich treffen, zieht langsam ein weißes Segel.

Auf den hohen schlanken Palmen sitzen Krähen. Sie hocken auch auf der Wiese, wartend und spähend. In Indien und auf Sri Lanka sind sie so zahlreich wie bei uns zu Hause die Spatzen. Ihr heiseres Krah-Krah weckt uns am frühen Morgen. Wenn die Mittagssonne zur Qual wird, verstummt ihr Ruf. Mit geöffnetem Schnabel sich Kühlung verschaffend bleiben sie im Schatten der großen Bäume. Sie gehören zur Armee der Unratvertilger, die alles Verwesende in ihren Mägen bestatten. Wie die hoch über den Dächern der Stadt ihre Kreise ziehenden Milane ernähren sie sich von den Abfällen. Doch das macht sie nicht zu Kostverächtern. Wenn die schwarzgefiederten, plumpen Vögel auf ihren kräftigen Beinen über die Wiese steigen, entgeht ihren Augen keine Bewegung der Gäste. Wendet sich einer vom Tische ab, um den Kellner herbeizurufen, oder vertieft er sich in die Zeitung, schon breiten sie ihre Flügel aus, landen auf dem weißen Tischtuch und stehlen, was der Schnabel hält. Wenn der Gast dann seinen Toast mit Butter bestreichen will, findet er nur einen unappetitlichen Rest auf dem blanken Silber. Vielleicht ruft er nun verärgert nach dem Ober, der mit unbewegtem Gesicht auf die Krähen zeigt, die schon zum nächsten Diebstahl bereit sind. Nicht ganz ohne Schadenfreude lächeln die Tischnachbarn, denn sie haben alle die gleiche Erfahrung gemacht und hüten sich, sie den Neuankömmlingen mitzuteilen. Der harmlose Spaß an den diebischen Krähen ist das einzige, was den Gästen des teuren Hotels gratis serviert wird.

„Wollen Sie wirklich die Elefanten und Leoparden in unseren Dschungeln besuchen, Mr. Ullrich?“ wird Wolfgang vom Ober gefragt, während er das Frühstück bezahlt. „Natürlich“, entgegnet er verblüfft. „Aber woher wissen Sie das?“ „Es steht in der Zeitung. Warten Sie bitte einen Augenblick. Ich werde es Ihnen zeigen.“ Der alte Singhalese mit dem würdevollen bronzefarbenen Gesicht geht zum Tisch, holt die neueste „Times of Ceylon“ und breitet sie triumphierend vor uns aus. Unsere Konterfeis schauen uns an, und in einem langen Bericht werden die Leser mit unserem Vorhaben, die Naturschutzparks der Insel zu besuchen, vertraut gemacht. Die Mönche haben schnell gearbeitet.

„Für mich wäre das nichts“, bekennt der Alte. „Ich war noch nie im Dschungel und werde auch niemals dorthin gehen, wo wilde Tiere leben. Haben Sie nicht Angst, Madam, daß ein Elefant Sie zertrampeln könnte?“ Wir lachen beide und erzählen ihm von unserer Liebe zu den Tieren und von den Schönheiten des Dschungels. Seine Meinung von den Gefahren der Wildnis ist so gefestigt, daß unsere Schilderungen

nur ein ungläubiges Lächeln bei ihm hervorrufen. Er wird sich nicht dafür einsetzen, daß die letzten Großtiere Sri Lankas vor dem Aussterben bewahrt bleiben.

So rasch wie möglich wollen wir Colombo verlassen. Wir kaufen eine Landkarte und orientieren uns über die Lage der Naturschutzgebiete. Die beiden größten und bedeutendsten Tierparadiese Lankas sind der Wilpattu-Nationalpark im Nordwesten und der Ruhuna-Nationalpark im Südwesten der Insel. Wir brauchen dringend einen Wagen, nicht nur des schnelleren und bequemeren Transportes wegen, sondern weil das Betreten der Reservate auf des Schusters Rappen nicht gestattet ist. Eine Taxe für die Dauer unserer Exkursion zu mieten, würde ein Vermögen kosten. Wir müssen einen vorteilhaften Vertrag mit einem Reisebüro abschließen. Im Fort, der von den Portugiesen gegründeten „weißen Stadt“ Colombos, befinden sich die großen Geschäftshäuser, Banken, Versicherungen, das Senatsgebäude und der Gouverneurspalast. Hier entdecken wir eine Agentur, deren Chef sogar leidlich deutsch spricht, der die Leipziger Messe besucht hat und einen Teil unserer Heimat kennt. Die Erinnerung an schöne Erlebnisse in dem fernen Land und der Stolz, sich einer Sprache bedienen zu können, die schwer erlernbar ist, lassen seine Augen leuchten. Die Verhandlungen entwickeln sich zu unserer Zufriedenheit. Nur in den Wilpattu-Nationalpark werden wir nicht fahren können. Ein für diese Jahreszeit ungewöhnlich langer und heftiger Regen hat die Wege unpassierbar gemacht. Wir würden mit den Rädern im Schlamm steckenbleiben und nicht den Rüssel eines Elefanten sehen, denn die Dickhäuter ziehen sich bei großer Feuchtigkeit in das Innere des Dschungels zurück. Bleibt uns noch der Ruhuna-Nationalpark, den man ohne Schwierigkeiten erreichen kann und der dem Wilpattu-Park in seiner Vielfalt an interessanten Tierformen ebenbürtig ist.

Nach intensivem Kartenstudium und langwierigen Berechnungen wird uns für die Überlassung des Wagens mit Chauffeur und Beifahrer ein günstiger Preis genannt. Wir nehmen an. In zwei Tagen starten wir zu den Elefanten, Büffeln, Axishirschen und Riesenechsen Sri Lankas.

Als Ernst Haeckel 1882 Lanka bereiste, hatte er seine erste Begegnung mit den Vertretern der ceylonesischen Tierwelt mitten in der Hauptstadt Colombo. In den kurzen Straßen des Forts waren zu jener Zeit die Geschäfte, die sich mit dem Verkauf von Papageien, Fruchttauben, Reptilien, Hirschen und Affen befaßten, ebenso zahlreich wie heute die Andenkenläden. Der kleine Tierhandel ist ausgestorben. Die zoologischen Gärten beziehen ihre Tiere bei renommierten Firmen des In- und Auslandes. Und für den modernen Reisenden, der sich von geschäftstüchtigen Managern das „Erlebnis“ dreier Kontinente in seiner kurzen Ferienzeit organisieren läßt, ist das lebende Tier als Souvenir ein zu unbequemer Ballast. Glücklicherweise, denn die Vögel, Reptilien und Affen, deren Käufer im Kampf um veterinärmedizinische Bescheinigungen und Ausfuhrgenehmigungen erfolgreich waren und auch eine Transportmöglichkeit fanden, sterben oft schon während der Reise. Gelangen sie wirklich an ihren Bestimmungsort, so kümmern sie unter der unsachgemäßen Pflege ihres neuen Besitzers, der nur selten wirklich tierlieb ist. Vielleicht hat er sich mit dem

exotischen Gast nur eine lebendige Trophäe ins Haus geholt, und seine eingebil­dete Tierliebe schwindet, wenn alle Freunde und Bekannten das kuriose Wesen bestaunt haben.

Da lobe ich mir die Andenkenläden. In vielfältigster Fülle bieten sie groteske Beweisstücke für den Aufenthalt auf der Löweninsel: Masken zum Beispiel, gräßliche Dämonengesichter mit weit hervorquellenden Augen und mächtigen, raubtierhaften Zähnen, aus denen die breite Zunge blutrot und schlaff herunterhängt. Kobras machen die Fratze noch abstoßender. Sie kriechen aus der Nase, aus den Ohren, oder sie legen sich, den Halsschild wie eine Kappe spreizend, obendrauf. Das sind Andenken, die ihre Wirkung auf die Daheimgebliebenen nicht verfehlen. Sie machen dem Käufer keine Mühe, denn den Versand übernimmt das Geschäft. Die Masken sind dekorativ, ihre Häßlichkeit ist durch Kunst gebändigt. Ornamente verbinden die Formen. So düster oder so grell und schreiend die Masken uns auch erscheinen, sie sind keine Neuentwürfe der modernen Andenkenindustrie. Ihre Vorbilder, die Masken der Teufelstänzer von Lanka, vor Jahrhunderten erdacht und gestaltet, unterscheiden sich von ihnen lediglich durch ihr höheres Alter. Aber nicht nur Masken in den verschiedensten Größen, Farben und Formen werden in den Souvenir-Shops zum Verkauf bereit gehalten. Wir finden auch Horn- und Elfenbeinschnitzereien, geflochtene Matten, Körbe und Taschen mit kunstvollen, traditionellen Ornamenten, formschöne Töpferwaren zum Schmuck und zum Gebrauch, kostbare Seidenstoffe, Saris und mit Gold und Silber reich verzierte Sandalen.

Zahlreich sind die Juweliere in den kleinen Straßen. Ihr Warenangebot hätte den an Wunder gewöhnten Aladin in Erstaunen versetzt. Ganz ohne Zauberei füllen hier Rubine, Smaragde, Brillanten, Amethyste, Topase, Saphire, Mondsteine, Tigeraugen und Perlen, vom kreidigen Weiß bis zum warmen Rosa, Kistchen und Kästchen. Mein Herz erwärmt sich nicht beim Anblick dieser verschiedenfarbigen Steine. Ich kann es nicht verstehen, daß Menschen ein Vermögen für ihren Besitz verschwenden. Erst wenn der Goldschmied sie kunstvoll faßt, wenn sie nicht mehr Stein sind, sondern Schmuck, enthüllen sie ihre Schönheit. Als Ringe auf samtene Polster gesteckt, lassen sie den Wert ahnen, den der Juwelier in Rupien nennt. Lanka, Insel der Edelsteine, deine Dschungel werden mich glücklicher machen als deine Schatzkammern!

„Yes, Sir – this way!“ läßt sich eine helle Knabenstimme neben uns vernehmen, und eine schlanke braune Hand zeigt uns, wohin wir gehen sollen. Wir kennen unseren Weg und schütteln den Kopf. Unser junger, barfußiger Begleiter bleibt unbeirrt an unserer Seite. „This way“, flüstert er eindringlich, um uns dann mit Verschwörerstimme einen illegalen Geldwechsel anzutragen. Mit erstaunlichem Eifer heftet er sich an Wolfgangs Fersen und versucht, ihm mit seinem kümmerlichen Englisch klar zu machen, daß sein Vater für englische Pfunde doppelt so viel ceylonische Rupien zu zahlen bereit ist, als es dem Kurswert entspricht. Wir schicken ihn weg. „Aber Sir, bedenken Sie doch – das Doppelte!“ sagt er fassungslos, als bedrücke ihn unser „Verlust“. An der nächsten Wegbiegung bemüht sich ein anderer, uns „reich“ zu machen. Ihm ist der gleiche Mißerfolg beschieden wie den sechs Mitgliedern seiner

Zunft, die uns nacheinander ansprechen. Ein besonders Hartnäckiger folgt uns bis zum Hotel, hockt sich am Eingang nieder und wartet geduldig auf den nächsten Europäer, dem er den Besitz von Pfunden zutraut.

Was hat das zu bedeuten? Ist es eine Bande von Betrügern, die arglosen Ausländern gefälschte Geldscheine aufdrängt? Wo haben die flinken, armselig gekleideten Straßenbankiers das Geld her, das sie dem Fremden vor die Nase halten? Es gehört ihnen nicht. Sie sind nur Laufburschen der Reichen dieses Landes, ausgeschildet mit dem Auftrag, „harte Währung“ – und sei es mit Verlust – aufzukaufen. Über Schleichwege gelangen die Pfunde auf ein Konto im Ausland, wo man das Geld für „sicherer“ hält als im Privatsafe des Devisenschmugglers und wo es sich außerdem durch Verzinsung vermehrt. Kapitalflucht nennt man das, und jetzt erst verstehen wir die Wachsamkeit der Zöllner und die strengen Bestimmungen für die Einfuhr von Devisen. Daß sie immer noch nicht streng genug sind, beweisen die hoffnungsvollen Gesichter der Männer, die englische Pfunde besser zu bezahlen imstande sind als die Bank von Colombo.

Reverend Wipulasara hat uns in der Halle erwartet und bittet uns, ihn morgen in seinem Kloster zu besuchen. Mit dem Zimmerschlüssel erhalten wir von der freundlichen jungen Pförtnerin einen Zettel, durch den wir zu einer Pressekonferenz im Senatsgebäude und zum Nachmittagstee im Hause des Zoodirektors eingeladen werden. Kaum haben wir unser Zimmer betreten, läutet das Telefon. Eine Redakteurin der „Times of Ceylon“ wünscht ein Interview für die Frauenseite. Unsere Anonymität ist dahin!

Einen guten Kontakt zur Presse zu haben ist im Lande der aufmerksamen Zeitungsleser von unschätzbarem Wert. Sie ist das mächtigste Sprachrohr, und wer es benützt, der darf hoffen, in den entferntesten Dörfern gehört zu werden. Zeitungsreporter sind für das Ungewöhnliche besonders empfänglich. Für sie ist es schon eine Sensation, daß ein Zoodirektor aus der DDR nach Sri Lanka kommt, um wilde Tiere zu beobachten – ohne Gewehr – nur mit Kameras und Notizbüchern bewaffnet und begleitet von seiner Frau, die einmal Schimpansen in ihrer Wohnung betreute. Unsere Aufgabe während der Pressekonferenz sehen wir darin, die Redakteure mit dem Problem des weltweiten Naturschutzes vertraut zu machen. Außerdem wollen wir sie davon überzeugen, daß unsere Arbeit kein romantischer und von Gefahren umwitterter Spaziergang in die Wildnis ist, sondern sich ernsthaft um die Erhaltung der ceylonesischen Tierwelt bemüht, zu deren Schutz wir auch die Mitarbeiter der Zeitungen aufrufen. Nach der Konferenz drücken uns zwei junge Redakteure dankbar die Hand. „Sie haben uns aus dem Herzen gesprochen. Sie haben uns Mut gemacht. Wir verbringen unseren Urlaub regelmäßig im Ruhuna-Nationalpark, aber wir wagen es kaum, die dort aufgenommenen Tierfotos unseren Kollegen zu zeigen, denn viele halten uns für ein bißchen verrückt. Nun haben Sie von der ethischen Forderung des Tierschutzes gesprochen und von dem ökonomischen Nutzen, den eine systematische Erschließung unserer Naturschutzgebiete für den Tourismus unserem Lande bringen könnte. Meine Kollegen haben erfahren, daß Tierliebe und Tier-

schutz keine Angelegenheit wirklichkeitsferner Naturschwärmer sind, sondern eine nationale Aufgabe, an deren Erfüllung sich alle mit Herz und Verstand Begabten beteiligen sollten. Wir versprechen Ihnen, daß wir in Zukunft mit mehr Mut unser gemeinsames Anliegen vertreten werden.“ Das hat uns mindestens ebenso gefreut wie die ganze Seite, auf der die „Times of Ceylon“ ihren Lesern über den Inhalt der Konferenz berichtet.

Dehiwala ist ein Kleinod unter den zoologischen Gärten Südostasiens. Was die botanischen Gärten in unserer Heimat mit großem Kostenaufwand in geheizten Glashäusern hegen und pflegen, entfaltet sich hier, im Treibhausklima von Colombo, in üppigster Fülle. Für den Botaniker wäre ein Spaziergang durch den Park eine aufregende Exkursion. Er würde nicht ruhen, ehe er die verwandtschaftlichen Beziehungen der Pflanzen entdeckt und ihre Namen gefunden hat. Was er nur aus Büchern weiß und was kein botanischer Garten Europas ihm zeigen kann – auf einmal steht es vor ihm in der ganzen Vielfalt tropischer Vegetation. Er sieht die hohen schlanken Palmen und die gewaltigen Urwaldbäume mit den Brettwurzeln, in deren Nischen sich mehrere Familien zum Picknick niederlassen könnten. Er erlebt das friedliche und feindliche Zusammenleben der Pflanzen, die Pracht der Orchideen, die sich in den Astgabeln der Bäume ihre Wohnstatt eingerichtet haben, die zierlichen Ranken harmloser Gewächse, die den Baum in ihrem Streben zum Licht als Stütze benutzen, und die zerstörerische Kraft der Schmarotzer, die in immerwährender, eiserner Umklammerung den stärksten Urwaldriesen morden. Für mich haben die wenigsten Pflanzen einen Namen. Und die ich kenne, machen mich unzufrieden. Was bedeutet es schon, daß mein Philodendron zu Hause einen neuen Trieb bekommt, wenn er hier den kahlen Stamm eines Baumes wie ein dicker Mantel umkleidet? Was macht es mich stolz, daß mein Gummibaum schön gewachsen ist? Hier ist er ein Baum, mächtig und stark. Und Orchideen, die in unseren Wohnungen so schwer zu pflegen sind, entfalten sich hier zu wahren Blütenwundern. Wir können sie bestaunen, ohne durch ein anhängendes Preisschild auf ihren „Wert“ oder auf ihre Unerschwinglichkeit hingewiesen zu werden. Unter den schönen, interessanten oder gewaltigen Pflanzen von Dehiwala finden wir auch solche, die uns doppelt erfreuen: durch ihren Anblick und durch den Wohlgeschmack ihrer Früchte – Bananen, Papayen und Kokospalmen. Doch die Bäume, Sträucher und Blumen sind ja nur schmückendes Beiwerk. Dehiwala ist ein Zoo. Das Treibhausklima Colombos bringt offenbar nicht nur Pflanzen zur günstigen Entfaltung. Affen, Antilopen und Rinder, alle Tiere sind gut genährt, und ihr Fell hat einen seidigen Glanz. Noch überzeugender als durch die äußeren Merkmale kommt das Wohlbefinden der Tiere in ihrem Kinderreichtum zum Ausdruck. Die Affensammlung beherbergt neben verschiedenen afrikanischen Vertretern fast lückenlos alle in Südostasien beheimateten Vierhänder, und die meisten ihrer Weibchen tragen winzige Junge an der Brust. In der Kinderstube der Tiger wird Mahlzeit gehalten. Die dicken gestreiften Babys drängen sich an den Bauch der Mutter, haschen mit ihren Mäulchen nach einer Zitze und halten sie fest. Strömt

ihnen die flüssige Nahrung nicht schnell genug zu, geben sie ärgerliche Laute von sich, stoßen ihre Nasen ins Gesäuge und beklopfen es mit ihren weichen Pranken. Die Tigerin liegt auf der Seite. Sonnenkrigel tanzen auf ihrem schöngezeichneten Rücken. Sie ist ganz entspannt. Schläfrig blinzeln ihre Augen. Die Jungen kämpfen um die Zitze wie um eine Beute. Sie zerren und treten und reißen, aber die Mutter scheint keinen Schmerz zu empfinden. Wohlig rollt sie sich auf den Rücken. Die Kleinen kugeln übereinander. Nur einer hält die Zitze fest im Maul, die anderen müssen sie wieder erbeuten. Bald sind sie gesättigt. Verschwunden ist das Temperament, das die kleinen Tiger beim Saugen zeigten. Müdigkeit überfällt sie. An der Seite der Mutter ruhen sie sich aus. Die Tigerin liegt auf dem Bauch. Sie wendet sich dem Baby zu, das ihrem Kopf am nächsten liegt, und leckt ihm den Rücken. Hin und her schwankt der kleine Kerl unter dem kräftigen Druck ihrer Zunge. Schließlich fällt er um und versucht, dem Bereich der rauhen Zärtlichkeit zu entrinnen. Doch mit ihrer weichen Pranke packt ihn die Mutter schnell und rollt ihn vor ihr Gesicht. Mit großer Sorgfalt vollendet sie die Massage, die nicht nur der Schönheit des Felles dient, sondern auch die Darmtätigkeit anregt. Die Tigerin wendet sich ihren friedlich schlafenden Kindern zu, ist aber zu müde, auch noch die anderen zu belecken. Faul läßt sie sich auf die Seite fallen und streckt alle viere von sich. Ihr weiches weißes Bauchfell glänzt in der Sonne.

Die Papageiensammlung des Dehiwala-Zoo ist in ihrem Artenreichtum schwerlich zu übertreffen. Weithin erstrecken sich die Volieren, in denen die schönen und farbenprächtigen Vögel wohnen. Was die Natur an ungewöhnlichen und verwegenen Farbkompositionen hervorbringen kann, spiegelt sich im Federkleid der Papageien wider. Nur ihre Stimmen entbehren jeglichen Reizes. Sie singen nicht, sie kreischen und schreien und schwatzen, und wenn sich die Aras, die größten unter ihnen, zu Wort melden, vernimmt man seine eigene Stimme nicht mehr. Viele hundert Meter weit hört man den schrillen Ton. Handzahn sollen sie sein, diese prächtigen, mit einem mächtigen Schnabel bewaffneten Tiere. Um uns das zu beweisen, kettet der Pfleger eins los und setzt es mir auf die Hand. Voll Respekt betrachte ich den Schnabel des großen Hyazintharas, des Riesensittichs mit den gelbumrandeten Augen und dem schillernden lilafarbenen Gefieder. Die Vögel können damit eiserne Ketten zernagen, und es soll vorgekommen sein, daß sie ihn wie einen Haken durch die Hand ihres Pflegers geschlagen haben. „Sie brauchen keine Angst zu haben, Madam“, beruhigt mich der Tierpfleger. „Er ist liebenswürdig wie ein Baby.“ Das „Baby“ verläßt meine Hand und steigt, auf meinem nackten Arm deutliche Spuren seiner kräftigen Füße hinterlassend, zu meinen Schultern auf. Nun ist der Schnabel meinen Augen noch näher. Ich spüre ihn kitzelnd in meinem Haar, an meinen Ohren. Meine Lippen lächeln eine Lüge. Ich biete dem Ara die Hand, hebe ihn von seiner hohen Warte herunter und gebe ihn aufatmend zurück. Er ist wirklich ein Prachtstück, der Hyazinthara, der da oben auf seiner Stange sitzt.

In zoologischen Gärten, wo die Tiere oft gezwungen sind, unter naturwidrigen Bedingungen zu leben, kommt es gelegentlich vor, daß sich Käfiggenossen ineinander

verlieben, obgleich sie verschiedenen Arten zugehören. In Dehiwala hatte ein Marabu sein Herz an eine Nimmersattstörchin verloren. Er machte ihr den Hof wie es Marabumänner vor Marabufrauen tun. Und obwohl sich diese Werbung von der unter Nimmersattstörchen geübten unterscheidet, verfehlte sie nicht ihre Wirkung. Die beiden wurden ein Paar. Die Störchin legte dem Marabu ein Ei, gemeinsam bebrüteten sie es, und schließlich entschlüpfte ihm ein Vogel, den wir zunächst ohne Kenntnis dieser Vorgeschichte für das seltene Exemplar einer uns unbekanntes Art hielten. In der Tat dürfte diese Kreuzung einmalig sein.

Im Gehege der Lechwe-Wasserböcke herrscht Hochzeitsstimmung. Zumindest empfindet sie der Bock, der mit nimmermüdem Eifer das Weibchen verfolgt. Er treibt sie nicht, er steigt ihr einfach nach. Wie das bei vielen Antilopenarten der Brauch ist, meldet er sein Begehren durch das Beklopfen des Weibchens mit einem Vorderlauf an. Sie nimmt davon keine Notiz. Sie beachtet den Freier überhaupt nicht. Oder fordert sie ihn durch ihre Sprödigkeit heraus? Sobald das Weibchen stehenbleibt, beriecht der Bock ihre Schwanzgegend, flehmt und versucht, sie zu besteigen. Sie duldet es nicht und beginnt wieder mit ihrer Wanderung, den liebestollen Bock im Geleit.

Der Bungalow des Direktors liegt inmitten dieses von Menschenhänden sorgsam gepflegten Tropenparadieses. Sein Garten ist ein Teil davon. Lotosblumen entfalten ihre Blütensterne über dem Wasserspiegel eines kleinen Bassins. Die Fruchtstände der schönen, den Buddhisten heiligen Pflanze ähneln den Tüllen zierlichster Gießkannen. Orchideen schmücken die Veranda und gedeihen in zauberischer Fülle in den alten Bäumen vor dem Haus. Der süße, schläfrig machende Duft der Tempelblumen erfüllt den Garten. Die Gläubigen brechen diese Blüten und opfern sie den Göttern, damit ihr Wohlgeruch sie erfreue.

Mr. und Mrs. Alwis empfangen uns mit Herzlichkeit. Sie bewirten uns mit allen süßen und scharfen Köstlichkeiten, die Lankas Küche hervorbringen kann. Jede Speise reizt den Gaumen auf andere Weise. Wir probieren in Nudelteig gehüllte und mit würzigem Honig verknietete Kokosnuß und winzige mundgerechte Klößchen mit pikanter Gemüsefülle und brennend scharfem Fleisch. Viele Teller mit verschiedenen Gerichten machen die Runde, und jede Speise ist ein Genuß.

Frau Alwis hat ein Herz für Tiere. Am liebsten würde sie ihren Mann in seiner Arbeit unterstützen. Aber da gibt es Hindernisse, die in der alten Tradition und im Aberglauben begründet sind. Als sie vor ein paar Wochen ein Affenkind, das von seiner Mutter nicht ernährt werden konnte, ins Haus nahm, um es mit der Milchflasche aufzuziehen, war ihre Schwiegermutter entsetzt. „Du wirst statt eines Kindes einen Affen gebären“, orakelte sie. Weil die Kinder zum unbedingten Gehorsam gegenüber ihren Eltern erzogen werden und weil nach des Mädchens Verheiratung die Schwiegermutter die erste Respektsperson ist, war es für Mrs. Alwis selbstverständlich, daß der kleine Affe das Haus verlassen mußte. Als Ersatz dafür betreut nun die Frau des Zoodirektors ein ewig hungriges Fischkätzchen, das von der Schwiegermutter noch nicht entdeckt wurde oder aber wegen seiner Menschenunähnlichkeit für nicht gefährlich gehalten wird.

Frau Alwis stammt aus dem Hochland. Der Kundige sieht das sofort an der Art, wie sie den Sari trägt. Aus dem Bund ihres zweiteiligen Gewandes schaut ein sorgsam gefälteltes, wie ein Fächer sich spreizendes Tuch hervor. Allein um dieser Zierde willen braucht Frau Alwis 20 Minuten länger zum Anlegen ihres Saris als die Inderin, die ihn mit raschem Griff um die Hüfte schlingt und sein Ende in lockeren Falten wie eine kurze Schleppe über die Schultern wirft. Diese kleine liebenswerte Frau verdankt ihren Ehemann der Vermittlung des Vaters. Er hat ihr den Partner gesucht, und sie hat ihn angenommen. In der Vergangenheit war das die einzig übliche Art, Hochzeiten vorzubereiten.

Die Eltern wählten die Partner für ihre Kinder, und die Kinder beugten sich dieser Wahl. Der den Töchtern anezogene Gehorsam gegenüber Vater und Mutter wurde auf den Gatten übertragen, und das Wissen um die Unabänderlichkeit des elterlichen Entschlusses ließ das junge Paar mit ehelichen Konflikten fertig werden. Heute lösen sich in Sri Lanka mehr und mehr junge Menschen von dieser Tradition und wählen ihren Ehepartner selbst.

Am späten Nachmittag besuchen wir die große Dressurvorführung der fünf ceylonesischen Elefanten. Die im Halbrund um die Manege aufsteigend angeordneten Bankreihen sind bis zum letzten Platz von einer erwartungsfrohen Menge besetzt. Die schräg einfallenden Strahlen der Sonne lassen die Gesichter der Menschen noch dunkler erscheinen als sonst, und ihre blitzenden Zähne und die Hemden der Männer wirken noch weißer. Da gibt es kein undiszipliniertes Rufen und Schreien, kein Lärmen, Schieben und Drängen. So eng die Zuschauer auch sitzen und so viele kleine Kinder auch dabei sind, man hört nur das Wispern, Zischen und Summen leiser Gespräche. In der Manege herrscht geschäftiges Treiben. Die Mahauts schleppen Podeste herbei und tadeln die Elefanten, die sich aus Langeweile Sand mit dem Rüssel gegen den Bauch werfen. Zum ersten Mal sehe ich diese hochbeinigen Elefanten mit dem schmalen Schädel und dem verhältnismäßig schlanken Körper. Ohren und Rüsselansatz der älteren unter ihnen erscheinen rosa und sind mit unzähligen Pigmentflecken übersät. Unruhig treten die großen Tiere von einem Bein auf das andere. Ihre Rüssel pendeln hin und her, oder sie beriechen den Körper des Nachbarn. Noch immer ist die Sonne lästig. Auf der Zuschauertribüne werden mächtige Schirme entfaltet, deren weitausladende Dächer ganzen Familien Schatten spenden. Diese schwarzen, an Urgroßvaters Zeiten erinnernden Monstren sind treue Begleiter der Inselbewohner, denn sie schützen vor jedem Wetter. In einem Land, wo mit heftigen Regengüssen verbundene Gewitter auf der Tagesordnung stehen, spannt man sie erst gegen den Regen auf, und wenn das Trommeln gegen das transportable Dach aufgehört hat, sogleich gegen die Sonne, die so grell und heiß aus einem Wolkenloch hervorstrahlt, daß in wenigen Minuten die Wasserlachen verschwunden sind. Einen schwarzen Regenschirm zu haben, macht das Leben in den Tropen angenehmer.

Das Tam-Tam einer Handtrommel ruft die Elefanten zum Auftritt. Der größte trägt in seiner Rüsselöffnung eine Tafel, auf der in singhalesischer, tamilischer und

englischer Sprache den Gästen ein herzlicher Gruß entboten wird. Nun beginnen die Tiere zu arbeiten. Auf drei Beinen hinkend bewegen sie sich durch das Rund der Manege. Dann wieder drehen sie sich im Walzertakt und bemühen sich, den eben in Mode gekommenen Twist auf elefantisch zu interpretieren. Wie bei den Pferdedressuren europäischer Zirkusse laufen die Elefanten symmetrische Figuren. Sie bewegen sich, als tanzten sie einen Reigen, und das tun sie mit aller Anmut, die man bei einem Gewicht von 4 bis 5 Tonnen aufbringen kann. Ihre Rüssel sind fest miteinander verschränkt. Langsam steigern sich die Dressurleistungen. Die Elefanten betreten Podeste, die ihren mächtigen Säulenbeinen nur knappen Raum bieten. Auf einen Wink des Mahauts drehen sie sich, das Minimum an Platz geschickt ausnutzend. Sie setzen sich auf diese lächerlich kleinen Schemel und heben die Vorderbeine. Schon sind es keine Gemeinschaftsleistungen mehr, die uns gezeigt werden. Jeder Elefant besitzt individuelle Fähigkeiten, die sein Mahaut erkannt und entwickelt hat. Einer von ihnen konnte das Gehen auf zwei Beinen lernen. Es ist erstaunlich, daß die Knochen der Hinterbeine die Belastung von 100 Zentnern überhaupt aushalten, denn Zirkusvorführungen hat die Natur im Bauplan ihrer Tiere nicht vorgesehen, und in freier Wildbahn würde es keinem Elefanten einfallen, zweibeinig durch den Dschungel zu gehen. Ein anderer macht „Handstand“. Den Rüssel als ein fünftes Bein benutzend, ruht sein Gewicht auf den Vorderbeinen, während die Hinterbeine wie geknickte Säulen in den Himmel ragen. Gebannt verfolgen viele hundert Augenpaare die ungewöhnlichen Kunststücke. Die wenigsten Menschen auf Lanka haben Gelegenheit, den Dickhäutern in ihrer natürlichen Umwelt zu begegnen. Für sie ist der Elefant genau so fremdartig und aufregend wie für die Besucher europäischer Zoos. Wohl wissen sie, daß man Elefanten zur Arbeit abrichten kann und daß sie bei den alljährlich stattfindenden Prozessionen in der alten Königsstadt Kandy eine sehr repräsentative Rolle spielen, aber sie turnen und tanzen, die Drehorgel spielen und Pauke schlagen zu sehen, das entzückt die schaufreudige Menge. Ein Mahaut entrollt eine Matte zwischen den Säulenbeinen seines Elefanten und streckt sich darauf aus. Er ruft einen Befehl, worauf der graue Riese langsam in die Knie geht. Der gewaltige Leib senkt sich auf den zerbrechlich schlanken Mann herab. Immer näher kommt die graue Fülle, berührt ihn und bedeckt ihn schließlich. Auf Befehl erhebt sich der Elefant. Der Mahaut aber bleibt liegen, weil er zeigen will, wie behutsam das große Tier mit ihm umgeht. Er läßt es über sich hinwegsteigen. Wie schwach und klein wirkt der Mensch unter den gewaltigen Füßen, die sich vorsichtig über seinen Kopf hinwegheben und ihm kein Härchen krümmen! Und dennoch beherrscht der kleine Mensch den Willen des Riesen. Der Mahaut steigt auf einen Podest. Der Elefant hebt den Rüssel an, senkt den Kopf, packt das Menschlein mit dem Maul in der Hüfte und hebt es hoch. Wie eine Beute trägt er seinen Lehrer quer im Maule durch die Manege. Die Dressurvorführung der fünf ceylonischen Elefanten im Zoo von Colombo kann sich in jedem großen Zirkus sehen lassen.

Die Elefanten erwarten eine Belohnung aus der Hand des Zoodirektors. Tagtäglich zur selben Stunde, wenn die Herde im Gänsemarsch vom Schaustellungsplatz

durch den Garten zu ihrem Stall zieht, empfängt sie auf halbem Wege einen Leckerbissen. Die großen Tiere bleiben einfach stehen und gehen erst dann nach Hause, wenn sie ihren „Betthopser“ erhalten haben. Das Abendessen bekommen sie im Stall, der aus nichts anderem besteht als aus einem Dach, das auf starken Pfählen ruht. Im Lande des ewigen Frühlings kann man getrost auf feste Häuser verzichten. Es genügt für die Gesundheit der Elefanten, einen Regen- und Sonnenschutz zu haben. Die weißen, saftigen Schäfte der Bananenstauden, frische Zweige und Gras werden den Hunger der gelehrigen Tiere stillen.

Vor dem Elefantenstall ist auf einem Reck ein Gibbon an einer langen Kette gefesselt. Den Kopf auf die angewinkelten Knie gestützt, ein graues, wolliges Bündel, sitzt er in der Sonne. Da entdeckt er unter den vielen Menschen, die an ihm vorübergehen, seinen Pfleger. Blitzschnell fährt der Gibbon hoch. Breitbeinig aufgerichtet steht er auf dem Reck. Sein Fell sträubt sich. Sein kleines Affengesicht verzieht sich zu einer Grimasse, zu der die melodischen Vogellaute, die er ausstößt, nicht recht passen wollen. Der Pfleger beachtet ihn nicht. Er hilft den Mahauts beim Anketten der Elefanten. In einem jähen Wutanfall rüttelt der Affe an dem Reck, daß es in der Halterung quietscht und klappert. Drohend zeigt er die Dolche seiner Eckzähne. Mehr noch als diese gefährlichen Waffen imponieren uns seine turnerischen Fähigkeiten. Mit großer Kraft und Gewandtheit dreht er eine Riesenwelle nach der anderen. Zwanzig-, fünfundzwanzigmal wirbelt er mit weitem Schwung um das blanke Metall. Menschen stauen sich, bewundern ihn, feuern ihn an. Er bemerkt es wohl, und je mehr Zuschauer sich einfinden, desto wilder wird sein Spiel, doch bricht es genauso plötzlich ab, wie es begonnen hat. Der Gibbon zeigt sich noch als begabter Seiltänzer, indem er schnell einige Male hoch aufgerichtet von einer Reckseite zur anderen läuft. Dann hockt er sich wieder nieder und blickt abwesend in die Ferne. Er reagiert nicht auf das Publikum, das ihn lockt, bis ganz unerwartet die „Vorstellung“ von neuem beginnt.

Im Hause des Zoodirektors stillen wir unseren Durst. Die größte Hitze des Tages ist vorüber, aber sie hängt noch in dem Gemäuer, das wie ein guter Kachelofen die Wärme speichert. Wir setzen uns deshalb in den Garten, um den lauen Abend zu genießen. Noch ist der Himmel leuchtend rot von den Strahlen der bereits untergegangenen Sonne. Aus der Krone eines Baumriesen löst sich ein Schwarm fliegender Hunde und zieht mit schweren Flügelschlägen davon. Wie unheimliche schwarze Riesenvögel heben sie sich vom flammenden Rot des Abendhimmels ab. Frau Alwis folgt meinem Blick und lächelt. „Wo werden diese Diebe heute wieder Mahlzeit halten? Sie sind zu einer Plage geworden, nicht einmal die Bananen im Haus sind vor ihnen sicher. Wir müssen das Obst abends stets sorgsam verschließen, sonst wäre es am nächsten Morgen nicht mehr da.“ Mit den fliegenden Hunden werden auch die Mücken munter. Sie finden schnell Geschmack an unserem Blut und umschwärmen uns mit ihrem hohen nerventötenden Gesumm. Unsere Haut hügelte sich von ihrem Aderlaß. Verstohlen wandern unsere Hände unter den Tisch, aber unser Kratzen verstärkt nur den Juckreiz. Frau Alwis holt ein Räucherstäbchen aus dem Haus und

zündet es an. Es soll die Mücken vertreiben. Vom glimmenden Hölzchen lösen sich feine Rauchschwaden. Sie wehen über den Tisch und verbreiten einen würzigen Duft. Offenbar ist er den Mücken angenehm, denn sie bleiben, und es werden ihrer immer mehr. Als wir uns nach einer halben Stunde verabschieden, sehen meine nackten Beine aus, als wäre ich durch Nesseln gewatet.

Am Abend sind wir Gast und Gastgeber zu gleicher Zeit. Der stellvertretende Leiter der Handelsmission der DDR ist schon seit Monaten fern seiner Familie und wird von einem männlichen Hausangestellten betreut, mit dem er sich nicht verständigen kann. Er hat uns in seinen mit allen Bequemlichkeiten ausgestatteten und in einem reizvollen Garten gelegenen Bungalow gebeten. Diese Einladung unseres hilfsbereiten Landsmanns ist nicht ganz frei von Hintergedanken. Kaum haben wir den Garten bewundert und einen erfrischenden Willkommenstrunk zu uns genommen, werde ich in die Küche geschickt, um aus den im Kühlschrank verwahrten Vorräten ein deutsches Abendbrot zu bereiten. Der singhalesische Diener soll mir dabei auf die Finger schauen, damit er sieht, was ich ihn mit Worten nicht lehren kann, und damit der Herr des Hauses von dieser Lektion in der Küche noch profitiert, wenn seine deutschen Freunde längst weitergereist sind. Es macht mir Spaß, Hausfrau im fremden Land zu sein. Ich benötige allerdings dreimal so viel Zeit als sonst, die Mahlzeit auf den Tisch zu bringen, weil ich jeden Löffel, jedes Gewürz erst in Schränken und Schüben suchen muß. Aber mit dieser Mühe erwerbe ich mir das Recht, die Musik zu wählen, die wir nach dem Abendbrot hören werden: das Violinkonzert von Beethoven mit David Oistrach. Ein sowjetischer Geiger spielt das Konzert eines Deutschen, und wir hören es auf Lanka, unter Palmen, über denen sich ein hoher, heller Sternenhimmel wölbt, in der lauen, von Düften erfüllten Tropennacht. Als Beethoven das Konzert schuf, waren gerade die letzten verzweifelten Versuche der Inselbewohner, die Fremdherrschaft abzuschütteln, auf blutige Weise zer schlagen worden und die Insel in den Besitz der englischen Krone übergegangen. Heute erklingt seine Botschaft der Menschlichkeit in einem Land, das frei ist von fremder Gewalt und das auf dem Wege ist, frei zu werden von fremder Beeinflussung.

Besuch im Kloster

IN unserem noblen Hotel am Meer können wir auf den Wecker verzichten. Bald nach Sonnenaufgang beginnen die Krähen mit ihrem krächzenden Geschwätz, das bis zum Abend andauert und nur während der heißesten Stunde des Tages verstummt. Zwei dieser schwarzgefiederten Lärmmacher sind besonders dreist. Sie landen auf dem Fensterrahmen und entbieten uns mit heiserem „Krah“ ihren Morgengruß. Wir rühren uns nicht. Eine Krähe lüftet die Flügel, hopst auf das Fensterbrett, wandert mit ihren kräftigen Beinen über den Tisch zielstrebig auf eine große Tasche zu, in der sie Eßbares vermutet. Der andere ungebetene Gast, der mit schiefgehaltenem Kopf aufmerksam die Aktionen seines Begleiters verfolgt hat, setzt zum Sturzflug an und landet auf dem Taschengriff. Papier raschelt. Aber da ist nur Fotozubehör, das selbst der hungrigsten Krähe als ungenießbar erscheinen muß. Noch ein paar vergebliche Schnabelgriffe, und der enttäuschte Dieb klettert wieder aus den Tiefen der Tasche zum Tisch empor. Er steckt seinen dicken Schnabel ins Wasserglas, hebt den Kopf und läßt den Trunk durch die Kehle rinnen. Wir klatschen in die Hände, worauf die Vögel eilig zum Fenster trippeln, sich mit rauhem Krächzen verabschieden und in einem anderen Zimmer des Hotels ihr Glück versuchen. Wir haben sie liebgewonnen, die Vögel im feierlichen Schwarz – mit den Manieren kleiner Straßenjungen.

Heute früh werden wir im Kloster zu Mt. Lawinia erwartet. Wir entlassen den Taxichauffeur zeitig genug, um die letzten paar hundert Meter zu Fuß gehen zu können, denn wir wollen dabei ein wenig von der Atmosphäre dieser buddhistischen Gemeinde verspüren. Bescheidene, saubere Hütten finden wir rechts und links des Weges. Sie liegen inmitten üppiger Gärten und werden von den zartgefiederten Kronen unzähliger Kokospalmen überragt. Sanfttägige, zartgliedrige Frauen, die einem zu jung erscheinen, Mütter schulpflichtiger Kinder zu sein, strahlen ihren Töchtern auf sonnenbeschiedenen Veranden das Haar, küssen sie und reichen ihnen lächelnd das Bündel mit den Büchern. Sie folgen ihnen zur Gartenpforte und blicken ihnen nach, wie sie mit den Nachbarkindern vereint den Weg zur Schule gehen. Andere Frauen kneten Wäsche in flachen Zubern und breiten sie auf Zäunen und Sträuchern zum Trocknen aus. Männer mit bunten Sarongs um die schmalen Hüften und nack-

ten bronzefarbenen Oberkörpern arbeiten in den Gärten. Neben Kokospalmen sind Papayen und Bananen in fast jedem Garten zu finden.

Wenn die Schulkinder uns sehen, verstummt ihr fröhliches Geschwätz und ihr helles Lachen. Scheu beobachteten sie uns. Ihre ernsten kleinen Gesichter fragen: „Was wollen die hier?“ Ihr Erstaunen ist verständlich, denn Europäer gehen im tropischheißen Colombo nur selten zu Fuß. Noch ungewöhnlicher ist es, ihnen außerhalb der großen Geschäftsstraße auf einem Gartenweg zu begegnen. Aber wir erregen ihre Neugier nicht nur, wir verstehen es auch, sie zu befriedigen. Bald sind wir von wissensdurstigen Kindern umringt, die bemüht sind, sich mit ihren geringen englischen Sprachkenntnissen mit uns zu verständigen. Sie legen ihre Bücher zu Boden und drängen sich, einen Blick durch das Teleobjektiv der Kamera werfen zu dürfen. Mit erregten Rufen quittieren sie das „Wunder“ der Vergrößerung, während sie das von der fremden Frau geschenkte Bonbon schnell von einer Wangenseite zur anderen schieben. Sie haben keine Vorstellung von unserer Heimat. Europa, Deutsche Demokratische Republik sind für sie nur Worte ohne Bilder wie Afrika oder Nordpol. Ihre Welt ist noch klein, sie reicht genau so weit, wie ihre Beine sie tragen können.

Die Kinder vergessen die Zeit. Freiwillig wollen sie nicht gehen. So drücken wir ihnen die Bücher in die Hand, nehmen unsere Kameras und geleiten sie zur Schule. Mehr als hundert Schülerinnen und Schüler haben schon auf den Bänken in der großen fensterlosen Veranda Platz genommen, die das Schulgebäude darstellt. Fünf Klassen werden von fünf Lehrern in einem einzigen Raum zur gleichen Zeit unterrichtet. Einige Erwachsene lehnen an den Wänden. Wir denken, es sind Analphabeten, die die neuen Bildungsmöglichkeiten nutzend, ihren Kindern an Wissen nicht nachsehen möchten. Wir werden aber belehrt, daß es Eltern von unverbesserlichen Störenfrieden sind, die gebeten wurden, zur Festigung der Schuldisziplin dem Unterricht beizuwohnen. Und die Disziplin ist gut. Für mitteleuropäische Verhältnisse grenzt sie sogar ans Wunderbare. Noch ist Pause. Noch haben die Lehrer nicht den Raum betreten, und trotzdem gibt es kein Schreien, kein Hin- und Herlaufen und kein Necken. Die Schule gehört zum Kloster von Mt. Lawinia. Während es früher üblich war, daß sich die Mönche mit einer Anzahl von Schülern umgaben, denen sie neben der buddhistischen Lehre auch ein gewisses Maß an weltlicher Bildung zuteil werden ließen, unterrichten jetzt ausgebildete Pädagogen an der kleinen Klosterschule zu Mt. Lawinia, und die Mönche beschränken sich auf die Unterweisung in der buddhistischen Lehre. Die Schule erhält staatliche Zuwendungen. Vom Kindergarten bis zur Aspirantur ist der Besuch der Bildungsstätten unentgeltlich. Das erklärt den verhältnismäßig niedrigen Prozentsatz von Analphabeten. Während in Indien der Schulbesuch eines Kindes oft nur unter großen Opfern der Eltern ermöglicht werden kann und demzufolge noch immer 70% der Bevölkerung des Lesens und Schreibens nicht kundig sind, wurde 80% der Bewohner Sri Lankas eine elementare Bildung zuteil. Es gibt auf der Insel insgesamt etwa 7600 englische, tamilische und singhalesische Schulen, darunter zahlreiche Konfessionsschulen. Bis zur Verabschiedung

des neuen Schulgesetzes im Jahre 1960 erhielten die katholischen Schulen die höchsten staatlichen Zuschüsse, obgleich sich nur 9% der mehr als 10 Millionen Bewohner der Insel zum christlichen Glauben bekennen. Heute gewährt der Staat allen Schulen die gleiche Unterstützung, unabhängig von der Religionszugehörigkeit ihrer Schüler.

Es ist 8 Uhr. Die Lehrer haben den Schulraum betreten. Die Unterhaltung verstummt. Kleine braune Kinderhände legen sich vor dem Gesicht zusammen. Hundert Augenpaare verschwinden hinter dunklen seidigen Wimpern. Hundert Münder sprechen leise und in monotonem Rhythmus die fünf wichtigsten Gebote des Buddhismus: der Buddha ist der Verehrungswürdigste, wir gehorchen seinen Geboten und seinen Nachfolgern. Ich darf nicht töten. Ich darf nicht stehlen. Ich darf nicht ehebrechen. Ich darf nicht lügen. Dann beginnt die Unterrichtung der Kinder unter Verhältnissen, wie wir sie uns für Europa nicht vorstellen können. Aber kaum einer der Lerneifrigen läßt sich durch die neben ihm sitzende und mit anderem Lehrstoff beschäftigte Klasse oder durch uns ablenken. Der Blick ist nach vorn gerichtet, und die ganze Aufmerksamkeit gilt dem Lehrer. Noch schwieriger ist die Situation an einigen Landschulen, wo die gleiche Anzahl Kinder von einem einzigen Lehrer unterrichtet wird. Da weiß man nicht, wer mehr Bewunderung verdient: die Eltern, die ihre Kinder zur Disziplin erzogen, der Lehrer, der seinen Unterricht so interessant zu gestalten vermag, daß die Disziplin nicht gefährdet ist, oder die Kinder, die diese Disziplin allen Verlockungen zum Trotz halten.

Reverend Wipulasara, das Oberhaupt der buddhistischen Gemeinde zu Mt. Lavinia, kommt uns freundlich lächelnd entgegen. Er hat uns schon erwartet und weist mit einladender Gebärde auf das Haus, das er bewohnt. Es ist mein erster Besuch in einem Mönchskloster. Darf ich als Frau überhaupt den Wohnraum eines Priesters betreten? So zwanglos und selbstverständlich der Umgang mit Reverend Wipulasara in Dresden war, so schwierig gestaltet er sich hier in seiner Umwelt, die ihre eigenen Gesetze hat und zu deren Einhaltung er als Vorsteher dieses Klosters in besonderem Maße verpflichtet ist. Eine Handbewegung gewährt auch mir den Zutritt zu dem Zimmer, das mit den Mönchszellen unserer Vorstellung nichts gemein hat. Es ist ein gutmöblierter Raum mit einem großen altmodischen Bett, in dem ein Hündchen seinen Morgenschlaf hält. In einem abgetrennten Teil des großen Zimmers nehmen wir auf niedrigen Polstern Platz. Wipulasara stellt uns einen Klosterbruder vor, der Wolfgang wie einem guten alten Bekannten mit Herzlichkeit die Hand schüttelt. „Sie sind mir kein Fremder, Mr. Ullrich“, sagt der Mann in der gelben Kutte mit gewinnendem Lächeln. „Sehen Sie, dieses ganze Album ist voller Bilder, die Reverend Wipulasara von seinem Dresdner Aufenthalt mitgebracht hat.“ Er reicht uns den Band, der für unseren Freund nicht nur den Wert einer Erinnerung an eine Reise durch die Deutsche Demokratische Republik besitzt, sondern gleichzeitig einen Beleg für die sozialen Errungenschaften eines jungen sozialistischen Landes darstellt. Wir sehen Wipulasara vor dem Portal des Deutschen Hygiene-Museums, in Schulen, Krankenhäusern und Kinderkrippen. Auf einem Foto hält er einem kleinen Mäd-

chen, das mit einem halben Dutzend Altersgenossen an einem runden Tisch beim Frühstück sitzt, das Kaffeetöpfchen an den Mund. Staunende Kinderaugen betrachten den kahlköpfigen, kleinen Mann im gelben Gewand. Andere Bilder zeigen ihn an den Bettchen der Kleinsten und auf dem Kinderspielplatz. „Die vorbildliche Betreuung der Kinder in der Deutschen Demokratischen Republik hat mich vor allem beeindruckt. Ich wünschte, Ähnliches ließe sich in unserem Land verwirklichen. Ihre Menschen haben wirklich Großartiges beim Aufbau dieser von den Bomben zerstörten und verbrannten Stadt geleistet“, erklärt Wipulasara. „Ich bin der Ansicht, daß unsere Menschen erfahren müssen, was heute in Europa geschieht. Sie müssen auch von Ihrem Lande wissen. In einer Vollmondnacht habe ich deshalb statt der sonst üblichen theologischen Vorlesung den Angehörigen unserer buddhistischen Gemeinde über meine Reise nach Moskau berichtet und ihnen einen Eindruck vom Weltkongreß für Frieden und Abrüstung vermittelt. Ich erzählte ihnen von der Gefahr, die allen Menschen dieser Erde durch einen von Wahnsinnigen gewollten 3. Weltkrieg droht, und von der unermüdlichen und aufopferungsvollen Arbeit der Friedliebenden, dieses Unheil abzuwenden. Ich berichtete von ihrer Forderung, alle Waffen zu vernichten und in friedlicher Koexistenz in einer Welt ohne Krieg zu leben. Ich habe ihnen auch von den sowjetischen Menschen erzählt, die aus Moskau und den Randbezirken der großen Stadt zum Kongreßpalast kamen, um den Delegierten aus aller Welt ihre Sympathie zu bekunden. Auch von der Deutschen Demokratischen Republik erfahren unsere Gäste in jener Vollmondnacht, von dem inneren und äußeren Aufbau des Landes und von der herzlichen Gastfreundschaft, die mir dort gewährt wurde. Wenn das Album mit den Fotos von meinem Besuch in Ihrer Heimat nicht mehr ganz neu aussieht, so ist das starke Interesse daran schuld, das die Bilddokumente hier gefunden haben.“

Wipulasara lädt uns zu einem singhalesischen Frühstück ein, das auf einem niedrigen Tisch hergerichtet ist. Wir trinken Tee, der mit Kokosblütenhonig gesüßt wurde, essen mit Butter bestrichenes Fladenbrot und erfrischen uns an den köstlichen Früchten, die unter Lankas Sonnenhimmel reifen: süßen, saftigen, gelbfleischigen Ananas, nußartig schmeckenden Bananen und blaßorangefarbenen, wie große Pflaumen geformten Mangos, deren Geschmack an den von Erdbeeren, Ananas, überreifen Pfirsichen und – Petroleum erinnert und die ich allen anderen Früchten vorziehe. Es gibt auch ein eigenartig schmeckendes, aus Kokos bereitetes Honigbrot und eine Vielzahl von Gewürzen, mit denen wir uns nach beendeter Mahlzeit „den Atem wohlriechend“ machen können.

Von Wipulasara erfahren wir einiges über das Leben der Mönche. Bereits im Alter von 6 bis 8 Jahren werden die Knaben im Kloster aufgenommen. Jede buddhistische Familie trachtet danach, wenigstens einen Sohn ins Kloster zu schicken. Dort bewohnt er allein oder mit einem Gefährten eine Zelle. Er läßt sich das Haar scheren, trägt das gelbe Ordensgewand und verzichtet auf persönliches Eigentum. Nach uralter Mönchsvorschrift besitzt er nicht mehr als dieses Gewand, einen Napf für das Essen, eine Nadel und ein Schermesser. Solange er im Kloster lebt, unterwirft er

sich 10 Geboten. Die ersten fünf, die wir in der Schule bereits hörten, gelten für alle Buddhisten. Die folgenden Gebote sind für die jungen Mönche bindend: Ich darf mich nicht berauschen, ich darf am Nachmittag außer Getränken keine Nahrung zu mir nehmen, ich darf nicht bequem sitzen, ich darf keinen Vergnügungen nachgehen, keine Parfüms verwenden und mich nicht schmücken, ich darf kein Gold, Silber oder Geld gebrauchen. Für den Laienbuddhisten gelten diese Gebote nur an Feiertagen. Mit 20 Jahren kann sich der Mönch entscheiden, ob er im Kloster bleiben oder zu seiner Familie zurückkehren will. Entsaugt er dem familiären Leben, muß er sich noch strenger in Zucht nehmen, denn für einen ordentlichen Mönch gelten 227 Gebote. Trotz der Vielzahl der Vorschriften haftet den buddhistischen Klöstern nichts von Strenge und Dumpfheit an. Vielleicht liegt das am ewigen Sonnenschein, an den hellen, luftigen Zellen und an den leuchtend gelben Gewändern der Mönche. Wahrscheinlich rührt dieser Eindruck noch mehr von der Tatsache her, daß für den buddhistischen Mönch das Kloster kein lebenslanges Gefängnis ist. Er kann jederzeit die Kutte mit dem Sarong oder dem Anzug vertauschen und eine Familie gründen. Ja, er darf sogar zurückkehren, wenn er des weltlichen Lebens überdrüssig ist, und wird wieder in die Gemeinschaft der Mönche aufgenommen, sofern er keinen Menschen und keinen Elefanten getötet hat. Auch der junge Mönch darf das Kloster verlassen, wenn ihn die Sehnsucht nach Eltern und Geschwistern quält. Diese Freiwilligkeit schafft in dem buddhistischen Kloster eine harmonische Atmosphäre.

Der Tag der Mönche beginnt um 4.30 Uhr mit der Meditation. Nach dem Waschen gehen sie für eine Viertelstunde der Andacht zum Schrein, einem mit Buddha-bildnissen geschmückten Raum, hinter dem sich der Stupa, ein weißangestrichener, glockenförmiger, fest zugemauerter Behälter für geheiligte Reliquien befindet. Um 6 Uhr wird der Hof gefegt, wobei die frommen Männer nicht nur darauf achten, daß jedes Blättchen und jeder abgebrochene Zweig entfernt werden, sondern auch, daß der Besen geometrische Muster auf dem Boden hinterläßt. 6.30 Uhr schreiten die Mönche in der Reihenfolge ihrer Dienstjahre zum Schrein. Sie singen und beugen vor der unsichtbaren Reliquie ihre Knie. Kniend sitzen sie auf den Fersen und berühren mit der flachen Hand ihre Oberschenkel. Dann legen sie die Handflächen vor dem Gesicht aneinander, beugen den Rücken, stützen sich auf die Ellbogen und berühren mit dem Daumen der geschlossenen Hand die Stirn und mit den kleinen Fingern den Boden. Schließlich legen sie die Hände rechts und links des Kopfes flach auf die Erde und pressen die Stirn in den Staub. Bevor die Mönche ihr Frühstück einnehmen, opfern sie einen Teil davon dem Buddha. Ein Glockenzeichen ruft sie zur Mahlzeit. Wiederum in der Reihenfolge ihrer Dienstjahre betreten sie den Eßraum, hocken sich auf Bänke nieder und essen aus flachen Schalen, die durch einen von der buddhistischen Gemeinde bezahlten Laienbuddhisten gefüllt werden. Zwei kräftige Mahlzeiten gibt es am Tage. Sie bestehen aus Reis und einem Currygericht. Das Essen wird im Dorfe gekocht, nach einer freiwilligen Planung jeden Tag bei einer anderen Familie. Nach dem Mittagessen dürfen die Mönche nur noch Getränke zu sich nehmen. Eigentlich müßten sie zweimal am Tage das Kloster

verlassen, um mit ihren unter dem Gewand verborgenen Eßschalen, von Tür zu Tür ziehend, die Nahrung zu erbetteln. So will es ein altes Mönchsgesetz, das auch bestimmt, daß der Mönch sich kein Essen zubereiten darf. Das wissen die Laienbuddhisten, und sie betrachten es einer alten Überlieferung zufolge als Ehre, die Mönche zu ernähren. Dabei mag den Buddhisten von Mt. Lawinia der Gedanke gekommen sein, daß es praktischer ist, einmal in längeren Zeitabständen für alle Mönche zu kochen, als täglich zu ungewisser Zeit einen oder mehrere beköstigen zu müssen. Den größten Teil des Tages verbringen die Mönche mit dem Studium der Reden des Buddha, mit Lehrgesprächen, Meditationen und dem Unterrichten von Kindern. Dem Kloster ist ein Priesterseminar angeschlossen, das den Rang einer theologischen Hochschule besetzt.

Jeden Monat am Vollmondtag wandern die Buddhisten der Umgebung zum Kloster, um mit ihren theologischen Lehrern, den Mönchen und Priestern, einen Feiertag zu begehen. In einer Vollmondnacht vor mehr als zweieinhalb Jahrtausenden kam Siddharta Gautama die Erleuchtung, wurde er zum Buddha, als er unter einem uralten Feigenbaum saß. Seither gelten die Vollmondnächte als eine Zeit der größten geistigen Wachheit, die Lehrgesprächen ebenso förderlich ist wie der Meditation. Während eines Tages und einer Nacht führen die Gäste des Klosters ein mönchisches Leben. Sie unterwerfen sich den zehn Geboten, die sie den Mönchen nachsprechen, sobald sie frühmorgens gegen 6 Uhr die Stätte der Frömmigkeit betreten. Eine Stunde später tragen sie Früchte, Reis, Blumen und Bettelbissen als Opfertgaben zum Schrein, und nach dem gemeinsamen Frühstück, bei dem sie in der gleichen respektvollen Weise bedient werden wie die ordentlichen Mönche, beginnt das Zeremoniell mit der Radioübertragung einer buddhistischen Predigt. Es folgen Diskussionen, und danach können sich die Gläubigen unter Anleitung erfahrener Mönche der Meditation hingeben. Vor dem Mittagessen, das um 12 Uhr beendet sein muß, erhält der ewig lächelnde Buddha im Schrein des Klosters seinen Anteil von der Mahlzeit. In einer einstündigen Ruhepause sammeln die Gäste für die andere anstrengende Hälfte des Tages neue Kräfte. Von 13 bis 14 Uhr können sich die Gläubigen wahlweise der Meditation, der Lesung oder der Diskussion widmen. Zwischen 14 und 14.45 Uhr werden heiße Getränke gereicht. Von 15 bis 17 Uhr erteilen die Mönche Unterricht in Meditation. Von 17 bis 18 Uhr treffen sich die buddhistischen Organisationen, und um 18 Uhr folgt eine Art kollektiver Beichte. Nachdem alle Gäste des Vollmondtages und der Vollmondnacht leichte Erfrischungen zu sich genommen haben, hören sie um 20 Uhr die Vorlesungen der Mönche. Diese entsprechen etwa den sonntäglichen Predigten der Christen. Anschließend wird das Für und Wider des Gesagten erwogen, wobei die Buddhisten die Lehre des Erhabenen in regem Gespräch für ihre Zeit neu interpretieren.

Wenn der Mond schon längst als flache weiße Scheibe am Himmel erschienen ist und sein fahles, milchiges Licht über das friedliche Land wirft, auf die stumpfen braunen Dächer der Wohnstätten, auf die taufeuchten Wiesen und auf die leise pendelnden Wedel der hohen Palmen, sitzen noch immer die Gäste der Vollmond-

nacht in regloser Meditation. Viele kleine Öllämpchen brennen vor dem Bildnis des Erhabenen, der die Menschen von dem Fluch der Wiedergeburt freimachen und ihnen den Weg ins Nirwana weisen wollte, vor dem Denkmal des Menschen Siddharta Gautama, der seinen Zeitgenossen eine neue Art zu leben predigte. Unruhig zucken die Flämmchen der Lampen und werfen phantastische Schatten an die Wände des Heiligtums. Sie beleuchten welke Blüten, faulende Früchte und trockenen Reis. Das tropische Klima der Insel hat die Opfergaben unansehnlich gemacht. Warum legt man sie eigentlich vor dem Standbild des Buddha nieder, den seine unmittelbaren Nachfolger weder als Gott, noch als Propheten oder Religionsstifter, sondern nur als weisen Lehrer, Philosophen und damit als ihren Meister ehrten? „Sie sind nicht als Opfer gemeint“, belehrt uns Reverend Wipulasara. „Ebensowenig ist die Statue des Buddha ein Götterbild. Die Bildnisse des Buddha sind für die Menschen gemacht, die Anschauungsmittel brauchen, sich des lebendigen Buddha zu erinnern und seiner Lehre nacheifern zu können. Und diesen Bildnissen werden Geschenke gebracht, die den Erhabenen zu seinen Lebzeiten erfreut hätten: duftende Blüten, dazu Reis und Früchte, um ihn zu sättigen, und Betel, um seinen Gaumen zu erfrischen. Die Phan-

Seite 25: Von der hohen Zeit des Buddhismus auf Lanka kündigen Plastiken und Tempel. Im Kloster zu Mt. Lavinia studieren die Mönche die Reden Buddhas.

Seite 26: Wohl berichtet die Geschichte Lankas von Königen und Kriegen, aber die Namen der Künstler, die in Polonnaruwa die Riesen aus Stein schufen, werden nicht genannt.

Seite 27: Eineinhalb Jahrtausende erhielt sich die Leuchtkraft der Farben, mit denen die lieblichen Frauen auf die Felswände von Sigiriya gemalt wurden.

Seite 28: Unter heißer tropischer Sonne holen die Küstenfischer Lankas ihre Netze ein, die sie in der vergangenen Nacht ausgeworfen haben.

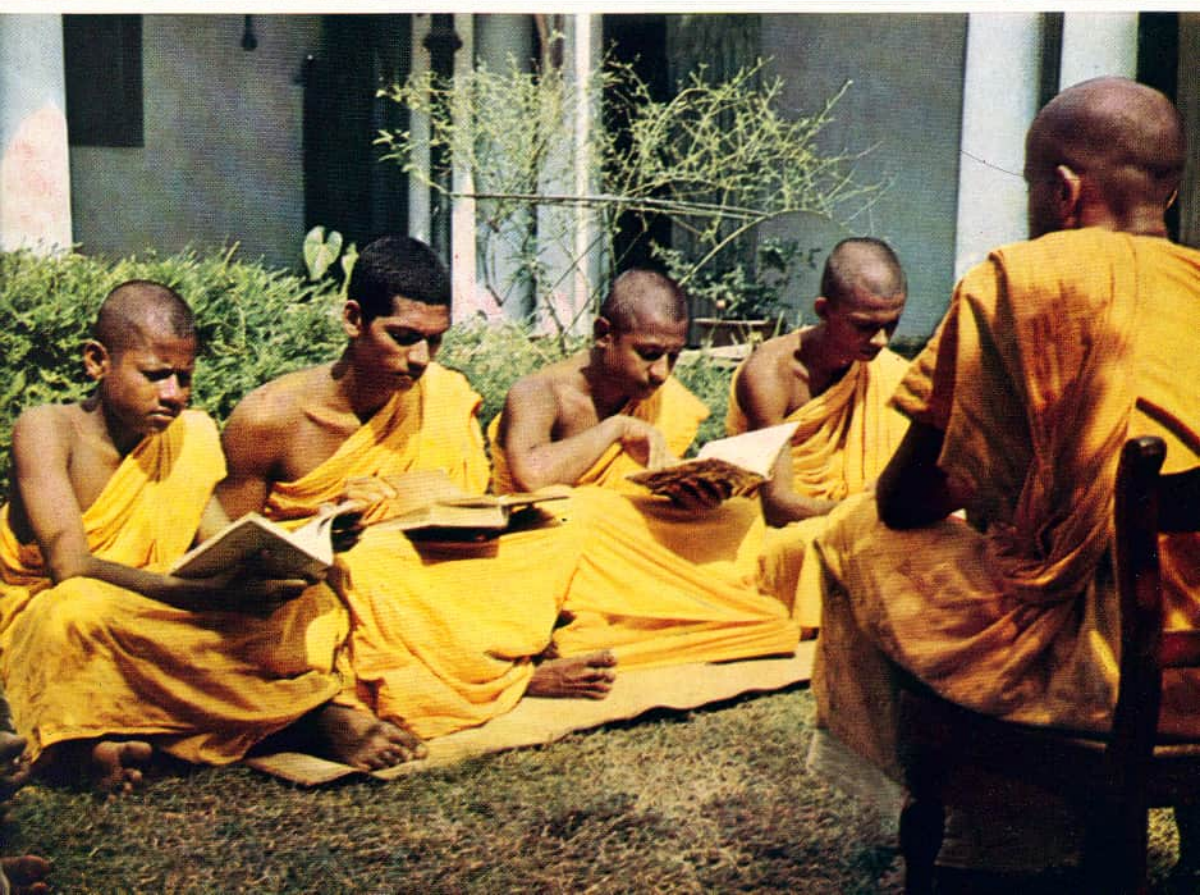
Seite 29: Während die Kormorane ihre Flügel trocknen und der Reiher sein Gefieder ordnet, nimmt die Klappenweichschildkröte ihr Sonnenbad.

*Seite 30 oben: Ein Haubenadler ist nicht häufig vor die Kamera zu bekommen.
unten: Den Bindenvaranen begegnen wir nicht nur im Dschungel. Sie sind auch Untermieter unseres Bungalows.*

Seite 31 oben: Auch der Argala, der indische Marabu, gehört zu den ständigen Bewohnern des Yala-Nationalparks.

unten: Früchte und saftige Kräuter bilden die Hauptnahrung dieser Sternschildkröte.

Seite 32: Die heiße Mittagszeit verbringen die wilden Wasserbüffel in der Suhle. Mit ihren breiten Hörnern schaufeln sie sich Schlamm auf den Rücken.

















tasie der Gebenden muß dabei nicht größer sein als die Ihrer Menschen, die auf den Gräbern der Verstorbenen Blumen niederlegen und mitunter Kerzen anzünden“.

Am Morgen nach der Vollmondnacht, die in der Unterweisung, bei der Mahlzeit und im Schlaf eine Gemeinschaft zwischen den Laienbuddhisten und den Mönchen schuf, sprechen alle noch einmal die fünf Gebote des Buddhismus, bevor sie in ihre Wohnstätten und zu ihren täglichen Pflichten zurückkehren.

Die Mönche von Mt. Lawinia sind schlanke Jünglinge von fast mädchenhafter Schönheit. Voll Anmut tragen sie das dottergelbe Gewand. Auf ihren geschorenen Köpfen liegt der schwarze Flaum des nachwachsenden Haares. Ihre Bewegungen sind gemessen. Neugier flammt in ihren Augen auf, wenn wir ihnen begegnen. Sie beobachten uns forschend und betrachten auch die fremde Frau, die in ihre klösterliche Abgeschiedenheit eingedrungen ist. Treffen sich unsere Blicke, wenden sie die Augen scheu lächelnd ab. Wir sehen sie im Schatten eines Mangobaumes auf der Wiese sitzen, dort werden sie von einem alten Priester unterrichtet, dessen Gesicht von Weisheit geprägt ist. Abwechselnd müssen die jungen Mönche auswendig gelernte Texte aus buddhistischen Schriften hersagen. Ein Schüler hat den Faden verloren. Der Lehrer bittet dessen Nachbarn, den Abschnitt zu vollenden. Schamröte verdunkelt das Gesicht des Pechvogels. Er beugt sich tief über den auf seinen verschränkten Beinen liegenden Pali-Text. Es ist ihm peinlich, in unserer Gegenwart versagt zu haben. Dabei hat uns erst sein Verhalten auf den Fehler aufmerksam gemacht, denn weder Wolfgang noch ich verstehen singhalesisch. Unter dem Mangobaum werden Kokospalmensetzlinge herangezogen. Wenn man die ungeschälte grüne Frucht begießt, dauert es nicht lange, bis aus der geborstenen harten Schale ein grünes Pflänzchen hervorwächst.

Reverend Wipulasara hat Besuch bekommen. Ein Senator, ein guter Bekannter unseres Gastgebers, ist erschienen. Mit Selbstverständlichkeit nimmt er auf einem Polster an unserem Tische Platz. Wipulasara hatte uns erklärt, daß nur wir, die Freunde aus einem anderen Land, das Recht besitzen, neben ihm in gleicher Höhe Platz zu nehmen, während seine buddhistischen Landsleute stets den Mönchen zu Füßen sitzen müssen. Jetzt erhebt er sich, bewirtet seinen Gast mit Liebenswürdigkeit und findet dabei Gelegenheit, scheinbar absichtslos auf ein hochbeiniges Sofa zu gelangen. Er hat auf taktvolle Weise die Sitzhöhe seinem Rang entsprechend korrigiert.

Wir fühlen uns wohl bei den buddhistischen Mönchen der Tropeninsel, die den Sinngehalt ihrer Lehre mit den Erfordernissen unserer Zeit in Einklang zu bringen wissen. Sie sind nicht die weltferne Eliteschicht, die sich von buddhistischen Laien nähren und kleiden läßt, um durch Nichtbesitzen und Nichthandeln frei zu sein für die eigene Selbstvervollkommnung, die sie am Ende von der Qual des Wiedergeborenwerdens befreit und ins Nirwana führt. Die Mönchsgemeinde Lankas ruft auf zum Dienst für das Leben, für den Frieden und für das Glück der Mitmenschen, damit sie ihre Existenz nicht mehr als einen leidvollen Zustand empfinden müssen.

Der Buddha war einer der Großen seiner Zeit. Für die seinen Namen tragenden

Nacheiferer war und ist er der Verehrungswürdigste aller Zeiten. Seine Reden liegen uns in vielbändigen Übersetzungen vor. Obgleich er als Prinz Siddharta Gautama eine sorgfältige Erziehung genoß, bei der er gewiß auch mit der Kunst des Schreibens vertraut gemacht wurde, legte er selbst nichts schriftlich nieder. Was er gesagt hat, ist uns mehr oder weniger wortgetreu von seinen Schülern überliefert worden. Des Buddha Stärke lag im Wort, im gesprochenen, lebendigen Wort, das er ganz dem Begriffsvermögen seiner Zuhörer anpassen konnte. Der buddhistische Klerus auf Sri Lanka sorgt dafür, daß die Worte des großen Lehrers nicht veralten. So, wie die Priester mit Umsicht und Klugheit die Befreiung des Landes von der Fremdherrschaft förderten, halten sie es auch für ihre Pflicht, mit ihrer Gemeinde in der Vollmondnacht nicht nur über religiöse, sondern auch über politische und soziale Fragen zu diskutieren und sich mit Rat und Tat in den Dienst der Gemeinschaft zu stellen.

Küstenfischer und Korallengärten

COLOMBO, die Metropole des Inselreiches, liegt hinter uns. Ohne Bedauern haben wir von der kalten Pracht des Hotels Abschied genommen: von luxuriösen Badezimmern, blendendweißen Tischdecken, blinkendem Silber, weichen Teppichen und wohlherzogenen Dienern. Wir sind unterwegs zu den Tieren. Frohgestimmt lehnen wir in den Polstern des kleinen „Landmaster“ und genießen die Landschaft. Sie wird geprägt von der Kokospalme, die in weit sich erstreckenden Hainen den Küstenstreifen bedeckt. Bündelweise hängen die orangeroten und dunkelgrünen Riesenfrüchte unter dem zartgefiederten Blätterdach. Die nach Galle führende Straße zerschneidet den Palmenwald. Starr und fremd wirkt ihr mattgraues Asphaltband in der üppigen Pflanzenfülle, in der die schmucken kleinen Häuschen der Singhalesen wie untergetaucht erscheinen. Palmen neigen ihre schlanken Stämme über niedrige Dächer, und die zierlichen Schirme ihrer Blätter spenden den Bewohnern Schatten. Zwei Milliarden Kokosnüsse reifen alljährlich unter Lankas Sonnenhimmel. Die Hälfte der Ernte wird als Kopra, Öl, Fett oder auch als unverarbeitete Frucht exportiert. Mit der Gewandtheit von Tieren erklimmen Knaben und junge Männer die schwankenden Stämme, um in schwindelnder Höhe die Früchte zu kappen. Kein Tau, keine Leiter geben ihnen Sicherheit bei ihrer gefährlichen Arbeit. Im südlichen Siam werden Schweinsaffen zum Ernten der Nüsse abgerichtet. Ihre Ausbildung dauert zwar länger als ein Jahr, aber die Mühe lohnt sich – zumindest für den Menschen! „Verdient“ doch ein Affe achtmal mehr als ein Tagelöhner und ist damit imstande, ganze Familien zu ernähren. Bis zu 800 Kokosnüsse erntet ein solcher Vierhänder. Auf der Schattenseite des Stammes klimmt er gewandt empor und wählt aus dem Bündel der prallen Früchte zunächst die Kokosnuß aus, die am reifsten ist und sich demzufolge am mühelosesten pflücken läßt. Drei Reifestadien vermag er zu unterscheiden. Die Erntetaktik variiert er. Je nach der Situation beißt, reißt oder dreht der Affe die Kokosnüsse vom Stiel. Bis zu hundert Nüsse soll eine einzige Kokospalme im Verlaufe eines Jahres hervorbringen können. Aber der Ceylonese begnügt sich nicht mit der Frucht. Er zapft auch den Blütenstengel an, um sich in den Besitz seines süßen Saftes zu setzen, aus dem er durch Einkochen Palmzucker und durch Gärung berau-

schenden Wein zu bereiten versteht. Fast unter dem Wipfel, wo das Blütenbüschel seinen Duft verströmt, wird das grüne Holz gekerbt. Der Schnitt darf nicht zu tief sein, damit das Mark nicht verdorrt, und er muß tief genug sein, damit die Palme Tropfen um Tropfen ihres Lebenssaftes in ein unter die Wunde gehängtes Krüglein entleeren kann. Geschicklichkeit und Erfahrung zeichnen den Toddyzapfer aus. Seine verantwortungsvolle Tätigkeit verleiht ihm Ansehen, sein Beruf wird geachtet. Er steht in der sozialen Rangordnung neben Landbesitzern und Fischern an dritter Stelle. Um sich das mühevoll Hinauf- und Herunterklettern zu ersparen, haben die Toddy-sammler die Palmstämme mit festen Tauen verbunden, auf denen sie mit der Sicherheit von Seiltänzern geschäftig hin und her eilen. Aber auch hier, im Wald der Kokospalmen, kann der Frömmste nicht im Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Soll es doch gelegentlich passieren, daß Toddyzapfer durch angesägte Tawe zu Fall kommen.

Ist das Krüglein gefüllt, wird die Wunde im Stamm der Palme sorgfältig verklebt und der Pflanze nach diesem Aderlaß eine Ruhepause gewährt. 100 Jahre lang spendet die Kokospalme bei sorgsamer Pflege Frucht und Saft. Dann schrumpft ihr Mark. Die Blätter verdorren. Der schlanke Stamm verliert seine Biegsamkeit und steht starr als Baumleiche, bis die Axt ihn fällt. Nach dem Bericht uralter Chroniken hat Cutta Radscha als erster gelehrt, wie man die Kokospalme nützlich verwenden kann. Ihm setzten die Singhalesen ein Denkmal, eine gewaltige, aus schwarzem Fels gehauene Statue, die den König mit einem Schuppenpanzer bekleidet und von einer Mitra gekrönt zeigt.

Die Kokospalme ist aus dem Leben der Inselbewohner nicht hinwegzudenken. Sie verstehen es, dieses anmutige Gewächs der Tropen vom Wipfel bis zur Wurzel zu nutzen. Ihre Hütten werden aus dem Stammholz der Palme gefertigt, als Dach dienen die 4 bis 6 Meter langen, ordentlich neben- und übereinandergelegten Palmwedel. Trennwände, Türvorhänge, Fußbodenbelag und Schlafmatten, Körbe, Schalen und Hüte bestehen aus geflochtenen Blattrippen. Der Gartenzaun wird aus dem Mittelgrat der Wedel gefügt. Braucht der Singhalese ein Kanu, höhlt er den Stamm der Kokospalme aus. Auf ähnliche Weise stellt er auch die Abflußrinnen für den Unrat seines Haushaltes her. Aus Koir, dem rotbraunen, die Nuß umkleidenden rauhen Bast, der mit Knüppeln geschmeidig geklopft und zwischen den zarten Fingern der Mädchen zu dünnen Schnüren gedreht wird, entstehen auf Seilerrädern Stricke und Tawe, aus denen wiederum Hängematten und Netze geknüpft werden. Auf einfachen Webstühlen verwandelt sich der geröstete und gehedelte Koir in Decken und Läufer. Sogar Segel werden daraus gemacht. Die langen geraden Fasern dienen als Roßhaarsersatz. Die Knospen der Kokospalme liefern ein schmackhaftes Gemüse. Ihre Blüten werden im Hause aufgehängt, weil man ihnen die Fähigkeit zuschreibt, böse Geister zu vertreiben. Die Kokosmilch gilt nicht nur als wohlschmeckendes, erfrischendes Getränk, ihr wird auch eine gute Heilwirkung bei Nierenleiden nachgesagt. Das weiße, geschmeidige, fettreiche Kernfleisch, das sich an die Innenwände des braunen harten Panzers schmiegt, ist ein sehr vielseitiges Nahrungsmittel.

Es fehlt bei keinem Currygericht und bildet die Grundlage für viele Süßspeisen. Das Öl wird aus dem Nußfleisch gewonnen, das auch bei der täglichen Körperpflege der Singhalesen eine große Rolle spielt. Sie verwenden es zur Hautreinigung, zur Massage und zum Fetten ihres straffen schwarzen Haares. Es dient zum Kochen, Braten, Backen und speist auch heute noch in mancher Hütte das Lämpchen, das die bescheidene Wohnstatt erhellt. Sogar die bei der Ölgewinnung anfallenden Preßrückstände liefern noch ein hochwertiges Viehfutter. Aus den braunen Kokosnußschalen fertigen geschickte Hände Löffel, Schöpfkellen, Gefäße und Kinderspielzeug an, und Kokosnußschalen sind der Brennstoff für den Herd. Die Möbel bestehen aus dem Holz der Kokospalme, und der Besen in der Ecke wurde aus den Blattrippen jenes langlebigen, anspruchslosen Gewächses hergestellt, dessen Verwendungsmöglichkeiten offenbar unerschöpflich sind. Die Kokospalmenhaine bedecken 34% der landwirtschaftlich genutzten Anbaufläche. Das ist um 10% mehr, als für den Reis, das Hauptnahrungsmittel des Landes, zur Verfügung steht.

In Kalutara, einem an der Mündung der Kala Ganga, des schwarzen Flusses, gelegenen Städtchen, nehmen wir die Gelegenheit wahr, einen Buddhatempel zu besuchen, vor dem sich die Gläubigen in frommer Andacht versammeln. Er ist von einer hohen weißgetünchten Mauer umschlossen und besteht aus dem behäbigen Kuppelbau des Reliquienschreines und der getrennt davon errichteten Tempelhalle mit der Statue Buddhas. Der Sitte entsprechend lassen wir unsere Schuhe vor dem Tor stehen und laufen in Strümpfen durch den knöcheltiefen Sand des Tempelhofes. Wir fühlen uns als Eindringlinge an diesem stillen Ort. Es ist uns peinlich, mit Kameras beladen zu sein und hier fotografieren zu wollen, aber unsere Sorge, die religiösen Gefühle der Betenden zu verletzen, erweist sich als unbegründet. Überall blickten wir in freundlich lächelnde Gesichter. Die Buddhisten Sri Lankas kommen ihren religiösen Pflichten mit der gleichen heiteren Selbstverständlichkeit nach wie ihrer täglichen Arbeit. Der Gottesdienst ist ein Teil ihres Tagewerkes, und so setzen sie auch keine feierlich ernsten Mienen auf, wenn sie ihre Opfergaben niederlegen oder ihre Gebete verrichten. Milch, Reis, Kokosnuß und vor allem Blüten werden auf einem Tisch vor dem Standbild des Erhabenen niedergelegt. Die dottergelb oder rosa gefärbten Trichterblüten des Tempelbaumes, die einen betäubend süßen, an Weihrauch und Lilien erinnernden Duft verströmen, liegen vor jedem Heiligtum. Dieser mexikanischen Pflanze haben die Ceylonesen für immer das Gastrecht auf der Tropeninsel verliehen. Zur Zeit der Blüte blattlos und kahl reckt der in seiner Gestalt an Drachenbäume erinnernde Temple-Tree seine steifen grauen Astarme zum Himmel. Die büschelweise angeordneten Blüten, die sich makellos noch und unverwelkt vom Stiele lösen und als gelber oder roter Teppich den Boden bedecken, sind sein einziger Schmuck. Händevoll werden sie zum Tempel getragen. Die Gläubigen umstehen das Heiligtum und legen vor dem Gesicht die Handflächen betend aneinander, dann lassen sie sich auf die Knie nieder und berühren mit der Stirn den Boden. Hübsche Mädchen und Frauen sind unter den Betenden. Sie tragen kurzärmelige Blusen und den Sarong, das rockartig um die Hüften geschlungene, bis zum Boden her-

abreichende Tuch, das den Blick freigibt auf die wohlgeformten, von keinem Schuhwerk verunstalteten Füße. Ihre Arme sind schlank, die Hände schmal und feingliedrig. Unter den Mädchen und Frauen Sri Lankas gibt es, wie überall auf dieser Erde, schöne und weniger schöne. In ihren Bewegungen aber, in ihrer Art zu gehen und das Köpfchen zu tragen, sind sie alle von gleicher Anmut.

Allmählich wagen wir es, die vor flackernden Öllämpchen und schwelenden Räucherstäbchen Niederknienenden zu fotografieren. Niemand nimmt daran Anstoß. Eine alte Frau drängt sich laut betend vor die Kamera. Ein Mann versucht, sie behutsam wegzuziehen. Sie ist empört und gebärdet sich trotz ihres grauen Haares wie ein bockiges Kind. Mit überraschend heller Stimme redet sie auf den Mann ein, den sie, weil sich ihre Hände noch immer in Gebetshaltung vor dem Gesicht befinden, mit heftigen Ellbogenbewegungen beiseite stößt. Wahrscheinlich ist die alte Frau geistesgestört. Die Umstehenden wollen uns ihr Verhalten erklären, aber wir verstehen sie nicht.

Eine junge Mutter hat ihr nacktes Baby vor dem Buddhaschrein niedergelegt und kniet mit ihrem etwa dreijährigen Sohn andächtig vor dem Heiligtum. Laut sagt der Knabe immer wieder denselben Satz. Aber nur sein Mund betet. Seine Gedanken beschäftigen sich mit Sichtbarem. Er interessiert sich für alles, was um ihn herum vorgeht. Seine Augen betrachten die Vorübergehenden, und er findet sogar Gelegenheit, einem anderen kleinen Jungen eine Grimasse zu schneiden, während sein Mund fromme Worte formt. Die Mutter nimmt keinen Anstoß an seiner Unaufmerksamkeit. Nur wenn das Bübchen aufsteht, um einem Bekannten nachzulaufen, drückt sie es sanft, aber bestimmt an seinen Platz zurück. Der Säugling auf der Decke vor dem Bild des Erhabenen freut sich seiner Bewegungsfreiheit. Er strampelt wie besessen, daß sein winziges Gnomengesichtchen krebsrot anläuft. Dann hebt er die Beinchen und bemüht sich vergeblich, mit seinen rosigen Fingern die Füßchen zu fassen. Und weil sie ihm als Spielzeug nicht dienen wollen, benutzt er sie wieder zum Strampeln und begnügt sich mit der Betrachtung seiner Hände, die er über seinem Kopf dreht und wendet. Wieder versucht der Knabe, den ihn langweilenden Ort zu verlassen. Langsam zieht er die Füße nach vorn, setzt sie auf und versucht, sich unauffällig aus der Hocke aufzurichten. Es bedarf nicht der Hand der Mutter, ihn an seinen Platz zurückzuweisen. Das Bublein hat mich erblickt, und die unvermittelt auftauchende weiße Frau wirkt wie ein Kinderschreck. Willig läßt es sich auf die Knie fallen und betet laut, was man ihn zu beten lehrte.

Als ein grüner Schirm spannt sich das breite Blätterdach des heiligen Feigenbaumes über den Tempel. Säuerlicher Geruch geht von ihm aus, weil ihn die Buddhisten zum Zeichen der Verehrung mit Milch begießen.

Die Flußmündungen, die wir auf unserer Küstenfahrt überqueren, geben unserem Auge wieder freien Blick und lockern das Bild der tropischen Landschaft in reizvoller Weise auf. Zum ersten Male sehe ich Mangroven. Ich kenne diese bizarren, stelzbeinigen, die Flußläufe umsäumenden Gewächse aus vielen Reisebeschreibungen. Von hohen Palmen überragt, säumen sie als struppige Wildnis die Ufer der Kala

Ganga. Auf ihren aus Luftwurzeln gebildeten Stelzen steigen sie sogar ins Wasser hinein. Wie ein Filter fangen sie Äste, Papier, Palmblätter und auf dem Wasser schwimmende verwesende Kadaver auf. Schwillt der Fluß an, spült er Schlamm ins Mangrovendickicht, der nach dem Zurückweichen des Wassers vom Netz der Stelzwurzeln zurückgehalten wird. In diesen Schlamm fallen die Pfeilgeschosse der Mangrovenfrüchte, die schon am Baum zu lebensfähigen, mit einem Schopf ledriger Blätter geschmückten Pflänzchen heranwachsen und sich einzuwurzeln beginnen, sobald sie mit dem Boden in Berührung kommen. Die Mangrove ist ein lebendgebärendes Gewächs der Tropen, das den Flußufeln und Meeresküsten nicht nur ein gefälliges Aussehen verleiht, sondern gleichzeitig der Befestigung der Ufer dient. Sowohl an den Gestaden des Indischen wie auch des Pazifischen und Atlantischen Ozeans ist sie zu Hause. Sie verträgt keine Fröste und siedelt sich vorzugsweise an Küsten an, die vor dem heftigen Anprall der Wellen durch vorgelagerte Korallenriffe geschützt sind. Am prächtigsten gedeihen die Mangroven in dem von der Flut der Gezeiten überschwemmten Küstengürtel. Wenn sie auch in wenigen Arten im Süßwasser anzutreffen sind, ist doch der eigentliche Lebensbereich die Randzone des Meeres und das Brackwasser der Flußmündungen. Ihr gutes Angepaßtsein an diese Region, ihr Vermögen, im Salzwasser sich zu entfalten, läßt sie mutig dem Meere entgegenwachsen. Ihre Stelzwurzeln halten den Sand fest, den die Flut ihnen zuträgt, und geben ihn nicht wieder her, wenn das Meer beim Gezeitenwechsel zurückweicht. So erobern sie Land, indem sie es Meter für Meter dem Meere abtrotzen.

Mangroven speichern das mit dem Wasser aufgenommene Kochsalz in ihrem Zellsaft. Niemand weiß, auf welche Weise es die Pflanzen ermöglichen, daß die Konzentration des Salzes in den Blättern trotz ständiger Transpiration gleichbleibt. Nur bei einer einzigen der vielen Mangrovenarten hat man Salzdrüsen nachgewiesen, die eine Regulierung des Salzhaushaltes durch Auskristallisieren vermuten lassen. In trockenen Zonen kann man die schneeigen Kristalle auf der Unterseite der dunklen ledrigen Blätter deutlich erkennen, in den feuchten Gebieten ihres Vorkommens wird das Salz vom Regen weggewaschen. In früheren Zeiten bewohnten Krokodile die Mangrovendickichte an den Ufern der Kala Ganga. Sie wurden erschossen, erschlagen und zu Trophäen oder Handtaschen verarbeitet. Unverstand und Habgier des Menschen haben die ceylonesische Fauna arm gemacht, und das gilt nicht nur für die Panzerechse, der man heute noch in den Naturschutzparks begegnen kann und die man morgen vielleicht nur noch im zoologischen Garten zu Gesicht bekommt.

Am Ausgang des Städtchens Kalutara fährt unser Wagen mitten durch den Stamm eines lebenden Baumes hindurch, der sich als ein hohes Gewölbe über der Straße schließt. Wie ein auf zwei mächtige Pfeiler sich stützender Turm reckt sich der berühmte Banyanbaum zum Himmel. Seine rissige Rinde, seine zu Gefäßen sich muldenden Astgabeln haben Epiphyten und Farnen Wohnstatt geboten. Sogar die zierlichen Rispen weißblühender Orchideen schmücken den grauen Riesen, dessen genaues Alter niemand kennt, den Haeckel schon vor mehr als 80 Jahren als einen Methusalem unter den Bäumen betrachtet hat. Vielleicht beschattete seine Krone

schon den Weg, auf dem portugiesische Soldaten zur Eroberung des Landes auszogen.

Haeckel hat die Küstenfahrt in einer mit englischem Wappen gezierten „königlichen Postkutsche“ zurückgelegt. Daß eine solche Reise mit dem für jene Zeiten schnellsten und zuverlässigsten Beförderungsmittel nichts weniger als romantisch, sondern eher beschwerlich und ärgerlich war, schildert er anschaulich in seinen Reisebriefen.

„Der leicht gebaute Wagen erscheint kaum für die Aufnahme von einem halben Dutzend Passagiere ausreichend, wird aber bei günstiger Gelegenheit auch mit der doppelten Zahl vollgestopft. Sowohl die beiden schmalen Bänke im engen Innenraum als auch die hinten angebrachte Bank werden dann mit je drei Personen besetzt, obgleich sie kaum für zwei hinreichend breit sind. Die besten Sitze bleiben noch die vorn auf dem freien Bock neben dem Kutscher, unter einem weit vorspringenden Schattendach. Hier genießt man den freiesten Umblick in die herrliche Szenerie nach allen Seiten.

Der unangenehmste Umstand bei dieser Omnibusfahrt, wie bei allen ähnlichen Postkutschenfahrten auf Ceylon, ist die greuliche Quälerei der armen Postpferde. Die guten Singhalesen scheinen nämlich seit alters her und bis auf den heutigen Tag keine Vorstellung davon zu haben, daß Rosselenken eine Kunst ist, die gelernt sein will, und daß die Pferde für das Wagenfahren eingelernt oder „angepaßt“ werden müssen. Vielmehr scheinen sie anzunehmen, daß sich das alles von selbst versteht und daß die Tiere das Wagenziehen bereits durch Vererbung kennen. Ohne sie daher gehörig einzufahren, werden die ungelerten Pferde in ein ebenso unbequemes als unpraktisches Geschirr vor den Wagen gespannt und nun so lange in der verschiedensten Weise gemartert, bis sie aus Verzweiflung davonlaufen. Da gewöhnlich dazu weder die lautesten Zurufe noch harte Peitschenschläge ausreichen, so werden die mannigfaltigsten Marterwerkzeuge angewendet: die empfindlichen Nasenlöcher werden mit Haken auseinandergerissen; die Ohren werden an Knebel befestigt und mittels dieser um ihre Achse gedreht, als ob sie aus dem Kopf ausgeschraubt werden sollten; an den Vorderbeinen werden lange Stricke befestigt, an denen ein halbes Dutzend johlender und kreischender Jungen die armen Tiere vorwärts ziehen; andere zerren inzwischen hinten aus Leibeskräften am Schwanz und schlagen mit Stangen auf die Hinterbeine; ja bisweilen, wenn das alles nicht ausreicht, die gequälten Geschöpfe zur Verzweiflung zu bringen und zum Fortrennen zu veranlassen, wird ihnen eine brennende Fackel unter den Bauch gehalten. Kurz, es wird keine Marter gespart, welche jemals die heilige Inquisition zur Bekehrung unbußfertiger Ketzler angewendet hat; und wenn ich oft oben auf dem Bocksitze eine Viertelstunde lang und länger diese abscheuliche Tierquälerei mit ansehen mußte, ohne sie hindern zu können, stieg immer unwillkürlich der Gedanke in mir auf, für welche Sünden diese armen Pferde gestraft werden sollten. Wer weiß, ob ähnliche Vorstellungen nicht auch in den Köpfen der schwarzen Kutscher und Pferdeknechte spukten, welche meistens dem Sivakultus und der Lehre von der Seelenwanderung anhängen. Vielleicht

denken sie, durch diese Marter sich an den wandernden Seelen der grausamen Fürsten und Krieger zu rächen, die früher die Peiniger ihres Volkes waren.

Entweder derartige Vorstellungen oder gänzlicher Mangel an Mitgefühl – vielleicht auch die sonderbare, selbst in Europa zuweilen auftretende Vorstellung, daß die Tiere kein Gefühl besäßen – erklären es, daß die Singhalesen diese und ähnliche Tierquälereien als eine Art amüsanter Unterhaltung betrachten. So sind die armen Ochsen überall mit den riesengroßen Namenszügen ihrer Besitzer bezeichnet, die aus dem lebendigen Fell ausgeschnitten werden. In den Dörfern an der Landstraße, wo die Pferde gewechselt werden, ist die Ankunft der Postkutsche stets das wichtigste Ereignis des Tages, und alle Einwohner strömen neugierig zusammen, teils um die durchkommenden Reisenden zu mustern und zu kritisieren, teils um dem aufregenden Schauspiel des Pferdewechsels beizuwohnen und sich an den Martern der neu eingespannten Tiere aktiv zu beteiligen. Sind diese dann endlich in der Verzweiflung zur Flucht gebracht, so rennen sie gewöhnlich, von lautem Geschrei des johlenden Volkes begleitet, in gestrecktem Galopp oder in voller Karriere, solange ihr Atem anhält, und fallen dann erst in langsameren Trab. Schweißbedeckt, mit schäumendem Munde und zitternden Gliedern, kommen sie nach einer halben Stunde auf der nächsten Station an, wo sie von ihren Leidensgefährten abgelöst werden. Natürlich ist diese Fahrmethode für die Reisenden, die sich der gebrechlichen Postkutsche anvertrauen, weder angenehm noch gefahrlos. Häufig wird die letztere umgeworfen und zerbrochen; die verzweifelten Pferde springen nicht selten querfeldein oder drängen rückwärts den Wagen in ein Bananengebüsch oder in einen Graben hinein; ich gebrauchte daher in kritischen Momenten auf meinem hohen Bocksitze stets die Vorsicht, mich zum Sprunge bereitzuhalten. Bei der hartnäckigen Insubordination, welche die indischen Pferde ihren Peinigern entgegensetzen, und bei ihrer Neigung zu unvermuteten Seitensprüngen sowie bei der verzweifelten Schnelligkeit ihres Laufes erfordert das Amt des Rosselenkers natürlich besondere Geschicklichkeit. Sowohl der Kutscher als sein Assistent, der Pferdeknecht, muß beständig auf seiner Hut sein. Die Ausdauer und Behendigkeit des letzteren ist bewunderungswürdig; ganz nackt, nur mit einer Schwimmhose und einem umgehängten Posthorn bekleidet, auf dem Haupte einen weißen Turban, läuft der schwarze Tamil lange Strecken neben dem dahinjagenden Wagen her, zieht dabei die Stränge der Pferde bald hier-, bald dorthin und schwingt sich mitten im schnellsten Lauf auf den Wagentritt der Deichsel. Wenn ein anderes Fuhrwerk entgegenkommt oder der Weg eine plötzliche Biegung macht, ergreift er rasch den Kopf der Pferde und lenkt sie mit gewaltigem Ruck nach der freien Seite. Wenn die Kutsche eine der langen hölzernen Brücken passiert, welche die breiten Flüsse überschreiten, hemmt er plötzlich den jähen Lauf der Tiere und führt sie mit bedächtigem Schritt über die lockeren und klappernden Holzschwellen. Wenn ein Kind, wie es oft passiert, mitten über den Weg läuft oder eine alte Frau dem Wagen nicht ausweicht, springt der Pferdeknecht rasch entschlossen vor die Pferde und schiebt sie mit kräftiger Hand weg. Kurz, er muß beständig aufpassen und bei der Hand sein.“

Die Sonne brennt auf das Wagendach. Ich möchte es den Hausbüffeln gleich tun, die bis zum Halse im Wasser der Lagunen liegen. Wir fahren durch Dörfer, deren Bewohner sich offenbar auf ein bestimmtes Handwerk oder auf den Anbau bestimmter Früchte spezialisiert haben. So passieren wir „Zimtdörfer“, „Reisdörfer“, „Gurken- und Tomatendörfer“, „Toddydörfer“ und „Quarkdörfer“, vor deren Hütten in Kokosnetze eingebundene Tongefäße hängen, in denen aus fetter Büffelmilch hergestellter Quark zum Kauf angeboten wird. Einige Dörfer befassen sich ausschließlich mit der Möbelherstellung, andere mit der Verarbeitung des Kokosbastes oder mit der Herstellung von Palmblattgeflechten. Die mit hübschen Ornamenten verzierten Waren werden vor die Hütte oder an den Rand der Straße gestellt. Es gibt kein wortreiches Anpreisen. Jeder kann sich von der Qualität des zur Schau Gestellten in Ruhe überzeugen und wird kaufen, was er braucht, wenn ihm die Ware preiswürdig erscheint, ohne von dem Verkäufer gedrängt oder beeinflusst zu werden. Das Geschäftsgebaren auf Lanka unterscheidet sich wesentlich von dem im Vorderen Orient.

Unweit eines kleinen Fischerdorfes mühen sich Männer und Knaben, ein Netz aus dem Meere zu ziehen. Trotz ihrer schweren Arbeit haben sie ein Lied auf den Lippen. Es ist kein schöner Gesang, aber er erleichtert ihnen das Einholen des Netzes, weil er den Rhythmus bestimmt, mit dem sie das Tau packen und an sich ziehen. Ein alter Mann, dessen Arme müde geworden sind, ordnet das eingeholte Seil. In gleichmäßigen Windungen liegt es auf dem heißen Sand. Am späten Abend fahren die Fischer auf das Meer hinaus, um die Netze auszuwerfen, am frühen Morgen holen sie den Fang ein. Drei bis vier Stunden dauert es, bis er an Land gezogen ist. Drei bis vier Stunden stehen die Männer und Knaben in sengender Sonne und singen ihr monotones Lied, während ihre hornigen Hände mechanisch ins Tau greifen und es an sich ziehen. Meter um Meter, Stunde um Stunde. Oft müssen sie das mühsam erkämpfte Seil fahren lassen, weil der Sog der zurückflutenden Wellen es ihnen aus den Händen reißt. Und oft ist dem Kampf am Ende kein Sieg beschieden, wenn das Netz leer ist oder die Beute nicht einmal den Hunger der vielköpfigen Fischerfamilien zu stillen vermag.

Der Küstenfischfang ist beschwerlich und wenig ertragreich. Wie ein Schlaraffenland liegt der von gewaltigen Fischschwärmen bevölkerte Indische Ozean vor den Augen der Fischer, die seine Schätze nicht heben können, weil sie auf ihre bescheidenen Geräte, auf ihre zerbrechlichen Boote angewiesen sind. Während man in Amerika und Europa mit Radargeräten zum Anpeilen der Fischschwärme auf Fang ausgeht und eine ganze Fabrik zur Verarbeitung und Konservierung der Meeresbeute an Bord hat, sind die Menschen hier trotz größten Aufwandes an Kraft nicht imstande, sich vom Fischfang zu ernähren. Die Lieblichkeit palmenumsäumter Küsten, die Üppigkeit tropischer Vegetation und unsere Ferienstimmung lassen uns allzuleicht vergessen, daß hier Väter und Kinder unter schwierigen Bedingungen und mit Hilfe unzureichender Mittel um den Lebensunterhalt ihrer Familien ringen und es oft nicht einmal schaffen, ihn zu bestreiten. Die Anmut, mit der sie dabei zu Werke gehen,

betrügt nur unsere Augen. Ganze Generationen von Reiseschriftstellern haben uns glauben gemacht, daß die „Naturkinder“ Sri Lankas von beneidenswerter Bedürfnislosigkeit sind. Es ist aber töricht, anzunehmen, das Glück der Inselbewohner sei bereits vollkommen, wenn sie mit einer Handvoll Reis im Magen in einer zauberhaften Landschaft unter ewig blauem Himmel leben.

Die Kleidung der Frauen ändert sich. Längst schon sieht man den Sari nicht mehr. Die Südceylonesin trägt den Sarong. Ihren Oberkörper verhüllt eine Bluse, die langärmelig, puffärmelig oder ärmellos sein kann. Einige Frauen tragen bis an die Knöchel reichende, locker fallende Kleider.

Reisfelder beleben das Bild der Landschaft. Aus dem in sorgfältig abgedichteten Wällen gespeicherten Wasser erheben sich die hellgrünen zarten Pflänzchen. Der Anbau des Reises, dieses lebenswichtigen Getreides, liegt in erster Linie in den Händen der Frau. Edelreihler waten langsam durch die flachen Tümpel oder stehen bewegungslos auf den niedrigen Wällen. Hin und wieder stoßen ihre sitzen Schnäbel nach einem Käfer, nach einem Wurm oder eine Kaulquappe.

Obwohl die Sonne schon fast im Zenit steht, hoffen die Angler eines winzigen Fischerdorfes noch auf einen guten Fang. Ich beneide sie nicht um ihren luftigen Sitz, zwei oder drei Meter über den Wellen des Meeres und zwanzig bis dreißig Meter vom Ufer entfernt. Es sind die merkwürdigsten Angler, denen ich je in meinem Leben begegnet bin. Sie haben Baumstämme tief in den Meeresboden eingerammt und sitzen auf einem schmalen kurzen Balken, den sie oben quer über den Stamm gelegt und mit Stricken befestigt haben. Hier harren sie mit jener Geduld aus, die allen Anglern eigen ist. Während die Sonne auf ihren Rücken herniederbrennt, während der Stamm unter dem Anprall der Wellen erzittert, warten sie auf den Fisch, der ihre Geduld belohnt.

Nur selten gewähren uns die Palmen einen Blick auf das silbrig schimmernde Meer. Die Buchten sind felsig. Korallenbänke heben ihre toten grauen Rücken aus dem Wasser, das vom weißen Gischt der Brandung gesäumt wird. Die Palmen, in den Plantagen zu schnurgeradem Wuchs gezwungen, nehmen sich am Strande jede Freiheit. Sie strecken sich, wohin sie wollen. Weit beugen sie sich über das Meer und spiegeln sich in seinen Wellen. Kein Künstler könnte schöner und interessanter gestalten, was die Natur in reizvoller Zufälligkeit entstehen ließ. Noch ist die landschaftliche Schönheit Lankas nur in bescheidenem Maße für den Tourismus genutzt. Noch gibt es keine Riesenhotels, die den Zauber der Küste zerstören, noch verdirbt der internationale Andenkenkitsch nicht den guten Geschmack der Inselbewohner, und plärrende Lautsprecher stehlen ihnen noch nicht die Ruhe. Im Rasthaus, wo wir zu Mittag essen, begegnen wir Touristen aus Europa und Amerika, die der Kälte des Winters entflohen sind. Sie tragen sehr dunkle Sonnenbrillen. Anscheinend gönnen sie nur ihren Augen Schutz vor den grellen, heißen Strahlen der Tropensonne. Nach Tisch gehen sie mit gefülltem Magen zum Strand, um ihre erhitzten Körper im Meere abzukühlen. Wir sehen ihre krebsroten Rücken. Freiwillig unterziehen sie sich der Höllenpein, sich rösten zu lassen. Sie riskieren Sonnenbrand mit schlaflosen Nächten

und Fieber, um mitten im Winter eine gebräunte Haut wie eine Trophäe nach Hause tragen zu können. Wie schön wirken dagegen die schlanken, geschmeidigen Gestalten der Einheimischen. Ihre natürliche braune Hautfarbe ist dem Klima angepaßt. Zehnjährige Knaben erweisen sich als meisterhafte Schwimmer, Springer und Taucher. Sie durchschneiden mit kraftvollen Bewegungen die salzige Flut, drehen sich auf den Rücken, schlagen mit ihren Fersen auf das Wasser, da weiß aufschäumt, und verschwinden plötzlich, um zehn oder zwanzig Meter entfernt wieder prustend aus dem Meer zu schießen. Mit einer Kopfbewegung schütteln sie das Haar von den Augen, das in Strähnen an der Stirn klebt, und zeigen lachend ihre weißen Zähne. Geschickt erklettern sie steile, hoch aus dem Wasser aufragende Felsbrocken, strecken ihren feingliedrigen Körper, lassen die Muskeln spielen, wie sie es bei den männlichen Gästen des Hotels gesehen haben, und springen voll Anmut in die Tiefe. Sie, die Söhne von Fischern, Handwerkern und Plantagenarbeitern, tummeln sich im Meer, als wäre es ihr Element.

Das Mittagessen hat uns gemundet. Wir zogen die singhalesische Küche der englischen vor und brauchten es nicht zu bereuen. Zum ersten Male aßen wir eine singhalesische Reistafel. Die Schärfe der Fisch-, Eier- und Hammelcurrys und der vom Chillypfeffer geröteten Kokosraspel brennt unseren Gaumen und treibt uns den Schweiß in winzigen Perlen aus den Poren. Die Wirkung solcher „heißen“ Kost ist überraschend. Wir fühlen uns erfrischt und neu belebt. Außerdem regt sie dazu an, mehr zu essen, als man sich sonst bei der hier herrschenden Tropenhitze einverleiben würde, weil man jeden Bissen dieser brennend-scharfen Currys mit einer großen Portion ungewürzten körnigen Reises zu mildern trachtet.

Große Brennöfen am Rande der Straße fallen uns auf. Sie sehen wie Kohlenmeiler aus, entpuppen sich aber als Brennöfen für Kalk, der aus dem Meere gewonnen wird. Die Küstenbewohner bauen Korallenbänke ab, die sich oft meterhoch als langgestreckte schmale Rücken aus der Brandung erheben. Die Skelette von Milliarden winziger Kalkalgen und die Kalkgerüste toter Korallentiere haben sich, auf einem Fundament aus Gneis aufbauend, im Verlaufe von Jahrtausenden zu einer unterseeischen Felskette gefügt. Nichts an den grauen Platten, die von der ewigen Bewegung des Meeres glattgerieben wurden, erinnert an ihren Ursprung, die farbige, vielgestaltige Welt der Korallengärten. Die Korallentiere, von denen die Bewohner nördlicher Länder meist nur das als Schmuck verarbeitete Kalkskelett der im Mittelmeer beheimateten roten Edelkoralle kennen, verdienen es, daß wir uns ein wenig ausführlicher mit ihnen beschäftigen. Sind sie doch trotz ihrer bescheidenen Größe die bewunderungswürdigsten Baumeister dieser Erde und übertreffen mit ihren Leistungen sogar die Pyramidenbauer im alten Ägypten. Sie haben das Profil unseres alten Planeten mitgestaltet und in Jahrmillionen gewaltige Gebirge errichtet. Durch Leben und Tod ungezählter Generationen von Korallentierchen sind die Felsstürme der Südtiroler Dolomiten entstanden, und in der Eifel und im Harz erkennt man noch recht gut die Reste uralter Korallenbauten. Aus den finstersten Tiefen des Ozeans erheben sich diese Zeugen vergangener Erdzeitalter über den Meeresspiegel

in Gestalt ringförmiger grünender Inseln als Atolle. Wie neueste Bohrungen ergeben haben, fußt das Eniwetok-Atoll auf einem 1200 Meter unter der Meeresoberfläche befindlichen Sockel aus vulkanischem Gestein. Ja sogar bis zu einer Meerestiefe von 6000 Metern, dem Bereiche ewiger Dunkelheit und Kälte, lassen sich die Korallenbauten nachweisen. Von den Bunker-Inseln bis zur Murray-Gruppe erstreckt sich das Große Barriere-Riff, das gewaltigste Korallenriff der Welt. Dieser mächtige Unterwasserwall vor der Nordostküste Australiens besitzt eine Länge von fast 2000 Kilometern und eine Tiefe von 150 Metern. Wenn auch unsere Kalkgebirge schon der Verwitterung anheimgefallen sind und viel von ihrer einstigen Größe eingebüßt haben, wenn auch die an der südlichen Küste Lankas aus dem Meer sich erhebenden Riffe ein beträchtliches Alter verraten: die kleinen Baumeister, die sie schufen, sind noch heute am Werk. In der lichtdurchfluteten, an Sauerstoff reichen Brandungszone der tropischen Meere produzieren sie unablässig Kalk.

Es lohnt sich, in die salzige Flut hinabzutauchen und für eine Weile in den Zaubergärten Ozeaniens spazieren zu gehen. Schlösse unser Mund sich nicht fest um den Atemschlauch des Sauerstoffgerätes, er würde sich vor Staunen öffnen, denn das Reich der lebenden Korallen liegt vor uns wie die Schatzkammer eines Meeresherrn. Der Last unseres eigenen Gewichtes entledigt, erobern wir uns gleichsam schwebend eine neue Welt, in der uns kein Ruf erreicht, in der wir in freudigster Erregung den Farben- und Formenreichtum der unterseeischen Tiergärten bestaunen. Den Forschern ist es zu verzeihen, daß sie jahrhundertlang die Kolonien der Korallentiere für Pflanzengärten hielten. Sträubt sich nicht auch unser Gefühl, in den niedrigen, gelb-, braun-, weiß-, blau-, grün- oder rotgefärbten, zierlich verzweigten und mit anmutigen Fiederblüten geschmückten Büschen Tierkörper zu sehen? Wie kostbare exotische Gewächse muten sie uns an, die sich ein reicher Märchenfürst in seinen Garten geholt hat. Und doch sind diese blumenhaften Gebilde Tiere, sind Polypen, die ein nach den Gesetzen ihrer Art gebautes Kalkskelett wie mit einer schwammigen, gallertartigen oder lederigen Haut umkleiden. Erstaunlich einfach ist der Körper der Korallentiere beschaffen. Er besteht aus einem Schlauch mit einer Öffnung, die als Mund und After zugleich dient und aus der auch die Geschlechtszellen ausgeschieden werden. Den Eingang zur Leibeshöhle schmückt ein Kranz feinfädiger Fangarme, die unablässig Nahrung herbeistrudeln, ihre aus winzigen Meerestieren bestehende Beute mit Nesseln betäuben und in den Schlund ziehen. Starke Verdauungssäfte lösen die Nahrung auf, deren unverwertbare Reste in kurzer Zeit wieder ausgestoßen werden. Nur in der Nacht können die Korallentiere ihre Mägen füllen, wenn das tagsüber in tieferen Meeresschichten ruhende Plankton – Mengen kleiner winziger Krebse, Larven und Würmer – in Schwärmen zur Wasseroberfläche aufsteigt. Da verwandeln sich die im Sonnenlicht friedlich ruhenden „Blumen“ des Meeres in gefräßige kleine Ungeheuer. Jedes mundgerechte Lebewesen, das sich in den Bereich ihrer Fangarme wagt, umgarnen sie, und nur seine unverdaulichen Reste werden wieder freigegeben. Wenn die Sonne über dem Ozean aufsteigt und den Korallen ihre alte Farbenpracht zurückgibt, ist der nächtliche Spuk schon längst vor-

über. Friedvoll und schön liegt der Märchengarten im hellen Sonnenlicht. Es hat lange gedauert, bis die Meereszoologen dem Geheimnis auf die Spur gekommen sind, wie sich diese seltsamen Tierchen ernähren. Zentnerweise lösten die Wissenschaftler die bizarren Gewächse der Korallentiere vom Riff und hoben sie ans Tageslicht, um im Laboratorium den Inhalt ihrer Mägen zu untersuchen – die Mägen waren leer. So oft die Forscher auch die Versuche wiederholten, es war ihnen der gleiche Mißerfolg beschieden. So folgerte man schließlich, daß die im Gewebe der Korallenpolypen lebenden Algen eine Art Privatgarten darstellen, der von den Tieren häuslicher beweidet wird. Erst als die Zoologen am Großen Barriere-Riff zu ungewöhnlichen Zeiten, also auch des Nachts ins Meer hinabstiegen, um die Untersuchungen an den Korallen fortzusetzen, fanden sie deren Mägen prall gefüllt mit winzigen Meeresbewohnern, und das Geheimnis der Korallenernährung konnte endlich gelüftet werden.

Die riffbildenden Korallenpolypen leben gesellig und sesshaft in großen Kolonien. Nur im Larvenstadium schwimmen die Tierchen für eine kurze Zeit frei umher. Sobald sie einmal Fuß gefaßt haben auf Felsgestein oder den toten Skeletten ihrer Artgenossen, beginnen sie Kalk abzuscheiden, der sie fest mit dem Untergrund verbindet. Erstaunlich schnell umgeben sie sich mit einem becherförmigen Panzer, in den sie sich bei Gefahr zurückziehen können. Sie sind der Anfang eines neuen Korallenstockes, der sich durch Knospung tausendfach verästelt und verzweigt, indem aus jedem Korallenpolypen in kurzer Zeit ein zweiter hervorwächst. Manche Korallenstöcke haben die Gestalt zarter Blumen, andere gleichen buntblühenden Büschen oder kleinen stämmigen Bäumchen, einige breiten sich zu zierlichen Fächern aus oder formen sich zu plumpen Händen oder zu einer kompakten Masse, die Ähnlichkeit mit einem Gehirn besitzt. Ihre Oberfläche kann glatt, rau, warzig oder mit nadelspitzen Auswüchsen behaftet sein. Viele Namen der Korallen weisen auf die Form ihrer Kalkstöcke hin: da gibt es Geweih-, Orgel-, Stren-, Seepeitschen-, Fächer-, Horn-, Loch- und Hirnkorallen. Sie alle weben mit ihren Formen und Farben am bunten Teppich der Unterwasserwelt.

Wir sind nicht die einzigen Gäste im Reich der Korallen. Da kriecht und lauert, zappelt und schwimmt, segelt und steigt es – wir brauchen nur unsere Wanderung für eine Weile zu unterbrechen und uns ganz ruhig auf einer von der Sonne beschienenen Sandbank niederzusetzen, schon zeigt sich die Tierwelt des Korallenriffs in ihrer Vielfalt und Schönheit. Die Korallenfische sind die Edelsteine des Meeres. Mit der Pracht ihrer Farben, die in verwegener Komposition ihre glatten Leiber schmücken, mit ihren ungewöhnlichen Formen und der Anmut ihrer Bewegung zieren sie die berühmtesten Aquarien der Welt. Hier ist das Reich der Lippfische, ihre Farben wetteifern mit denen der Seenelken und Seeanemonen. Einer von ihnen hat einen rotweiß gebänderten Rücken, der Kopf wird von einem braunen Band umschlossen und ist vorn von unregelmäßigen weißen, roten, braunen und blauen Streifen gezeichnet. Aus dem Maul stehen blaue Kegelzähne weit hervor, die so fest sind, daß sie selbst Muscheln knacken können. Hier leben auch der muntere orange-weiß ge-

streifte Clownfisch und der behäbige Kofferfisch mit seinem starr gepanzerten Leib und dem großen Kopf, aus dem zwei hochliegende Augen wie fragend in die Wasserwelt blicken. Die Glühkohlenfische halten mit den großen Seeanemonen und den Jungpolypen verschiedener Korallenarten gute Nachbarschaft. Der schöne Rotfeuerfisch ist ebenfalls im Korallenriff zu Hause. Mit den zierlich gepunkteten durchsichtigen Schleiern seiner Brust- und Rückenflossen, seinen wie Krallenhände weit ausgreifenden Seitenflossen und den starr aufgerichteten Dolchen seiner vorderen Rückenflosse gehört er zu den auffälligsten Erscheinungen der Licht- und Schattenwelt unter dem Meeresspiegel. Wie ein zauberhafter exotischer Schmetterling gaukelt er, von seinen zarten Schleiern umfächelt, über den Korallengarten. Trotz seiner Schönheit wollen wir ihn aber nur von ferne bewundern, denn der Rotfeuerfisch ist giftig, und der Stich seiner aufrichtbaren Rückenstacheln verursacht unangenehme Verletzungen. Die Korallen haben auch Feinde. Die Brandung rennt donnernd gegen die starren Kalkgebilde an und verursacht unablässig Schaden. Neben Würmern, Schnecken und Muscheln, die den Korallenkalk als Wohnstatt benutzen und denen die ledrigen Schläuche der Polypen als Nahrung dienen, gibt es auch Fische, die sich von Korallen ernähren. Als wären die steinharten Krusten der Korallenpolypen knusprige Biskuits, zerbricht sie der hornige Schnabel des großen grünen Papageifisches. Vier tief im Schlund sitzende Mahlzähne zerreiben die harten Panzer, und der Magen ist imstande, diese Kost zu verdauen. In den Buchten des Riffs haben schmale kleine Fischchen Kosmetiksalons eingerichtet. Sie besitzen sogar einen festen Kundenstamm, dem nicht nur die zierlichen Korallenfische, sondern auch größere Raubfische angehören. Mit erstaunlicher Flinkheit untersuchen die Putzerfische die Körper ihrer großen und kleinen Gäste, entfernen mit ihren Mäulchen Unreinheiten und Parasiten, dürfen es sogar wagen, in die geöffneten Rachen der gefräßigsten Räuber zu schwimmen, um deren Zähne zu säubern, weil der Kunde ganz zuverlässig ein Zeichen gibt, bevor er das Maul schließt. Andere Fischarten erweisen sich als Gärtner der Korallenpolypen. Mit großer Regelmäßigkeit weiden sie von deren Skeletten den immer wieder neu sprießenden Algenrasen ab, der die Kolonie zerstören kann, wenn er ungehindert wächst. Krebse und Garnelen finden im Riff ihre Nahrung, und in seinen Höhlungen lauern die bis zu zweieinhalb Meter langen giftigen Muränen auf Beute. Manche Fische haben sich ihrer Umgebung so vollendet angepaßt, daß man sie schwer entdecken kann. Ihre Körper sind mit zottigen Fransen behaftet, die dem Seetang zum Verwecheln ähnlich sehen. Unscheinbar in der Farbe und unauffällig in der Form warten sie geduldig, bis sich ein argloses Fischlein in die Nähe ihres Maules begibt. Dann schnellt der plumpe Körper blitzartig nach vorn, das Maul packt die Beute, und bevor sich die durch den aufgewühlten Sand hervorgerufene Trübung verzogen hat, liegt der getarnte Fisch wieder bewegungslos wartend am alten Ort. Unauffällig, vom Sande bis zu den Augen bedeckt, lauert der Stechrochen auf sein Opfer. Seine giftige Waffe gebraucht er nicht zum Erlegen der Beutetiere, sondern ausschließlich zur Verteidigung. Seesterne, die bis zu einem halben Meter klaffern, und Riesenmuscheln mit einem Gewicht bis zu 5 Zentnern

sind die Nachbarn der Korallen. Würden wir uns, tiefer tauchend, von den lichtdurchflossenen, warmen Schichten des Meers trennen, so könnten wir feststellen, daß die Fauna des Korallenriffs immer ärmer wird, bis sie schließlich bei einer Tiefe von 45 bis 60 Metern er stirbt. Warum hört hier das Leben der Korallenpolypen plötzlich auf, während anderenorts Korallenriffe aus einer Tiefe von mehreren hundert oder sogar tausend Metern aufwachsen konnten? In der ewigen Nacht des Ozeans hat es niemals lebende Korallen gegeben. Kein anderer als der geniale Naturforscher Charles Darwin klärte dieses scheinbare Paradoxon, indem er für die Entstehung der tief Fußenden Atolle eine Theorie entwickelte, die auch den neueren, mit modernen Mitteln durchgeführten Forschungen im wesentlichen standgehalten hat. Nach Darwin erhoben sich vor Millionen von Jahren, als die Erde noch ein uns fremdes Gesicht hatte, an der Stelle der heutigen Atolle Vulkane aus dem Meer, und rings um ihre Ufer siedelten sich allmählich Korallen in der Form von Saumriffen an. Im Verlaufe einer unvorstellbar langen Zeitspanne sind dann die vulkanischen Berge wieder im Meere versunken, so langsam, daß das Wachstum der riffbildenden Korallen mit dem Ansteigen des Meeresspiegels Schritt halten konnte. Die Kalkskelette toter Korallenpolypen und die Schalen von Muscheln, Schnecken und Krebsen, verbunden mit dem „Mörtel“ der Kalkalgen, ergaben das Fundament, auf dem die Licht und Wärme liebenden Korallenpolypen emporwuchsen, bis ihre Kalkskelette wiederum neuen Generationen als Baugrund dienten. So sind die unterseeischen Wolkenkratzer der Korallentierchen entstanden. So bildete sich die seltsame Form der Atolle, der ringförmigen Koralleninseln, mit der von ihnen eingeschlossenen Lagune, die sich dort muldet, wo einmal ein Berg Feuer gespien hat. Wir wollen wieder aufsteigen aus der Welt der Korallen, aus den Zaubergärten der tropischen Meere, um unsere Fahrt zu den Tieren in den Dschungeln Ceylons fortzusetzen.

Es ist schwer, das genaue Alter von Galle zu erfahren. Der Hafen der heute fast 40 000 Einwohner zählenden Stadt an der Südwestküste Sri Lankas war schon vor mehr als 2000 Jahren für den Warenaustausch zwischen Arabien und Ostasien von großer Bedeutung. Die Araber galten nicht nur als tüchtige und erfahrene Seeleute, die mit ihren Segelschiffen auf allen Meeren daheim waren; ihre Talente erstreckten sich auch auf den Handel. Sie ließen sich an den Küsten Lankas nieder und nahmen allmählich den gesamten Export und Import der Insel in die Hand. Diese wirtschaftliche Macht wurde ihnen Anfang des 16. Jahrhunderts von den Portugiesen entrissen; die Portugiesen traten sie unfreiwillig in der Mitte des 17. Jahrhunderts an die holländischen Handelsherren ab, die sich ihrer nicht auf die Dauer erfreuen konnten, weil die Britische Ost-Indien-Kompanie schon darauf wartete, sie ihnen abzu jagen. Das Stadtbild trägt noch die Spuren der einstigen Eroberer. Häuser verschiedenster Baustile zieren oder verunzieren die alte Stadt. Deren singhalesischer Name „gala“, zu deutsch Felsen oder Berg, klang heimatlich in den Ohren der portugiesischen Herren. Sie leiteten es von Gallus, Hahn, ab und setzten diesen Vogel in das Wappen der Hafenstadt. Vielleicht findet man noch heute das alte Steinbild am Kai, das den irrtümlich zu Ehren gebrachten Hahn mit der Jahreszahl 1640 zeigt.

Reise in die Vergangenheit



ENN man alten Büchern Glauben schenken darf, schmückte sich schon die Königin von Saba mit ceylonesischen Juwelen, und der weise König Salomo unternahm abenteuerliche Seefahrten, um seine Schatzkammer mit den köstlichen Edelsteinen der fernen Insel zu füllen. Juweleninsel – Trauminsel der Tropen – Insel ewigen Sommers – Insel des Paradieses – mit einem Dutzend schmeichelnder Namen ist Ceylon bedacht worden. Es wurde bewundert, geliebt und begehrt wie eine schöne Frau, aber auch gedemütigt und geplündert im Verlauf der Geschichte. Ein Dichter hat die Insel mit einer Perle verglichen, die Vorderindien als Schmuck anhängt. Die Holländer sahen in ihrer Form einen handfesten westfälischen Schinken und nannten deshalb ihr Fort im Norden des Eilandes „Ham's Heel“ – Schinkenferse. Ptolemäus soll die erste Landkarte von Ceylon veröffentlicht haben. Die Unterlagen hierfür zu beschaffen war bei den Möglichkeiten der Landvermessung im 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zweifellos ein schwieriges Unterfangen. So kam es, daß er die Insel für ebenso groß wie Sumatra und Madagaskar hielt. Auch Marco Polo irrte sich, als er rund 1000 Jahre später ihren Umfang mit 2400 Meilen angab. Heute wissen wir, daß Sri Lanka nur eine Fläche von 65 610 Quadratkilometern bedeckt und damit reichlich halb so groß wie die Deutsche Demokratische Republik ist.

Im 6. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung wurde diese kleine Insel von indischen Einwanderern besiedelt. Die Sage berichtet von einem vorderindischen Königssohn namens Widschaya Bahu, einem gewalttätigen Menschen, der als Strafe für seine Missetaten von seinem Vater des Landes verwiesen wurde. Widschaya stammte aus Sihapura, der Hauptstadt Lalas, eines Gebietes, das dem heutigen Staate Gudscherat nördlich von Bombay entspricht. Er war der älteste Sohn des Löwentöters Sinhabahu, des Begründers der Löwendynastie. Mit 700 „rohen Gesellen“ wurde er eines Tages auf ein Schiff gebracht. Der Sturm blähte die Segel und trieb das mit Unwürdigen beladene Boot in die wildbewegte offene See, einem ungewissen Schicksal entgegen. Gepeinigt vom Hunger und vom Durst gequält, hatten sie im Kampf mit den entfesselten Elementen mancherlei Abenteuer zu bestehen, bis sie schließlich

unter dem Beistand des Gottes Wischnu Lanka erreichten. Lanka heißt „die Glänzende“ und ist jener alte Name der Insel Ceylon, der zweieinhalb Jahrtausende später von ihren Bewohnern zur offiziellen Staatsbezeichnung SRI LANKA erhoben wurde. Auf Lanka fand die Odyssee Widschayas und seiner Gefährten im Kampf gegen die wilden Bewohner der Insel ihre Fortsetzung. Sie machten Kuweni, eine einheimische Zauberin, zu ihrer Verbündeten und trieben die Ureinwohner in die finstersten Dschungel. Widschaya, dessen Name „Sieg“ bedeutet, wurde zum Herrscher Lankas. Er verstieß die ihm ergebene Kuweni, machte sich zum König und heiratete die Tochter des südindischen Königs Pandawa aus Mathura. Widschaya und seine Unterführer gründeten die ersten Dörfer: Anuradha, Upatissa, Uruwela.

Die Sage von der Besitzergreifung der Insel durch den mißratenen Sohn aus dem Löwengeschlecht wird sehr verschieden erzählt. Das ist nicht verwunderlich, denn zweieinhalb Jahrtausende sind seit jenem Tage vergangen, der das Schicksal Lankas bestimmte und ihr zu einem neuen Namen verhalf, soll doch aus Sinhala, dem Beinamen aller Abkömmlinge Sinhabahus, die sich heute Singhalesen nennen, über Silan, Seylan allmählich Ceylon geworden sein. Wie überall auf unserer Erde sind Sagen und Märchen auch hier zunächst mündlich überliefert worden. Die Fabulierfreude der alten Erzähler dichtete wohl manches hinzu. Das Gefällige wurde verziert und gewandert, das Schreckliche ging aus der Phantasie des Unbeteiligten noch schrecklicher hervor. So wurden in anderen Fassungen derselben Sage aus den Ureinwohnern Ceylons Dämonen und Teufel. Kuweni verwandelte sich in ihre Königin, eine mit Zauberkräften ausgestattete Amazone, die Widschaya und seine Mannen besiegte und in sicheren Gewahrsam nahm. Aber die Liebe wurde ihr zum Verderben. Sie verlor ihr Herz an den Fremdling, der ihre Zuneigung nur zum Schein erwiderte, und machte ihn zu ihrem Gemahl. Kaum hatte Widschaya durch diese List seine Freiheit wieder, befreite er auch seine 700 Krieger und richtete ein entsetzliches Gemetzel unter den überraschten Bewohnern der Insel an. Nur wenige konnten in die dunklen Urwälder entfliehen, wo ihre Nachkommen noch heute ein zurückgezogenes Dasein führen. Von den Nachkommen der stolzen Besieger werden sie verachtet und als Weddhas, als „Quäler“, bezeichnet, weil sie Tiere töten, um sie zu essen. Die durch die Liebe ihrer Zaubermacht beraubte Königin wurde von Widschaya verjagt und starb im Dschungel an gebrochenem Herzen, während sich ihr Überwinder mit einer indischen Prinzessin vermählte.

Andere Erzähler berichten, daß in Widschayas Adern wahrhaftig Löwenblut pulsierte, denn sein Großvater sei ein Löwe gewesen, der eine von ihm geraubte Prinzessin zur Ehe gezwungen habe. So verschieden auch die Sage erzählt werden mag, die vor einigen Jahrhunderten als Kuweni-asna von Totagamuwa aufgeschrieben worden sein soll, eine Feststellung ist in allen Fassungen gleich: die Ureinwohner Ceylons sind durch indische Einwanderer verdrängt worden, und Widschaya Bahu war der erste singhalesische König. Das Wappentier der Insel ist noch heute der Löwe. Weil es in geschichtlicher Zeit auf Ceylon keine Löwen gegeben hat, sie aber im Norden Indiens weit verbreitet waren, darf man glauben, daß sich Widschayas

Vater als Löwentöter ausgezeichnet hat. Heute würde ihm das nicht zur Ehre reichen, man würde ihn eher verachten, denn die letzten indischen Löwen sind bis auf einen kleinen Bestand im Walde von Gir ausgerottet worden. In unserer Zeit ist die Jagd auf Tiere, die dem Menschen nicht als Nahrung dienen, verpönt, und selbst Könige zwingt die Volksmeinung, sich dieses „Vergnügen“ zu versagen. Damals war die Löwenjagd bewundernswürdig, und der Löwe wurde zum Symbol der Macht, wie das stolze Löwenbanner es beweist.

Widschaya Bahu blieb ohne männliche Erben. Als er starb, bestieg sein Bruder Panduwasudewa den Thron und wurde damit der eigentliche Stammvater der sikhalesischen Dynastie.

Der nördliche Teil der Insel wird zuerst besiedelt. Die Landschaft ist hier wasserarm und unwirtlich. Doch die Einwanderer haben in ihrer Heimat gelernt, der Natur ihren Teil abzutrotzen, und wissen, wie man auch in regenarmen Zeiten den Pflanzen die zu ihrem Gedeihen notwendige Feuchtigkeit zuführt. Die Felder werden künstlich bewässert. Schon unter Panduwasudewa entsteht in der Nähe des nach einem Unterführer Widschayas benannten Dorfes Anuradha ein Stausee. Das Land blüht auf.

In der 70jährigen Regierungszeit Pandukabhayas, des Enkels Panduwasudewas, kommt es zur Festigung der inneren Ordnung. Neue Dörfer werden gegründet und ihre Grenzen festgelegt. Anuradha entwickelt sich zur wohlorganisierten Residenzstadt. Zwischen den Sikhalesen und den Ureinwohnern wird endlich Frieden geschlossen. Den einst so Verachteten werden bescheidene Rechte zugebilligt. In rühmlicher religiöser Toleranz läßt Pandukabhaya für die verschiedenen Sekten eigene Häuser und Tempel errichten, schafft ein Hospital für die Kranken und baut Rüststätten und Friedhöfe.

Im 3. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung schickt der mächtige indische König Aschoka, ein leidenschaftlicher Anhänger des Buddhismus, 256 Missionare „in alle Welt“, damit sie die Lehre des Erleuchteten verbreiten. Unter ihnen befindet sich auch sein Sohn Mahinda. Er geht nach Ceylon und lehrt neues Denken und neues Leben. Die Missionare tragen keine Waffen, auch werden sie nicht von Soldaten begleitet. Die Schüler Gautamas sind Prediger der Gewaltlosigkeit, sie bekehren nicht, sondern sie lehren. Und so geschieht, was in der Geschichte der Religionen selten ist, daß ein Land ohne Blutvergießen, ohne Vergewaltigung, ohne Bilderstürmerei missioniert wird. Die Zeit ist reif für geistige Auseinandersetzungen, für eine Neuordnung der menschlichen Beziehungen. Die alte indische Religion der Einwanderer, wie sie in den Weden ihren Ausdruck findet, befriedigt nicht mehr. Längst haben sich Sekten gebildet, die bestrebt sind, eigene Wege zu gehen.

So ist der Buddhismus auf Ceylon willkommen, und er findet in Dewanampiya Tissa, dem König der Löweninsel, einen verdienstvollen Förderer. Der sorgt auch dafür, daß Mahinda und seine Mönchsbrüder eine würdige Unterkunft finden. Er schenkt ihnen den schönsten Park seines Königsbesitzes und läßt es sich nicht nehmen, die Grenzen eigenhändig festzulegen. Die beiden fürstlich geschmückten Staats-

elefanten ziehen den goldenen Pflug, der den Besitz markiert. Die Mönche gehen hinter dem König, die Soldaten folgen den Mönchen, und hinterdrein marschiert das Volk. 8000 bekennen sich am gleichen Tage zum Buddhismus. Der Park wird als heilig erklärt. Bald entsteht auf seinem Grund ein kostbares Gebäude, das Kalapasadra Mariwena, die Unterkunft der Mönche. Der König schenkt den Sendboten der neuen Lehre sogar einen ganzen Berg, aus dessen Felsen er 68 Zellen herausmeißeln läßt. Sie sollen den frommen Männern während der viermonatigen Regenzeit als Aufenthaltsort dienen.

Nun ist der Buddhismus ursprünglich eine Philosophie ohne Gott, und als solche kann er zwar zunächst Begeisterung erwecken, hat aber in einem Land, dessen Bewohner seit Jahrtausenden vor Göttern und Dämonen im Staube gekniet haben, für die Dauer keine Anziehungskraft. Das erkennt Mahinda. Er schickt eine Abordnung zu seinem Vater, und sie kehrt mit dem bislang von den Göttern bewahrten rechten Schlüsselbein des Buddha nach Ceylon zurück. Die Reliquienverehrung begann nach des Erleuchteten Tod. Nun haben auch die ceylonesischen Anhänger seiner Lehre ihren Gegenstand der Anbetung. Eine zweite Gesandtschaft bringt einen Absenker des großen indischen Feigenbaumes, jenes heiligen Baumes, unter dem Siddharta Shakyamuni die Erleuchtung fand, unter dem er zum „Buddha“ wurde in jener Vollmondnacht des Monats Mai. Mit dieser Delegation kommen auch buddhistische Nonnen nach Ceylon, die erfolgreich für ihren Orden werben. Unablässig wächst die Zahl der Mönche und Nonnen, in wenigen Jahren sind es mehrere Tausend. Der Buddhismus hat auf der Löweninsel für unabsehbare Zeit eine Heimstatt gefunden.

Unser Wissen um die geschichtlichen Ereignisse auf Lanka und um die Lebensverhältnisse seiner Bewohner in vergangenen Jahrhunderten verdanken wir den Aufzeichnungen der fleißigen Mönche. In Pali, einem mittelindischen Mischdialekt, in dem auch die kanonischen Schriften der Buddhisten abgefaßt wurden, oder auch in singhalesischer Sprache legten die Verfasser Zeugnis ab von ihrer Zeit und ihren Zeitgenossen. Es darf uns nicht wundernehmen, wenn sie dabei etwas einseitig verfahren. Sie waren Mönche und konnten demzufolge ihre Umwelt auch nur als Mönche erleben. Ein dem Buddhismus ergebener, spendefreudiger König konnte sie zu begeisterten Lobreden bewegen, während ein zurückhaltender, sparsamer Herrscher in ihren Schriften nur knapp erwähnt wird. So preisen die Mönche, die ihre Klosterbücher von Zeit zu Zeit zu Geschichtswerken, zu Chroniken, zusammenfassen, den Wohlstand Lankas unter der Regentschaft Dewanampiya Tissas. Wir wissen von den reichen Geschenken des Königs, von dem Land, das er mit goldenem Pfluge den frommen Männern zumißt. Wie die Bauern, Fischer, Handwerker und Händler leben, wissen wir nicht. Was die Chroniken schildern, entspricht dem geschichtlichen Ablauf, die Berichte der griechischen, chinesischen und arabischen Reisenden haben das bestätigt. Aber sie zeichnen nur *einen* Teil der damaligen Wirklichkeit.

Bald nach dem Tode Dewanampiya Tissas beginnen die fast zwei Jahrtausende währenden kriegerischen Invasionen der südindischen Tamilen. Bis in unsere Tage

hinein gehen die Auseinandersetzungen zwischen den beiden Völkern, die sich zwar längst nicht mehr bekriegen, wohl aber trotz aller Befriedigungsversuche in offenkundiger Spannung leben. Mit einer mächtigen Flotte und berittenem Heer überfallen die Brüder Sena und Guttika die friedliche Insel, ermorden Sura Tissa, den jüngeren Bruder und Thronfolger Dewanampiyas, und machen sich selbst zu den Herren Lankas. Sie sollen in den 22 Jahren ihrer Herrschaft (237 bis 215 v. u. Z.) Gerechtigkeit geübt haben. Das hat sie jedoch nicht davor bewahrt, von Asela, dem Neffen Tissas, getötet zu werden. Asela wiederum konnte sich nur 10 Jahre lang seiner Herrschaft über die Insel freuen, denn der Tscholafürst Elara von der Koromandelküste nahm ihm Land und Leben. Den uralten Eroberern der Insel, den Singhalesen, wurde nun eine zweite Fremdherrschaft aufgezwungen, unter der das Volk offenbar nicht *mehr* zu leiden hatte, als unter seinen eigenen „löwenblütigen“ Beherrschern. Die Chronik Mahawamsa berichtet, daß Elara über Freund und Feind mit unparteiischer Gerechtigkeit regiert habe. Die Chronik Dipawamsa lobt ihn sogar als unvergleichlichen Herrscher. Andere Geschichtsschreiber lassen an dem neuen Regenten keinen guten Faden. Sie beschuldigen ihn, die herrliche und heilige Stadt Anuradhapura in ein Leichenfeld verwandelt zu haben. Sie bezichtigen ihn der Tempelschändung und der rohen Beleidigung der buddhistischen Mönche. 44 Jahre dauerte die Herrschaft des Tscholafürsten über den nördlichen, fruchtbaren Teil der Insel, den er in Besitz genommen hatte. In den gebirgigen, im Gegensatz zu seinem Heimatland rauhen und unwirtlichen Süden war er nicht vorgedrungen. Dort ballte sich jetzt unter der Führung der vor Elaras Heerscharen geflohenen Angehörigen des Königshauses eine neue Macht zusammen. Der Zorn über die erlittene Niederlage und die Sorge um die verlorenen Provinzen waren die Beweggründe für ihren Feldzug gegen den fremden Herrscher.

Abweichend von der sonst so nüchternen Art der Berichterstattung, schildern die Chroniken mit bewegten Worten den heldenhaften Kampf Duttha Gamanis. Mit Hilfe seiner hervorragenden Kriegselefanten und dem Beistand von zehn Recken zwingt er die 32 von Elara errichteten Festungen zur Übergabe und beendet den Krieg durch einen Zweikampf mit Elara. Duttha Gamani ehrt den toten Feind, dessen Tapferkeit und Edelmut er rühmt, durch eine würdige Leichenfeier. Er errichtet ihm sogar ein Denkmal, an dem auf seinen ausdrücklichen Befehl kein König im Palankin – in der Tragsänfte – oder mit klingendem Spiel vorübergehen darf. Es war ein ungleicher Kampf gewesen: ein Mann in der Blüte seiner Jahre besiegte einen Greis! Wenn wir annehmen, daß Elara im Alter von 25 Jahren Ceylon eroberte, war er mindestens 69, als er gegenüber Duttha Gamani sein Leben verteidigen mußte. Der neue König hat allen Grund, dem buddhistischen Klerus seine Dankbarkeit zu erweisen. Hatten doch die Mönche eine kostbare Reliquie in sein Zepter eingesetzt und 500 Angehörige des Ordens ihn bei seinem Feldzug gegen Elara als „Schutz und Fest“ begleitet. Einen so frommen Menschen wie diesen König kann man leicht glauben machen, daß er dem Beistand des Klosters seine Siege verdankt. Reumütig erinnert er sich, daß er einmal eine Eierfrucht verzehrt hat, ohne den Mön-

chen ihr Teil zu lassen. Er trägt die Schuld ab, indem er das Marikawatti-Kloster baut und mit einem mächtigen Reliquienschein versieht. Das ist aber erst der Anfang seiner edlen Taten für die Mönchsgemeinde, von denen die Chroniken in überschwenglicher Weise künden. Er baut auch den berühmten „Eisenpalast“ Lohapasada, ein neunstöckiges Gebäude, das auf 1600 mit Erzplatten verkleideten Granitsäulen ruht. In jedem Stockwerk befinden sich 100 Zimmer. Sie sind mit silbernen Friesen und goldenen, edelsteinverzierten Girlanden geschmückt. Der Mittelpunkt des Palastes aber ist der Prunksaal, seine Decke wurde auf vergoldeten Pfeilern errichtet, die Tier- oder Menschengestalt haben. In dieser Halle steht der Elfenbeinthron, das Symbol mönchischer Macht, auf dem der Elfenbeinfächer als Zeichen der Priesterwürde liegt. Massiv goldene Schüsseln und goldene Löffel dienen den Mönchen zum Waschen der Hände und Füße. Das heiligste und bis in unsere Zeit hinein verehrte Baudenkmal Duttha Gamani ist die Ruwanheli-Dagoba. Die Arbeiter, die zum Bau des Eisenpalastes und des großen Reliquienschreines herangezogen wurden, ließ der fromme König mit Geld entlohnen. Die Tatsache, daß dies ausdrücklich in den Geschichtsbüchern erwähnt wird, läßt erkennen, wie unüblich ein solches Verhalten in damaliger Zeit war. In seinem „Buch der guten Taten“ (Pungapotthakan), das er sich in der Stunde seines Todes von den Priestern vorlesen läßt, berichtet Duttha Gamani: „... Ich habe hundert Klöster weniger eins errichtet; das Marikawatti-Kloster kostete 19 Millionen, der herrliche Eisenpalast 30 Millionen; für den Bau des großen Reliquiendomes wurden 20 unermessliche Schätze und dazu noch eine Milliarde ausgegeben. Aber all diese guten Werke sind in den Tagen des Glücks vollbracht worden und bringen dem Geist keine Erleichterung; nur zwei Gaben, die ich ohne Rücksicht auf meine Lage in den Tagen des Unglücks spendete, sind es, die meiner Seele Trost gewähren.“

Der Reichtum des buddhistischen Klerus wächst. Sie, die das Gelübde der Haus- und Besitzlosigkeit auf sich genommen haben, leben besser als der Mann aus dem Volk. Fast jeder auf Duttha Gamani folgende König trachtet danach, den Reichtum des Ordens zu vergrößern. Und mit dem Besitz wachsen Einfluß und Macht. Natürlich fehlen in Ceylons Geschichte auch die Missetäter nicht. 12 Jahre lang regiert Koranaga (62 bis 50 v. u. Z.), der vor seiner Thronbesteigung ein Räuber war. Er verleiht seinem Haß auf den Mönchsorden unverhohlenen Ausdruck. 18 Klöster, die ihm in den dunklen Tagen seines Lebens die Zuflucht verwehrten, läßt er dem Erdboden gleichmachen. Seine Gemahlin vergiftet ihn, nicht um das Land von einem gewalttätigen Herrscher zu befreien, sondern weil sie anscheinend geistesgestört ist. Denn nach Koranagas Tod bringt sie ihren eigenen Sohn und nacheinander jeden ihrer Liebhaber auf die gleiche Weise um. Sie wird ermordet, bevor sie den weiteren 32 Buhlen, die sie gehabt hat, ein ebenso grausames Ende bereiten kann. Radscha Ratnakari, berichtet vom schlimmen Leben Koranagas, und er sagt uns auch, was nach dem Tode aus ihm wurde. Er „ging zur Hölle Endiri Maha Nakara ein, wo er den Namen Kaula Kandschaknam Maha Pretaya (äußerst miserable Seele) erhielt und bis zum Ende der Welt zum jammervollsten Elend verdammt ist“.

Die nächste Invasion der Tamilen fällt in die Regierungszeit des Königs V/alla Gamani. Es ist nicht das erste Mal und soll auch nicht das letzte Mal gewesen sein, daß ein ceylonesischer Herrscher vor fremden Eroberern in die Berge flüchten muß. Nach kurzer Zeit gelingt es ihm mit Hilfe der tapferen und kampferprobten Bergbewohner, die Tamilen aus dem Lande zu vertreiben. Die Lage der Mönche bereitet dem König Sorge. Als Bikkhus, als Bettler ohne jegliches Eigentum, sind sie ganz auf die Spenden der Laienbuddhisten angewiesen, und es geht ihnen gut, wenn der König sich für ihre Belange einsetzt. Was aber soll geschehen, wenn die Fremden erneut das Land besetzen? Elara war vorbildlich in seiner Toleranz gegenüber dem fremden Glauben gewesen. Wer schützt die Mönche vor kommender Intoleranz? Der König macht die Mönche unabhängig. Er bietet dem Orden große Ländereien samt Dörfern und Stauseen für ihren Unterhalt an. Was der Mönch als einzelner niemals annehmen könnte und dürfte, weil es gegen das Gelübde der absoluten Armut verstößt, die Mönchsgemeinde quälen keine Skrupel. Sie nimmt an. In der Folgezeit werden die Landgeschenke zur Gewohnheit. Allmählich geht ein großer Teil des gesamten Grundbesitzes in die Hände des buddhistischen Klerus über. Landgewinnung wird damit zum frommen Werk. Immer mehr Stauseen entstehen, riesige Wasserflächen, die sich über viele Quadratkilometer ausdehnen und zur künstlichen Bewässerung der Felder dienen. Die Bevölkerung wird für den Bau dieser Projekte zur Zwangsarbeit herangezogen. Das aufgefangene Wasser kommt später auch ihren Feldern zugute, auf denen sie ihren Reis bauen. Die Bauern bringen reiche Ernten ein. Sie verstehen es ausgezeichnet, Neuland zu kultivieren, und ihre klug erdachten Bewässerungssysteme erregen im Nachbarland Aufsehen. Indische Fürstentümer bemühen sich um ceylonesische Fachleute. Ein altes singhalesisches Sprichwort spiegelt die hohe Meinung von den Qualitäten des Landmannes wider: „Nimm einen Bauern vom Pfluge weg, wasche ihm seinen Schmutz herunter, und er ist imstande, ein Königreich zu regieren.“ In der Tat steht der Bauer in der ceylonesischen Kastenordnung an hervorragender Stelle, und der König ist nicht mehr als „der erste Bauer im Staate“.

Lanka, die Glänzende, rechtfertigt ihren Namen. Die Städte werden schöner, die Paläste prunkvoller, und es mehrt sich der Reichtum des buddhistischen Klerus. Stetig wächst die Zahl der Inselbewohner. Immer größere Gebiete werden besiedelt, und es heißt, daß „... ein Hahn entlang der Königsstraße vom mittleren Bergland bis zum nördlichen Anuradhapura von Dach zu Dach flattern kann, ohne den Erdboden zu berühren“. Alte ceylonesische Beschreibungen der Insel schildern den Glanz der großen Städte: „Die goldenen Zinnen der Tempel glitzern am Himmel, die Straßen sind mit Bogen überspannt, von denen Fahnen herabwehen, zur Seite sind die Straßen mit schwarzem, in der Mitte mit weißem Sand bestreut, und rechts und links stehen Vasen mit Blumen und Nischen mit lampentragenden Statuen ... Die Hauptstraßen sind die Mond-, die große Königs-, die Hinguruwak- und die Mahawellistraße, von denen die ersten elftausend Häuser, darunter viele zweistöckige, enthalten. Der Palast umfaßt große Reihen von teils zwei- und dreistöckigen Häusern.“

Dieser Prunk, diese zur Schau gestellte Wohlhabenheit, ist eine Herausforderung für die Bewohner des Festlandes. Dravidische Völker fallen erneut in Ceylon ein. Eine straffe Staatsführung fehlt. Das Heer wird geschlagen. Seit dem Tode Maha Senas (277 bis 304 u. Z.), des letzten Königs der Löwendynastie, gibt es viele Bewerber für den Thron. Die Königswürde, einst erblich und darum unangefochten, wird nun zum Ziel des Streites ehrgeiziger Minister, Hofbeamter und Heerführer. Der Herrscher verliert an Autorität, denn er ist auswechselbar, nötigenfalls sogar durch einen Mord. Aber der Mörder auf dem Thron, dieser König ohne Würde, genießt keine Sicherheit, weder für sein Amt noch für seine Person. Intrigen untergraben seine Macht. Von neunzehn ceylonesischen Herrschern jener Zeit werden vierzehn ermordet. Zu der Unsicherheit bei Hofe kommen andere Ursachen, die eine Schwächung der Wehrkraft bewirken. Ein großer Teil der Bevölkerung lebt im Kloster und kann sich aus religiöser Überzeugung am Kampf nicht beteiligen. Das durch kein Gelübde gebundene Volk aber ist des Krieges müde. Der Feind nimmt die Insel in Besitz. Anuradhapura wird zu einer Stätte der Verwüstung. Alle Schätze, auch die der Kirche, fallen in die Hände der fremden Soldaten. Der „Eisenpalast“ bietet einen trostlosen Anblick. Von seiner einstigen Pracht sind nur die Säulen geblieben. Die Tamilen machen vor den Klöstern nicht halt. Sie werfen die Buddha-Statuen von ihren Sockeln, zerstören die Reliquienschreine und feiern in den Heiligtümern entsetzliche Orgien. Das ganze Elend, das mit den Tamilen über das Land kommt, sei nur eine Folge mangelnder Frömmigkeit seiner Bewohner. Der Gott Sakkraia Dewindra habe deshalb seine schützende Hand von der Insel genommen. So deuten es die alten Quellen. Radscha Ratnakari schreibt über diese dunkle Zeit: „Die Bewohner Ceylons wurden verzweifelt schlecht, so sehr, daß die Götter ihren Schutz versagten, und die Übeltaten der Schlechten wuchsen in solchem Maße an, daß als himmlisches Strafgericht die Malabaren kamen. Sie verwandelten den herrlichen Reliquiendom des Ruwanweli und viele andere Dagobas in Ruinen und machten die heiligen Priesterwohnungen und die heiligen Kapellen und Schreine der Buddha-bilder zu Behausungen malabarischer Soldaten. Sie schändeten die Jungfrauen und entehrten selbst die vornehmsten Frauen der Insel, zwangen die durch Geburt und Rang Höchststehenden zu niedrigster Sklavenarbeit und verleiteten die Gefangenen zum Abfall von ihrer Religion; die Reichen beraubten sie all ihrer Schätze und hieben denen, die sie nicht gutwillig herausgeben wollten, Hände und Füße ab: so herrschten und bedrückten sie alle. Wie ein Haus voller Feuerflammen und Diebe, so war Ceylon um jene Zeit.“ Gemeinsames Leid eint. Was die friedlichen Zeiten nicht vermocht hatten, schafft nun das Elend, die Erniedrigung. So tief sie sich auch vor den neuen Herren beugen müssen, die Unterdrückten sind sich einig im Haß gegen die fremden Eroberer. Sie bedürfen nur noch eines starken Anführers, um die Tamilen abermals aus dem Land zu vertreiben. Widscha Bahu I. gelingt die Befreiung Ceylons von der Fremdherrschaft, aber er vermag es nicht, das Land zu einem einzigen großen Königreich zusammenzuschließen. Das aber wäre die Voraussetzung für eine erfolgreiche Abwehr weiterer tamilischer Invasionen. Zu viele fühlen sich

für das Amt eines Herrschers berufen, so daß das Land in viele kleine Königreiche zerfällt. Erst Parakrama Bahu I., der später den Beinamen „der Große“ verdienen soll, gelingt es, das Reich zu einen. Er stammt aus dem südlichsten der Miniaturstaaten und genoß eine hervorragende Erziehung. „Er wurde in Religion, in den verschiedenen Systemen des Rechts, in Rhetorik, Poesie, in Tanz und Musik, im Reiten, im Gebrauch des Schwertes und Bogens gründlich ausgebildet und erlangte darin den höchsten Grad von Vollkommenheit“, rühmt Mahawamsa. Die Macht über die Insel fällt ihm nicht in den Schoß. Es bedarf umsichtiger Vorbereitung. Kräftige Männer werden sorgfältig für das Kriegshandwerk geschult. Sogar die Ureinwohner des Landes, die Weddhas, nehmen einen wichtigen Platz in der neuen Armee ein. Sie fungieren als Scharfschützen, denn der Umgang mit der Waffe ist ihnen vom Kindesalter her vertraut. Eine Mannschaft wird als „Mondscheinschützen“ ausgebildet, die auch in der Nacht ihr Ziel nicht verfehlen. Durch Besteuerung des Volkes gewinnt Parakrama Bahu I. die Mittel, Vorräte anzulegen. Der Kampf beginnt, ohne daß es zu heftigen Gefechten kommt. Sämtliche Königtümer werden fast mühelos überwunden. Das Reich ist geschaffen, und Parakrama Bahu I. ist sein König. Der Krieg wird außerhalb des eigenen Landes fortgesetzt. Die Singhalesen rüsten zu einem Rachefeldzug gegen den König von Burma, der ihre Gesandten beleidigt hat. Sie erobern die Hauptstadt, erschlagen den burmesischen Herrscher und machen das Land tributpflichtig. Parakrama Bahu rächt sich auch an den Tamilen, indem er in den Kampf zwischen Tscholas und Pandyas eingreift. Er besiegt den Tscholafürsten Kulasekhara, schleppt die gefangenen Tamilen nach Ceylon und zwingt sie, die in der Zeit ihrer Fremdherrschaft zerstörten Tempel und die zerschlagenen Heiligtümer wiederaufzubauen. Nach diesen kriegerischen Auseinandersetzungen wendet sich das Volk voll Energie dem inneren Aufbau des Landes zu. Es gilt der Grundsatz: „In einem Lande wie diesem sollte nicht die kleinste Menge Wasser, das der Regen bringt, ins Meer fließen dürfen, ohne vorher den Menschen nutzbar gemacht worden zu sein; deshalb soll alles Land, soweit es nicht für Gold- und Edelsteingruben gebraucht wird, in Reisfelder verwandelt werden.“ Und der König zögert nicht, dieses gigantische Bauvorhaben in die Tat umzusetzen. Durch die Arbeit und den Fleiß des ganzen ceylonesischen Volkes gelingt es in den Jahren seiner Regierung, 1470 kleine Wasserbecken und sieben große Stauseen anzulegen. Einer davon wird „Meer des Parakrama“ genannt und heißt so bis zum heutigen Tage. An einigen hundert bereits vorhandenen Teichen müssen umfangreiche Ausbesserungen durchgeführt werden. Neben mehreren großen Kanälen entstehen 534 kleinere künstliche Wasserläufe. Stellen sich Schwierigkeiten in den Weg, gilt der Wahlspruch: „Nichts gibt es in der Welt, was nicht von beharrlichen Männern ausgeführt werden könnte.“ Schnell erholt sich die Landwirtschaft von den durch Krieg und fremde Besatzung erlittenen Schäden. Abermals blüht das Land auf. Die Tempel und Paläste zeigen wieder ihren alten Glanz. Die längst verlassene und schon vom Dschungel überwucherte alte Königsstadt Anuradhapura wird wieder aufgebaut. Auch der berühmte „Eisenpalast“ erhält seine alte Schönheit zurück. Polonnaruwa, die neue Hauptstadt, – vor Jahren

noch armselig und unscheinbar – entwickelt sich unter der Regentschaft Parakrama Bahus I. zur bedeutenden Metropole. Durch umfangreiche Befestigungsanlagen vor unerwünschten Besuchern geschützt, entfaltet sich hier ein reiches und kulturvolles Leben. Viele Läden gibt es in den repräsentativen Straßen. Theater fehlen nicht, in denen außer Schauspielen auch Tänze dargeboten werden. Vergnügungshäuser sorgen für leichte Unterhaltung, und in den öffentlichen Gärten und Parks sowie in Badeanstalten finden die Bürger der Stadt ihre Erholung. Auch für die Hilfsbedürftigen wird gesorgt. In sauberen Hospitälern betreuen unter der Aufsicht gut ausgebildeter Ärzte männliche und weibliche Pfleger die Kranken. Almosenhäuser nehmen sich der Armen und der Mönche an. Die religiösen Gemeinschaften erhalten Unterstützung, auch solche, die dem Buddhismus nicht zugeordnet sind. Parakrama Bahu I. geht mit der ihm eigenen Beharrlichkeit an ein hoffnungslos erscheinendes Problem heran. Er erstrebt die Einheit des in unzählige, einander feindlich gesonnene Sekten zersplitterten Ordens und die Wiederherstellung eines sauberen, die Gebote des Buddha achtenden mönchischen Lebens. „Als ob er den Berg Meru hätte in die Höhe heben wollen . . .“, so groß sind die Schwierigkeiten, mit denen der Reformator des Staates und der Kirche zu kämpfen hat. Rücksichtslos entfernt er unsaubere Elemente aus dem Orden und erreicht, daß sich die drei einander hassenden Mönchsgemeinden wieder zu einer Gemeinschaft zusammenschließen. Ceylon hat noch einmal eine große Zeit! Sie ist wie ein letztes Aufatmen, bevor die Insel für acht Jahrhunderte zu einer Beute geschäftstüchtiger Eroberer wird.

Bald nach des Königs Tod beginnt abermals der Kampf um den Thron. Königsmord wird zur Regel. Aufruhr bricht überall aus, und das Land zerfällt in kleine Provinzen. Es bedarf keiner großen Anstrengungen für die Tamilen, sich wieder auf Ceylon festzusetzen. Was macht es schon aus, wenn sie von einigen Herrschern vorübergehend zurückgedrängt werden. Die Invasion hält an, und die Kämpfe sind nur unbedeutende Verzögerungen des Vormarsches der Tamilen. Schon 70 Jahre nach Parakrama Bahus Tod muß Polonnaruwa aufgegeben werden. Langsam, aber stetig breitet sich das neue fremde Reich nach dem Süden hin aus. Die Singhalesen weichen zurück. Im Verlaufe von 165 Jahren muß die Hauptstadt fünfmal verlegt werden. Das einst so fruchtbare Land im Norden der Insel stirbt. Die Bewässerungsanlagen verfallen. Die mächtigen Stauseen verwandeln sich in fieberverpestete Sümpfe. Menschen gibt es in dem früher so dicht besiedelten Gebiet nicht mehr, und der Dschungel überwuchert ihre Wohnstätten und ihre Heiligtümer. Im Küstenland gründen die Tamilen ein eigenes Reich mit der Hauptstadt Dschaffna. Arabische Einwanderer besetzen die Hafenplätze an allen Küsten. Mit viel Talent bemächtigen sie sich sehr bald des gesamten Handels. Von dem großen ceylonesischen Reich ist nur ein bescheidener Rest im Süden der Insel übriggeblieben, und nicht einmal der steht unter einheitlicher Führung. Wohl regieren Könige in der neuen Hauptstadt Kotta, die nahe Colombo gelegen ist, aber davon spüren die Menschen des in winzige Feudalstaaten zerfallenen Landes kaum etwas. Sie können auch nicht ahnen, was es bedeutet, daß am 20. Mai 1498 Vasco da Gama an der Malabarküste landet.

Noch hat Ceylon von den portugiesischen Schiffen nichts zu befürchten, die von König Manuel ausgesandt wurden, um den seit hundert Jahren gesuchten Seeweg nach Indien zu finden. Aber diese Schiffe sind eine Warnung. Bald werden, erstmals in der Geschichte, europäische Eroberer ihre Hand nach der Insel ausstrecken. Portugal will den arabischen Zwischenhandel zerschlagen und beabsichtigt, sich selbst an die Quellen zu setzen. So erbittert auch der fast zwei Jahrzehnte währende Kampf geführt wird, so unmenschlich die Methoden der Unterwerfung fremder Völker und der Aneignung fremden Eigentums auch sein mögen, in ihren Augen tun die Portugiesen nichts Unerlaubtes, denn kein Geringerer als der Papst hat sie zur Nutzung der östlichen Welt ermächtigt. Mit „gutem Recht“ nennen sie sich deshalb „Herren des Handels von Indien und Äthiopien“. Um sich dem Papst erkenntlich zu zeigen, bringen sie ganze Schiffe voll Missionare in die eroberten Küstenländer. Und auch die Missionare tun ihre Pflicht. Angesichts der von ihnen verbrannten Tempel und der zerschlagenen Götterbilder, beim Geschrei der Gefolterten und dem Weinen der Witwen und Waisen predigen sie die Religion der Liebe. Es ist dieselbe Religion, zu der sich auch die portugiesischen Soldaten bekennen.

Im Jahre 1505 wirft das erste portugiesische Schiff im Hafen von Colombo Anker. Es ist ein Vorbote kommenden Unheils. Die Besatzung hat den Auftrag, die ceylonesische Küste nach geeigneten Lande- und Niederlassungsplätzen abzusuchen. Colombo sagt den Kundschaftern zu. Die natürliche Bucht wird ihren Schiffen Schutz gewähren. Der Hafen ist so gelagert, daß er ohne großen Aufwand in ein mächtiges Bollwerk verwandelt werden kann. Und dahinter, in einem Lande üppigster Vegetation, wächst Zimt, das edle Gewürz, das auf dem Weltmarkt so gut bezahlt wird.

Die Entscheidung ist gefallen. Noch haben die ceylonesischen Regenten die Möglichkeit, das Land zu einer starken Abwehrfront zusammenzuschließen, doch sie sind zu eigensinnig, sich *einer* Leitung unterzuordnen. So gerät die Insel unter die Herrschaft von Europäern.

1517 gründen die Portugiesen eine befestigte Ansiedlung am Hafen von Colombo. Der König von Ceylon, unter dessen Augen sich die unheil drohenden Veränderungen vollziehen, ist ein Schatten im Vergleich zu den einstigen mächtigen Herrschern. Er befindet sich in einer mißlichen Lage. Wissend um die Schwachheit des Landes, dessen nördlicher Teil vom tamilischen Feind belagert ist, und voll Mißtrauen gegen die singhalesischen Fürsten muß er sich entscheiden, wie er der energisch vorgehenden neuen Macht aus dem Westen begegnen soll. Er fürchtet die Portugiesen, er fürchtet seine Untertanen einschließlich seiner Verwandtschaft und weiß wohl, daß die Inanspruchnahme fremder Hilfe bedeutet, den Teufel durch Beelzebub auszutreiben. Es lockt ihn aber auch die Beteiligung am portugiesischen Handelsgeschäft, und so macht er den Europäern Zugeständnisse. Seine labile Haltung untergräbt in der Folgezeit schließlich vollends seine Autorität gegenüber dem Volk, und er gerät in eine unwürdige Abhängigkeit von den Portugiesen.

Nach bestem Vermögen schüren die weißen Eindringlinge die Feindseligkeiten

der zahlreichen Feudalstaaten untereinander, während sie fast ungestört entlang der Küste neue Niederlassungen gründen. Wie schon so oft im Kampf gegen die Tamilen sind es die Bewohner des Berglandes, die sich jetzt mit verzweifelter Kraft den portugiesischen Belagerern entgegenwerfen. Von ihren Feinden haben sie den Gebrauch und auch die Herstellung der Feuerwaffen gelernt, und weil ihre Waffen sorgfältiger ausgeführt sind, erweisen sie sich als wirksamer. Längst kennen die Singhalesen die Strategie der Fremdlinge und verwenden sie nun gegen ihre Lehrmeister. Mayadhanu und sein Sohn Radscha Siha überwinden die unbedeutenden Herrscher im Inneren der Insel, vereinigen die Heere und rücken als Herren des gesamten Berglandes gegen ihre Peiniger vor. Es ist ein harter, verzweifelter Kampf, der auf beiden Seiten beträchtliche Opfer fordert. Wer von den Küstenbewohnern in Verdacht steht, mit dem anrückenden Heer zu sympathisieren, wird von den Portugiesen auf grausame Weise umgebracht. Wechselhaft sind die Erfolge. Bald gelingt es den Singhalesen, die Portugiesen in ihre Küstenbefestigungen zurückzudrängen und sie so lange zu belagern, bis sie gezwungen sind, sich von den Leichen ihrer Gefangenen zu ernähren. Dann wieder sind die Portugiesen im Vorteil und dringen mordend und brennend bis in die Hauptstadt Kandy vor. Aber die Singhalesen geben nicht auf. Wenn es ihnen im offenen Kampf nicht gelingt, den Gegner zu schlagen, versuchen sie es mit List. Nur wenige Portugiesen erreichen die schützende Küste. Ihre Rache an den Gefangenen ist fürchterlich. Lebendig werden sie den Krokodilen zum Fraße vorgeworfen. Ihren Frauen reißt man den Schmuck vom Leibe und zögert nicht, den sich Weigernden Hände, Arme und Füße abzuhacken. Ja, die Portugiesen zwingen sogar singhalesische Mütter, ihre Säuglinge in Reismörsern zu zerstampfen. Während die Soldaten morden und quälen, predigen ihre Landsleute im Priesterrock den Singhalesen das Gebot der Nächstenliebe: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen!“

Portugal hat das Monopol aller Waren Südostasiens. Portugal wird wohlhabend, mächtig und einflußreich. In Lissabon türmen sich die Güter aus den Ländern der indischen Meere. Zu den Waren zählen auch Menschen, die ihre schwarze Haut vom Menschsein ausschließt, Jagdbeute aus Afrika: gehetzt, gefangen, in Ketten gelegt und auf Märkten feilgeboten wie Tiere, gekauft und gehalten wie Tiere, die man nur schont, weil man für sie bezahlt hat. Herren des Handels in Südostasien zu sein, verschafft Ansehen. Das größte Geschäft dieser Zeit aber ist der Sklavenhandel. Im Tajo liegen Handelsschiffe aller europäischen Staaten vor Anker. Das Geschäft blüht, und die Preise werden von den Portugiesen gemacht.

1560 erobern die Portugiesen Dschaffna, die Hauptstadt des Tamilenreiches im Norden der Insel, und vernichten den Zahn des Buddha, der sich als kostbarste Reliquie in der Verwahrung des Radschas von Dschaffna befindet. 400 000 Goldstücke bietet der König von Pegu für die Auslieferung des heiligen Gegenstandes. Aber die Inquisition läßt nicht mit sich handeln. Don Gaspar, der Erzbischof von Goa, zerreibt eigenhändig den Zahn, verbrennt ihn und streut die Asche in den Fluß. Er glaubt, dem Buddhismus einen empfindlichen Schlag versetzt zu haben, unterschätzt aber die Findigkeit der Priester und die Gläubigkeit der Buddhisten. Bald müssen

die Portugiesen, die schon eine Medaille zur Erinnerung an diesen denkwürdigen Tag anfertigen ließen, erfahren, daß statt des vernichteten einen nun zwei neue Budhazähne Gegenstand der Anbetung sind: einer in Pegu und einer in Ceylon. 400 000 Goldstücke sind ihnen verlorengegangen.

Wenn es den Singhalesen auch nicht gelingt, die Portugiesen aus ihren Niederlassungen an der Küste zu vertreiben, so setzen sie ihnen doch so empfindlich zu, daß das Handelsgeschäft nicht mehr rentabel ist. Der Erlös der Waren kann die Ausgaben für den fast anderthalb Jahrhunderte währenden Krieg kaum decken. Was längs der Küste angebaut wird, muß unter militärischem Schutz geerntet und verschifft werden.

So ist es für die Holländer nicht allzu schwer, auf Ceylon Fuß zu fassen. Da der König von Portugal ein Verbot über sie verhängt hat, mit Lissabon Handel zu treiben, müssen sie die Ursprungsländer der Gewürze selbst aufsuchen. 1602 betritt Joris van Spilbergen das Inselreich, um dem Herrscher von Kandy seinen Beistand im Kampf gegen die Portugiesen anzubieten. Er wird freundlich aufgenommen, und es kommt im Jahre 1609 zum Abschluß eines Bündnisvertrages. Das zögernde Vorgehen der Holländer gegen die Feinde des Landes verdrießt den König und mag Mißtrauen in ihm aufkommen lassen. Erst nach 1638 gewinnen die Allianzpartner Boden und erobern Zug um Zug die portugiesischen Festungen. 1656 gelingt ihnen die Befreiung Colombos, und 2 Jahre später fällt Dschaffna in ihre Hand. In den Festungen der Portugiesen sitzen nun die Holländer. Sie bleiben ebenfalls 150 Jahre! Mord, Brand und Gewalttat haben ein Ende. Die Holländer treten nicht als beutelüsterne Barbaren auf, sondern als „Gentlemen“, die das Instrument der Ausbeutung mit erstaunlicher Virtuosität handhaben. So sehr sie auch unter den Feindseligkeiten des Königs von Kandy zu leiden haben, den sie in Amt und Würden beließen, es hindert sie nicht, ihm kostbare Geschenke zu senden und sich als seine ergebenen Untertanen zu bezeichnen. Geduldig nehmen sie die Beleidigungen holländischer Gesandter hin und bleiben sogar ruhig, wenn diese am Hofe in Kandy zu lebenslänglicher Kerkerhaft oder gar zum Tode verurteilt werden. Der Preis, den sie für ihre erstaunliche Duldsamkeit fordern, ist das absolute Recht auf den gesamten Handel. Rücksichtslos verlangen sie, daß ihnen alle für den Export tauglichen Güter zu niedrigen Preisen angeboten werden. Das Zimtmonopol gehört ihnen. Auf schmalen Landstreifen entlang der Küste entstehen die ängstlich gehüteten Zimtgärten. Mit dem Tode wird bedroht, wer auch nur eine einzige dieser Pflanzen zu eigenem Nutzen verkauft oder wer es wagt, einen Zweig mutwillig zu beschädigen. Perlen, Edelsteine, Elfenbein – was an Wertvollem gefunden oder erbeutet wird, es gehört den Holländern.

Außerdem haben die Singhalesen alljährlich 50 Elefanten zu fangen, die auf Schiffen nach Europa transportiert werden. Auf ganz Ceylon gibt es in unserer Zeit nicht so viele Elefanten, wie von den Holländern im Verlaufe eines halben Jahrhunderts exportiert wurden.

Auch Holland schickt seine Missionare auf die Insel. Sie gehören der protestan-

tischen Kirche an und gründen Schulen. Hatten die von den Portugiesen geschaffenen Schulen die Aufgabe, ihre Zöglinge in erster Linie mit der römisch-katholischen Religionsgeschichte vertraut zu machen, dienen die unter holländischer Vorherrschaft entstandenen vornehmlich der Verbreitung des Protestantismus. Das romanisch-holländische Recht wird eingeführt und behält seine Bedeutung bis in unsere Tage. Als Holland 1794 zum Schauplatz der französischen Revolutionskriege wird, ist die Blütezeit des holländischen Kolonialismus auf Ceylon vorüber. Der gigantische Verwaltungsapparat verschlingt die Profite. Die Feindseligkeiten des singhalesischen Königs machen das Eintreiben der von den Holländern geforderten Güter zum Problem. Das niederländisch-französische Bündnis gegen England bedeutet schließlich das Ende der holländischen Besetzung Ceylons. Herr über die indischen Meere wird der Engländer. Seiner Flotte entgeht kein Frachtschiff unter holländischer Flagge. Schon lange liebäugelt England mit der reichen Insel. Jetzt wird sie ihm zur leichten Beute. 1795 nehmen Schiffe der Ostindischen Kompanie im Auftrage Lord Hobarts Kurs auf Ceylon. Die Briten erwarten Kampf, aber der Holländer ist kein ernst zu nehmender Gegner mehr. Fast mühelos fallen den Eroberern seine Festungen zu. Die Regierungsstadt Colombo wird von ihrem Gouverneur Angelbeck samt Waffen, Munition und Kasse der neuen Macht ausgeliefert. Unter den holländischen Soldaten, die sich verraten fühlen, kommt es zur Meuterei. Sie schießen auf den Palast ihres Gouverneurs, der den Schutz seiner Feinde genießt. Angelbeck hat durch einen Vertrag die holländische Kolonie Ceylon zum Eigentum der Ostindischen Kompanie gemacht.

Englische Kronkolonie wird die Insel erst nach einem opfermütigen Aufstand des singhalesischen Volkes gegen die neuen Belagerer. Frederic North, den seine Verdienste um die Kolonie später in den Rang eines Earl of Guildford erheben, wird im Jahre 1798 mit dem Amt eines Gouverneurs betraut. England begnügt sich nicht mit einem schmalen Küstenstreifen. Es will nicht nur den Handel, es begehrt die ganze Insel. Und während North mit Umsicht und Energie einen stabilen Verwaltungsapparat aufbaut, knüpft er schon listenreiche Verbindungen zu einem Verräter, der ihm das Königreich zuspiesen soll. Pilame Talawa, erster Minister am Hofe zu Kandy, ist bereit, sein Vaterland auszuliefern. Vor einiger Zeit hatte er König Radschadhi Radscha Singha abgesetzt. Als dieser kurz darauf starb, verhalf er dem Neffen einer der Witwen des Königs zum Thron. Nun will er den noch sehr jungen Herrscher zu Handlungen verführen, die ihn beim Volke mißliebig machen, und ihn zu Feindseligkeiten gegenüber den Engländern verleiten. Die Engländer sollen die Feindseligkeiten als casus belli betrachten und nunmehr auf „faire“ Art das Land mit Krieg überziehen. Nach dem Sturz oder dem Tod des Königs will der Verräter den Thron einnehmen und eine dem Engländer wohlgesonnene Dynastie gründen. Gouverneur North scheut sich nicht, mit einem Manne zu paktieren, den er in einem Brief an den Höchstkommmandierenden in Indien als „der Schurken allerschändlichsten“ bezeichnet. Nach Abschluß der landesverräterischen Verhandlung, bei der beide Partner übereingekommen sind, Leben, Rang und Würde des Königs zu schonen,

schreibt er an den Generalgouverneur von Ostindien: „Was die Würde des Königs anbelangt, so würde ich mich nie in eine Verschwörung gegen dieselbe einlassen, aber wenn er seine Krone verliert, es würde mich ebensowenig kümmern, als wenn er sich durch Usurpation in ihren Besitz gesetzt hätte, und sollte es dem Adigar (dem ersten Minister) ohne mein Zutun glücken, ihn zu entfernen, so denke ich, daß Sie nichts dagegen einwenden würden, besagten Adigar als Vasallen anzunehmen.“

Wie schamlos ist doch das Verhalten dieser Vertreter des britischen Imperiums. Sie verfolgen ihr Ziel und überlassen es anderen, sich dafür die Finger schmutzig zu machen. *Divide et impera* – das ist ihr Wahlspruch, und wenn dann zwei sich streiten, eilen sie lachend als helfende Dritte hinzu und behalten, was ihnen zufällt. Sie provozieren Feindseligkeiten, um das „Recht“ zu einem Kampf zu haben, in dem sie ein ganzes Land erobern. Dabei sichern sie sich die Möglichkeit, als faire Gegner aufzutreten. So erfolversprechend aber der von North ausgeklügelte Plan erscheint, er wird aus Ungeduld verworfen. Der Gouverneur will nicht warten, bis sich die Dinge günstig entwickeln. In Absprache mit dem Adigar beschließt er, den Höchstkommmandierenden der britischen Truppen auf Ceylon, General Mac Dowal, mit einer Begleitung von 1000 bis 2500 schwerbewaffneten Soldaten für den Abschluß eines Freundschaftsvertrages nach Kandy zu schicken. Natürlich ist diese Mission nur der Vorwand für eine gemeine Erpressung. Sind die Truppen erst in Kandy, so meint North, wird der König angesichts der Übermacht jeden Vertrag unterzeichnen. Dem verräterischen Minister fällt die Aufgabe zu, die militärische Eskorte dem unerfahrenen Herrscher als eine friedliche Gesandtschaft anzukündigen und ihre Einreisegenehmigung zu erwirken. Die Erlaubnis wird erteilt. Ausgeruht und wohlgerüstet verlassen 20 Kompanien Soldaten Colombo. Als sie am Rande des Berglandes eintreffen, hat sich das stolze Heer in einen kläglichen Haufen verwandelt. Sonnenhitze, Malaria, Ruhr, Blutegel, durch Tropengüsse aufgeweichte Wege, Nahrungsmittelmangel und Entkräftung zwingen den größten Teil der Truppe zur Aufgabe. Die Soldaten müssen kapitulieren, bevor sie die Königsstadt auch nur von ferne gesehen haben. Nicht mehr als vier Kompanien erreichen Kandy. Für einen ehrlichen Freundschaftsvertrag bedürfte es keiner Soldaten. Für den geplanten Vertrag sind vier Kompanien zu wenig, und so mußte Mac Dowal nach langem, vergeblichem Verhandeln unverrichteterdinge wieder abziehen. Trotz des Mißerfolges strebt der Gouverneur beharrlich weiter die Eroberung des fruchtbaren Landes an und zählt nun auf das Gelingen des ersten Planes. Durch das Betreiben des listenreichen Adigars „wurden einige großbritannische Untertanen aus Putalam, die sich auf einer Handelsreise in Colombo befanden, mit Gewalt ihres Vorrates an Betelnüssen beraubt, die sie auf dem Jahrmarkt gekauft hatten.“ Dieser fadenscheinige Grund, der dazu noch fingiert ist, genügt, um 3000 englische Soldaten das von König und Untertanen zu dieser Jahreszeit verlassene Kandy überfallen zu lassen. North will angeblich nur zeigen, wie sehr ihm das Schicksal jedes einzelnen Untertanen der britischen Krone am Herzen liegt und was er zu tun bereit ist, damit solche „schändliche Übergriffe“ in Zukunft nicht mehr passieren können.

Ein neuer König wird ausgerufen, ein Verwandter des Herrscherhauses, dessen erste Regierungshandlung den Engländern nicht nur einen beträchtlichen Teil an Land zuspricht, sondern ihnen auch die ständige militärische Besetzung der Königstadt erlaubt. Das ist das Abkommen der Engländer mit dem König. Der mit dem ersten Minister abgeschlossene Vertrag weicht etwas davon ab. Danach ist der flüchtige Exkönig den Engländern auszuliefern, der eben erst auf den Thron gehobene Monarch soll bei gutem Gehalt in Dschaffna interniert werden, und Pilame Talawa, erster Minister und erster Verräter am Hofe zu Kandy, erhält in Anerkennung seiner Verdienste den Titel „Großprinz“ und wird die Regierungsgeschäfte im Sinne der Engländer wahrnehmen. Der neue Herrscher besitzt nicht das Vertrauen des Volkes. Er hat auch keinen gesetzlichen Anspruch auf den Thron, weil er wegen Betrugs öffentlich bestraft worden war. Der „Großprinz“ darf hoffen, nach der Beseitigung des unwürdigen Regenten und nach der Vertreibung der Engländer zum Herren des Reiches zu werden.

Wer mit einem Schurken paktiert, muß damit rechnen, daß sich dessen Talente auch gegen ihn selbst wenden. Am 24. Juni 1803 überfallen bewaffnete Singhalesen

Seite 65: Langsam erhebt sich der Wasserbüffelbulle aus seinem Bade, schüttelt sich das Wasser aus dem Fell und schaut uns aufmerksam an.

Seite 66 oben: Auch im Yala-Nationalpark lautet der § 1 der Verkehrsordnung: „Vorfahrt hat stets der Elefant.“ Wenige Meter vom Straßenrand entfernt hat sich die Herde zur Mittagsruhe im Schatten des Dschungels eingestellt.

Seite 67: Unmittelbar hinter unserem Kraftwagen zieht eine Gruppe wilder ceylonesischer Elefanten über die Straße. Von diesen Riesen beherbergt die Insel des ewigen Frühlings kaum mehr als 2000 Tiere.

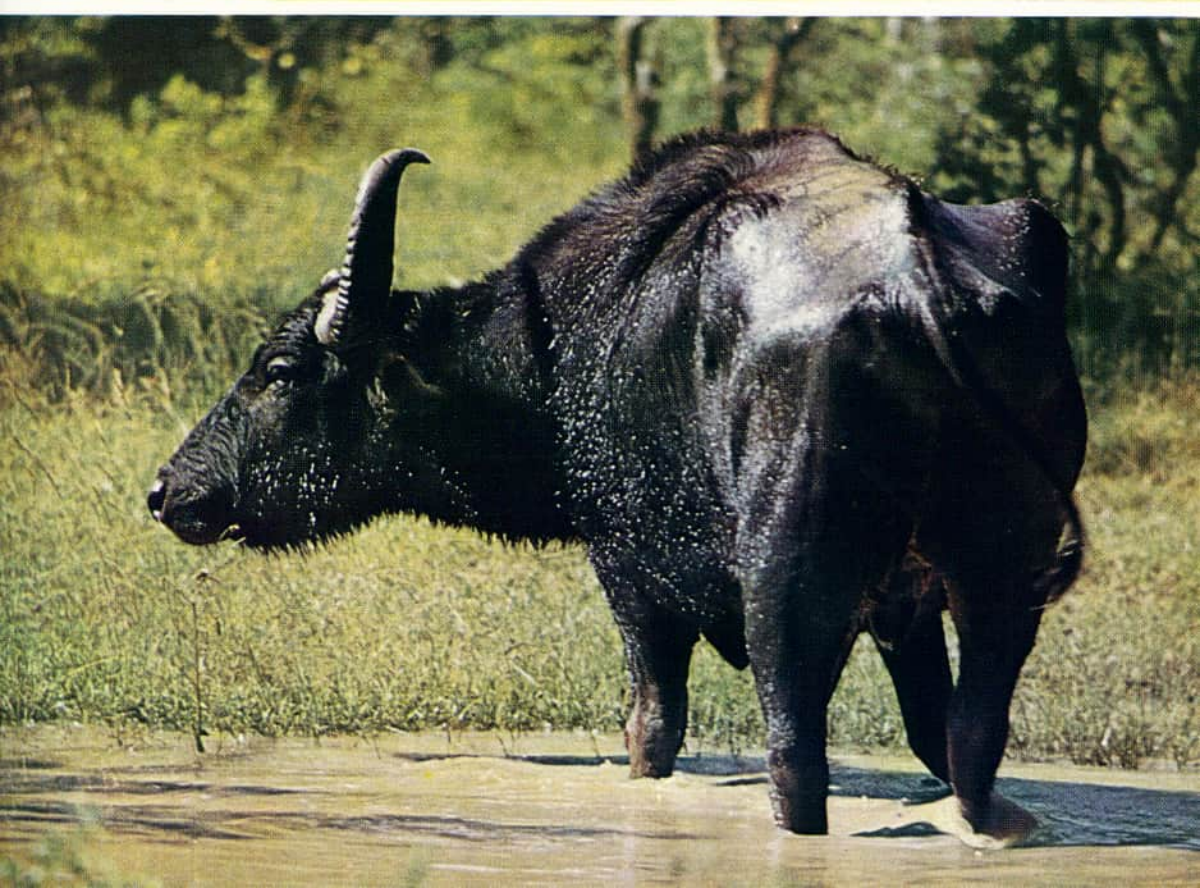
Seite 68: In den Morgenstunden und am Spätnachmittag trafen wir die Axishirsche auf den Lichtungen an.

Seite 69: Eine Elefantenmutter hat sich mit ihrem Säugling von der Herde getrennt, um das saftige Gras der sumpfigen Wiese zu äsen.

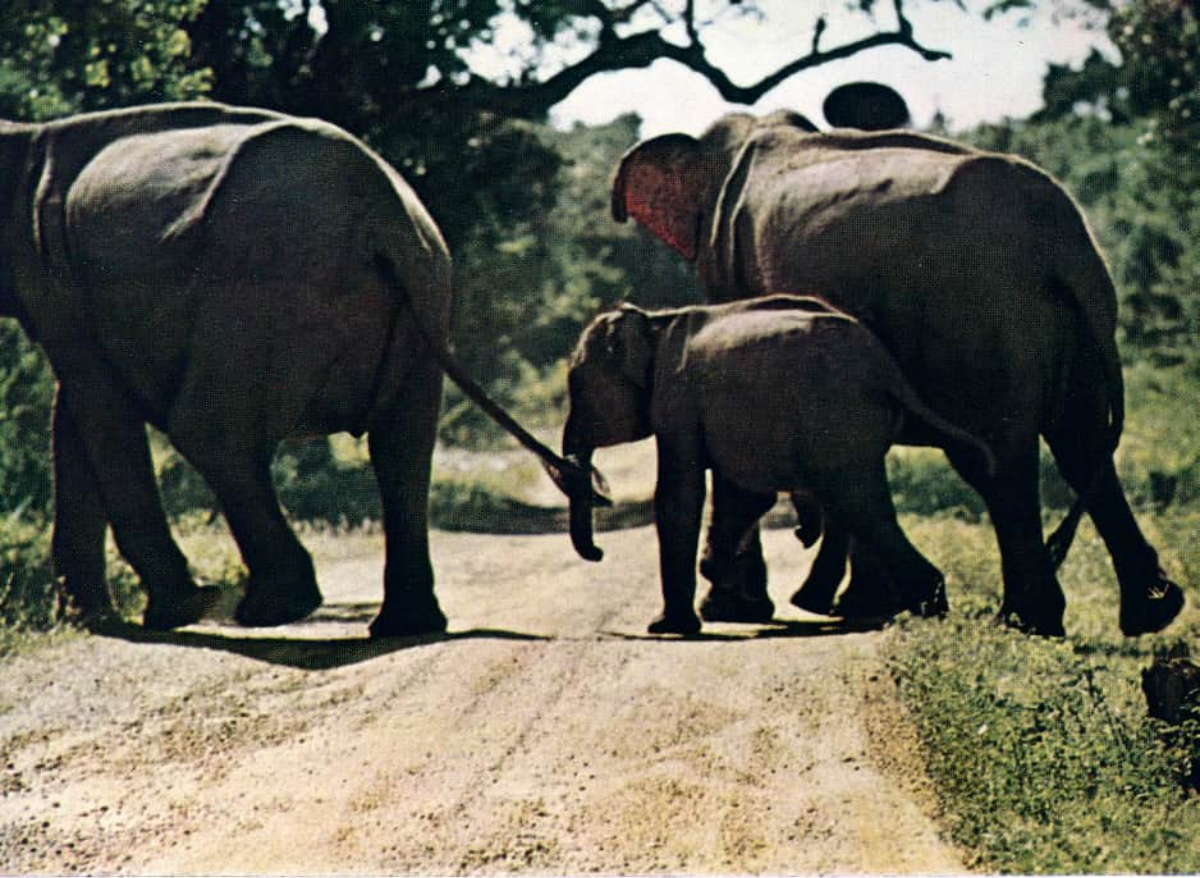
Seite 70: Bindenschweine in Yala, die wilden Stammväter der südostasiatischen Hausschweine (oben), und Kammschweine in Kaziranga, die nahen Verwandten des europäischen Wildschweines.

Seite 71: In Katmandu gibt es kaum eine Straße ohne Tempel. Die Fenster, Säulen und das Dachgebälk der Häuser sind mit kunstvollen Schnitzereien verziert.

Seite 72: Der Handel spielt sich in Nepal nicht nur am Markttag auf der Straße ab. Besonders beliebt sind bei den Frauen die bunten Armreifen.



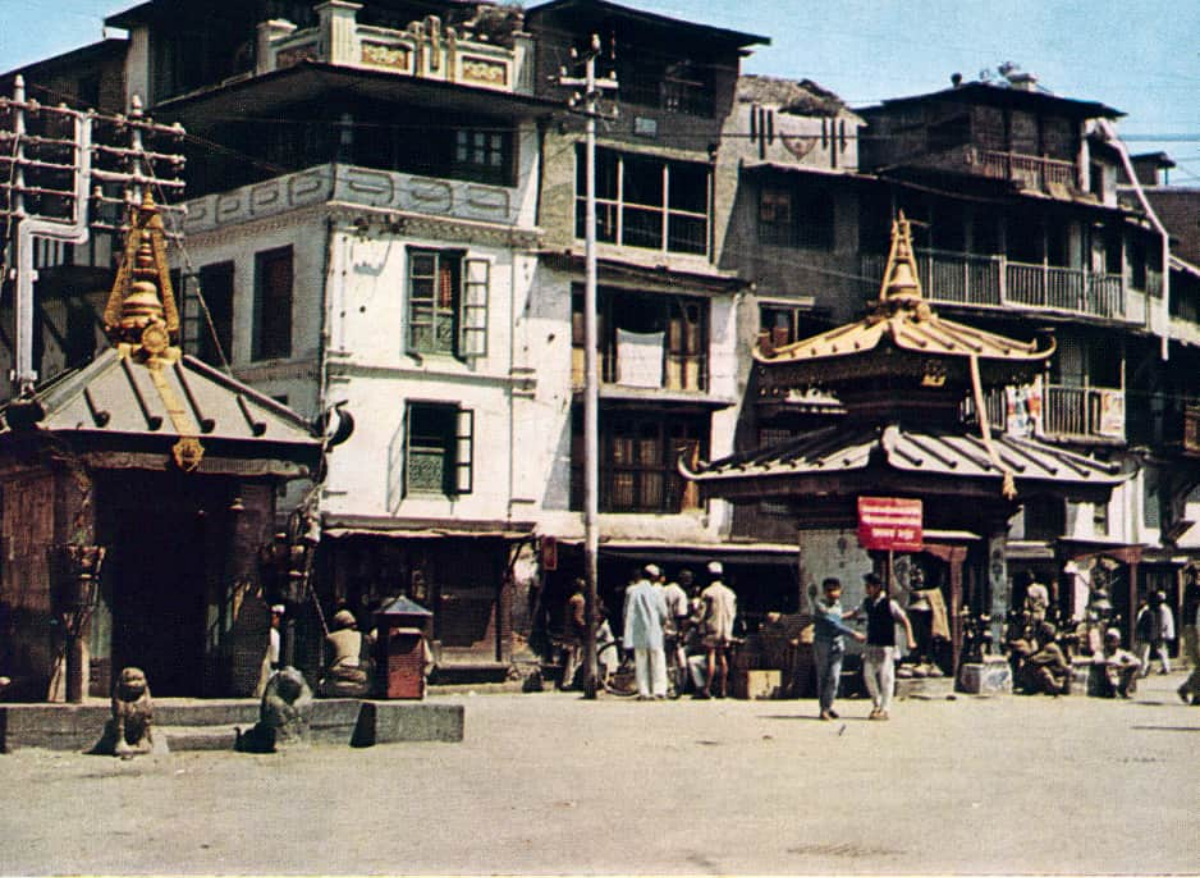














die in Kandy stationierten englischen Soldaten und töten sie bis auf einen, der sich durch die Flucht dem Massaker entziehen kann. Um ein Haar hätte der vom Adigar sorgfältig vorbereitete Anschlag auch den Gouverneur betroffen. Überall im Lande flackern Unruheherde auf. Die Kunde vom Sieg über die verhaßten Fremden ermutigt das Volk. Mit ganzer Kraft muß sich der Engländer seiner Haut wehren. Der inzwischen erneut ausgebrochene Krieg zwischen England und Frankreich erlaubt keine aufwendigen Vergeltungsaktionen. So dauert es 12 Jahre, bis britische Truppen wieder, und diesmal für fast anderthalb Jahrhunderte, die Stadt Kandy betreten. Inzwischen hat der alte Plan, einen König zum Vorteil der Engländer beim Volke mißliebig zu machen, ohne neuerliches Betreiben seiner Erfinder Früchte getragen. Der König ist sogar verhaßt. Ihm sind die gegen ihn gesponnenen Intrigen seiner Landsleute und der „befreundeten“ Engländer schon bald nach der Thronbesteigung bekannt geworden, und so verschafft er sich mit Brutalität Respekt. Zwei gegen ihn gerichtete Anschläge wirft er blutig nieder. Dabei trifft auch den entlarvten Verräter Pilame Talawa die gerechte Strafe. Aber nicht nur die Schuldigen mordet der König. Er vergeht sich in grausamster Weise an der unschuldigen Familie des entflohenen Landesverrätters Eheylapola. Vor den Augen der Mutter werden den Kindern die Köpfe abgeschlagen und in einen Reismörser geworfen. Nachdem sie ihr das letzte Kind, ein Baby, von der Brust gerissen haben, zwingen die Henker die Mutter, die Köpfe ihrer Kinder zu zerstampfen. Die Frau ist schon wahnsinnig vor Schmerz, als man sie schließlich im See zu Kandy ertränkt. Zwei Tage lang wird – außer am Hofe des Königs – kein Feuer angezündet, keine Mahlzeit gekocht. Das Volk trauert um die Gemarterten und fürchtet sich vor neuem Grauen. Günstiger können die Voraussetzungen für einen wiederholten Versuch Englands, Kandy zu unterwerfen, gar nicht sein. Und als 1814 einige englische Kaufleute mit abgeschnittenen Ohren, Nasen und Händen von der Königsstadt nach Colombo zurückkehren, gibt es sogar einen wirklichen casus belli. Innerhalb weniger Wochen ist Kandy besetzt, der König im Gewahrsam einer indischen Festung und das ganze Inselreich der englischen Krone unterstellt.

Noch ein letztes Mal erhebt sich Lanka unter dem Einfluß der buddhistischen Kirche zu einem tapferen Kampf gegen die fremde Macht. Schon scheint der Sieg sicher. Schon beraten die neuen Herren, ob es nicht ratsam sei, auf das Hochland zu verzichten und – ihren Vorgängern gleich – nur die Küstengebiete zu besetzen. Da zwingt Erschöpfung die Singhalesen zur Aufgabe des Kampfes und damit zur völligen Unterwerfung.

Der Engländer widmet sich nun mit allem Eifer der Erschließung des ihm zugefallenen Landes. Er baut Straßen, Eisenbahnen, Poststationen. Er errichtet Kirchen, Schulen, Hotels und Krankenhäuser, zieht aber auch 140 Jahre lang Nutzen aus der Insel.

Die üppig grünen Teegärten, die Kakaopflanzungen und Kautschukplantagen – von den fleißigen Händen der Singhalesen angelegt und betreut – gehören den Engländern. Der Anbau von Kokospalmen wird gefördert, aber jede der anmutigen

Fruchtträgerinnen unterliegt der Steuer. Die englischen Schulen bekämpfen das Analphabetentum, doch sie erziehen die jungen Menschen zu Untertanen der englischen Krone. Das Land besitzt reiche Bodenschätze, aber keine Industrie, sie den Menschen nutzbar zu machen. In England stehen die Fabriken, wo ceylonische Rohprodukte aufbereitet werden, und so ist die Kolonie notgedrungenermaßen auch Aufkäufer von Waren „made in England“.

Die neuen Herren Lankas schaden der alten Kultur des Landes. Die Verarmung des Bauernstandes zieht die Zerstörung des traditionellen Kunsthandwerkes nach sich. Die buddhistische Gemeinde, vor Jahrhunderten geeint unter Parakrama Bahu I., zerfällt durch Betreiben der Kolonisatoren in zwei Gruppen. Der wohlhabendere Teil der Priesterschaft sympathisiert mit den Engländern, der besitzlose fühlt sich mit der Mehrheit des Volkes verbunden, das von den Beherrschern der Insel um die Früchte seines Fleißes betrogen wird. Aber die Spaltung betrifft nicht nur die Priesterschaft, sie betrifft alle Ceylonesen. Die Grundbesitzer und das neu sich entwickelnde städtische Bürgertum verlieren ihr nationales Bewußtsein. Schon zeigt die englische Schulbildung ihre Wirkung, und die Aussicht auf gewinnbringendes Geschäft beschwichtigt das Gewissen der Reichen.

Trotz der äußeren Ruhe und Ordnung, trotz der Straßen, Eisenbahnen und Autos, trotz der vielen neuen Geschäfte mit den verlockenden ausländischen Waren gärt es im Volke. Es wünscht keine Bevormundung, sondern nationale Unabhängigkeit. Am 2. März 1915, hundert Jahre nach der Zerschlagung des singhalesischen Reiches, druckt die singhalesische Tageszeitung „Dinamina“ ein Gedenkblatt mit den Porträts des Königspaares von Kandy. Die Zeitung wird den Verkäufern aus den Händen gerissen. Um die stürmische Nachfrage befriedigen zu können, muß eine neue Auflage gedruckt werden. Der Wunsch des Volkes wird zum Begehrt. Noch wird der Engländer Herr des Aufstandes, doch überläßt er es den anderen, sich zu schlagen. Er braucht nur die Spannungen zwischen Bughisten und Mohammedanern ein wenig zu schüren und die auf Ceylon stationierten, in englischem Sold stehenden und dem Islam angehörenden Pandschabi geschickt ins Feld zu lenken. Schon sind die Auseinandersetzung da, in die er nun „zur Aufrechterhaltung der Ordnung“ brutal eingreifen und die Unruhestifter nach eigenem Ermessen bestrafen kann. Über die Buddhisten werden Terrorurteile verhängt. Bei den Moslems lassen die Richter Milde walten.

Dennoch bleibt der mit Gewalt niedergeschlagene Aufstand nicht ohne Erfolg. Die nationale Bewegung wächst. 1919 kommt es zur Bildung des Nationalkongresses, der Organisation des nationalen Freiheitskampfes, der sich mit Reformvorschlägen an die Regierung wendet. England unternimmt alles, seine Machtposition zu halten. Es sät Zwietracht und läßt den alten, schon vergessenen Haß zwischen Singhalesen und Tamilen neu entflammen. Auf die Dauer läßt sich aber die Entwicklung, die sich seit dem Ende des zweiten Weltkrieges auf unserer Erde vollzieht, nicht aufhalten. Geführt von dem buddhistischen Klerus, begehrt das ceylonische Volk die nationale Unabhängigkeit. Am 6. Januar 1947 veröffentlicht die buddhistische Mönchsgemeinde anläßlich einer Tagung in Kelaniya eine Erklärung, in der sie die

westlichen Eroberer der Insel als „Feinde des Friedens der Menschheit“ bezeichnet und die schädlichen Wirkungen der viereinhalb Jahrhunderte währenden Fremdherrschaft in Ceylon aufzeigt. „Im Namen des Volkes“, erklären und veröffentlichen sie, „daß Sri Lanka sein Recht verlangt, ein freier und unabhängiger Staat zu sein, daß es sich entschlossen hat, jede Verbindung zu einer anderen Macht, jedem anderen Staat oder jeder Krone zu lösen, und daß jede Bindung zwischen ihm und einem anderen Staat hiermit gelöst ist. Als ein freier und unabhängiger souveräner Staat hat Sri Lanka das volle Recht, seine Freiheit und Unabhängigkeit selbst zu schützen, Bündnisse zu schließen und alle Handlungen zu vollziehen, wie es unabhängigen Staaten zukommt . . .“.

So klug und vernünftig der von den Mönchen erlassene Aufruf auch ist, er konnte noch nicht in allen seinen grundlegenden Forderungen erfüllt werden. Noch bestehen zu einem hohen Prozentsatz Verflechtungen mit ausländischem Kapital, und englischer Einfluß wirkt als Folge des früheren Bildungswesens bei einem Teil der Bevölkerung nach. Aber Sri Lanka treibt den Aufbau einer eigenen Industrie voran und versucht, zu wirtschaftlicher Unabhängigkeit zu gelangen.

Wir dürfen hoffen, daß diese Insel, von Besuchern aus aller Welt ihrer paradiesischen Schönheit wegen gepriesen, in nicht allzu ferner Zeit auch von ihren Bewohnern gelobt wird als ein Land, in dem es Arbeit und Brot gibt für alle und in dem die Früchte des Fleißes und der Anstrengung niemand anderem als dem eigenen Volk zugute kommen.

Kinder der Tropen



AS Andenken an die Herrschaft der Holländer ist das Fort von Galle, dessen Kanonen hinter den mächtigen Mauern in damaliger Zeit zweifellos einen wirksamen Schutz für den wichtigen Hafen darstellten. Die Engländer bauten Kirchen und Amtshäuser im viktorianischen Stil und schmückten ihre Gärten mit seltenen Palmen und Ziersträuchern. Die Gattinnen des Gouverneurs und der anderen Beamten wetteiferten miteinander um die schönste Bepflanzung. Sie brauchten sich dabei nicht einmal die Hände zu beschmutzen, weil eine Vielzahl ceylonesischer Dienstboten Haus und Garten pflegten. Lady Horton importierte 1830 das Wandelröschen von der Insel Mauritius. Gemieden von den einheimischen Pflanzenschädlingen, blühte *lantana camara* sehr bald nicht nur im Garten der Gouverneursfrau, sondern sie verbreitete sich wild wuchernd über die ganze Insel. Vielleicht trugen Vögel die Samen der fremden Pflanze in ihren Mägen nach Indien, denn auch in den Dschungeln von Bandipur und Mudumalai, den Reservaten zum Schutz der einheimischen Tierwelt, hat sich das Wandelröschen angesiedelt. Hinter seinem lieblichen Namen verbirgt sich ein Teufelskraut. Es treibt bis zu drei Meter hohe, dornige Ranken, die sich wirt miteinander verbinden. Man muß schon auf dem Rücken eines Elefanten sitzen, um dieses Dickicht durchdringen zu können. Die Gaur Südindiens, jene urigen Wildrinder, haben sich an den fremden Gast in ihrer Umwelt gewöhnt. Die zarten, hellgrünen Triebe der *lantana camara* dienen ihnen sogar als Leckerbissen.

Der Hafen von Galle, in dem einst König Salomons Schiffe mit Affen, Pfauen, Gold, Silber und Elfenbein beladen wurden, wie es die alten Bücher berichten, hat längst seine Bedeutung verloren. Er entspricht nicht mehr den Anforderungen der modernen Schifffahrt. Colombo, die Haupt- und Hafenstadt, trug in dem fast ein Jahrhundert währenden Wettstreit der beiden Häfen den Sieg davon. So muß sich Galle mit dem Prädikat begnügen, der schönste Hafen der Insel zu sein. Zierliche stelzbeinige Schraubenpalmen und Kokospalmen säumen seine mit weißem Korallensand bedeckten Buchten, und bei Ebbe schimmern die unterseeischen Gärten durch das klare Wasser des Meeres.

Unser Chauffeur führt uns zu einer kleinen Felseninsel, auf der ein Engländer sein stolzes Haus errichtet hat. Einsam wie eine Burg thront es über den Wellen. Scheu folgt uns eine Schar Kinder. Zurückhaltung ist eine Tugend der Buben und Mädchen Lankas. Sie sprechen leise, um uns durch ihr Geschwätz nicht zu belästigen, und beobachten uns so unauffällig, wie es wissensdurstigen Kindern überhaupt möglich ist. Die Mädchen stecken in kurzen europäisch geschnittenen Kleidchen und haben ihr schwarzes Haar zu Zöpfen geflochten. Die Knaben tragen Shorts und bunte, verwaschene Baumwollhemden. Wir winken die Kinder heran, deren Augen voll Staunen unsere Kameraausrüstung betrachten. Sie setzen feierliche Mienen auf, wenn wir ihnen gestatten, durch den Sucher des Fotoapparates zu schauen, der mit einer 18-cm-Optik versehen ist. Zaghast berühren sie das schwarze Metall, das ihnen die weitentfernten, in den Wedeln einer Palme hockenden Krähen zum Greifen nahe bringt. Leider können wir uns mit den Kindern nicht verständigen. Sie folgen uns zum Wagen. Ramana, das älteste und hübscheste unter den Mädchen, lehre ich ein einfaches Spiel. Es heißt „Händewegziehen“ und bedarf keiner Erklärung, wohl aber des Vertrauens, das ich mir mit Behutsamkeit erwerben muß. Meine Finger wandern wie kleine Füßchen Schritt für Schritt auf Ramanas Hand zu, die sich auf den Kofferraum des Wagens stützt. Gebannt blickt das Kind auf die sich ihr nähernden Finger. Es hält den Atem an und wagt nicht, sich zu bewegen. Mein Finger tippt an seinen Finger und läuft eilig zurück. Ramanas Erstarrung löst sich. Unsicher blickt sie mich an. Ich lächle ihr freundlich zu, und schon gehen meine Finger wieder auf Wanderschaft. Diesmal fürchtet sie die leichte Berührung nicht mehr, und beim dritten Mal vertauschen wir unsere Rollen. Ihre Finger besuchen meine Finger. Die anderen Kinder sind hinzugetreten und umdrängen das Heck unseres „Landmaster“, auf dem sich unsere Hände bewegen. Ramana ist Mittelpunkt ihrer fröhlichen Gesellschaft, und neidlos überlassen die anderen Kinder ihr den Platz. Behutsam nehme ich ihre braune kleine Hand und lege sie auf die meine. Rasch wird sie von ihrer Besitzerin zurückgezogen. Das Gespräch der anderen verstummt. Ein kleiner Bub bohrt sich vor Aufregung in der Nase, und die vierjährige Mali kaut an einem Zipfel ihres kurzen Kleidchens. Wieder hole ich Ramanas Hand, und diesmal wird sie mir nicht entzogen. Ich lege meine Hand darauf und bedeute ihr, mit ihrer zweiten Hand unseren Händeberg zu vollenden. Sie begreift nicht und wird unsicher. So muß Wolfgang helfen, das Spiel zu zeigen. Seine und meine Hände legen sich abwechselnd übereinander, und die unterste Hand wird jeweils aus diesem „Berg“ hervorgezogen und zuoberst gelegt. Lachend löst sich für die Kinder das Rätsel. Nun wollen alle ihre Hände als Bausteine zur Verfügung stellen. Saubere und schmutzige, schlankgliedrige und plumpe legen sich begeistert übereinander. Der Händeberg wächst so hoch, daß die Kleinsten sich auf die Zehen stellen müssen und es bei der Umschichtung der Hände ein heilloses Durcheinander gibt. Nun, da die Kinder den Reiz des Spieles begriffen haben, bauen sie mit großem Eifer weiter.

Wir steigen in den Wagen und nehmen Abschied von der alten Stadt Galle und unseren liebenswerten Spielgefährten.

Am Rande der Küstenstraße müht sich ein Greis, aus einem mächtigen Baumstamm ein Boot herzustellen. Mit seinen harten Händen schwingt er die Axt, deren Schneide knirschend ins Holz fährt. Span um Span splittert vom Bauch des gefällten Riesen, der bei jedem Schlag dröhnt wie eine große Trommel. Das Gesicht des Alten, in dem zwei graue Augen das Holz wie einen Feind betrachten, ist vor Anstrengung gerötet. Auf dem nackten Rücken glänzt Schweiß. Bei jedem Niedersausen der Axt stößt der Mann seinen Atem mit einem Zischlaut durch die geschlossenen Zähne. Vier Meter lang ist der Stamm, der ausgehöhlt werden soll. Als einzige Werkzeuge dienen ein Bleistift, der Breite und Tiefe der Höhlung markiert, und die Axt, die sich ächzend in das Holz frißt. Wie doch die Wirklichkeit die Werbeprospekte immer wieder Lügen straft, denn diese Insel ist trotz ihrer Schönheit kein „Paradies“, dessen Früchte der Erde den Bewohnern gleichsam mühelos in den Schoß fallen“. Als ein Paradies erscheint es nur dem Gast, den eine dicke Brieftasche vor allen Unbequemlichkeiten bewahrt, nicht dem Fischer, nicht dem Reisbauern, nicht dem Arbeiter in den Edelsteingruben oder der Teepflückerin an den steilen Hängen der Berge. Obwohl der Alte von herrlichen Palmen beschattet wird und ihm der Wind nicht nur das Rauschen des Meeres zuträgt, sondern auch den süßen Duft blühender Bäume, ist seine Arbeit ein harter Broterwerb, der seine Hände schwielig macht und seine Kräfte erschöpft.

Rotgolden und groß steht die Sonne über dem Horizont, als wir Hambantota erreichen, unsere letzte Station auf der Fahrt in den Nationalpark von Yala. In einem einfachen, sauberen, auf einem Hügel über der Meeresbucht gelegenen Rasthaus finden wir Unterkunft für die Nacht. Noch ist es Abend, noch lohnt es, die Kameras auf unserem Spaziergang durch das Dorf mitzunehmen. Wir kommen an einem Postamt vorbei und wollen Briefmarken kaufen. Sein einziger Schalter ist schon geschlossen, vergittert sogar. Enttäuscht verlassen wir den kleinen Raum, werden aber zurückgerufen. Ein Knabe hat uns beobachtet, mit seinen Fäusten an die Gitter geklopft und den eifrig rechnenden Beamten begreiflich gemacht, daß sie uns, die Fremden, bedienen müssen. Das Fenster öffnet sich. Ein junger Mann fragt höflich nach unseren Wünschen und entschuldigt sich, daß er uns nicht gesehen hat. Nein, wir stören gar nicht. Es sei ihm eine Freude, uns helfen zu können, und wenn wir wieder einmal erst nach Schalterschuß zum Postamt kämen, sollten wir ruhig klopfen, er wolle uns immer bedienen. Ein freundliches Lächeln verabschiedet uns. Das Fenster schließt sich wieder, hinter dem der Postbeamte das Adieren langer Zahlenreihen fortsetzt. Der Knabe erwartet uns am Ausgang. Seine schwarzen Augen blitzen triumphierend: obgleich er noch sehr klein ist und weder lesen noch schreiben kann, hat er es eben vermocht, ein Postamt zu öffnen. Diese Tat läßt ihn im Ansehen der schnell sich um uns versammelnden Kinder schon fast erwachsen erscheinen. Respektvoll Abstand haltend, aber mit einer Miene, als sei er unser Führer, marschiert der Knabe neben uns her. Seine nackten braunen Füße wollen mit unseren kräftig ausschreitenden Beinen Schritt halten. Das schwächliche Körperchen gestreckt, den schmalen Brust-

korb gewölbt, daß sich die Rippen ringsum abzeichnen, versucht der kleine Kerl, größer zu scheinen, als er in Wirklichkeit ist. Deshalb macht es ihm auch mehr Kummer als Freude, daß ich ihm zärtlich über das kurze schwarze Haar streiche, denn so behandeln Frauen Kinder. In einer Holzbude inmitten des großen Dorfes Hambantota stillen wir unseren Durst. Leider erweist sich die Limonade im Lande der köstlichsten Früchte als eine widerliche Flüssigkeit. Nicht nur die Farbe ist künstlich, sondern auch das Aroma, und ihre Süße wurde durch Saccharin verstärkt. Während der 250 Jahre dauernden Fremdherrschaft ist die Industrialisierung Lankas bewußt hintertrieben worden. Mit Eifer und Fleiß bemühen sich jetzt seine Bewohner um wirtschaftliche Unabhängigkeit. Sie brauchen Fabriken und Maschinen. Ihnen fehlen auch Fruchtpressen und Anlagen zur Konservierung von Früchten. Deshalb sind die Limonadenproduzenten noch auf den Import künstlicher Aromen angewiesen. Deshalb kann uns das Getränk nicht schmecken. Der Besitzer der Trinkstube stellt das Radio etwas leiser, dessen laute, den kleinen Raum überflutende Musik unseren Ohren eine Qual ist. Der festgestampfte glatte Lehm Boden der Hütte glänzt wie gebohntert. Bunte, mit Silberfitter verzierte Abbildungen von Göttern und Göttinnen der Hindu religion, die mich peinlich an die kitschigen Stammbuchbilder meiner ersten Schuljahre erinnern, schmücken die Wände. Auch Süßigkeiten werden in der Trinkstube zum Kauf angeboten. Verwirrend ist die Vielzahl der in Gläsern, Schachteln und Schalen verwahrten Leckereien: Bonbons, Schokolade, Pralinen, Nüsse, Früchtewürfel und zahlreiche einheimische, uns unbekanntes süße oder scharfe Dinge. Obwohl sich der Ladenbesitzer um Sauberkeit bemüht, gelingt es ihm nicht, die Fliegen von den verlockend duftenden Cremes und Pasten fernzuhalten. Der Geschmack einer zu einem mächtigen Block geformten braunen, von Nußsplintern durchsetzten Masse sagt den geflügelten Dieben am meisten zu. In dicken Polstern bedecken sie den süßen Berg; eine braune Wiese im Schlaraffenland der Fliegen. Verstohlen gebe ich Wolfgang einen Wink. Der aufmerksame Ladenbesitzer mißverstehet ihn „You want this, madam?“ fragt er beflissen. Meine Verneinung beflügelt nur seinen Eifer. „O yes, take this, that's very good“, empfiehlt er mir, und bevor ich es hindern kann, hat er mit seinen Fingern eine Ecke von der braunen Masse abgekniffen und mir in den Mund gesteckt. Es schmeckt süß und würzig zu gleicher Zeit und würde mich vielleicht begeistern, wenn ich die Fliegen vergessen könnte, die sich nicht einmal durch die schnelle Handbewegung des Mannes in ihrer Mahlzeit stören ließen. Wir kaufen eingewickelte Drops und verlassen schnell den Laden, um nicht ein zweites Mal in Verlegenheit zu kommen.

Die Kinder erwarten uns vor dem Geschäft. Obgleich sie wissen, daß die Süßigkeiten für sie bestimmt sind, streckt nicht eines bettelnd die Hand aus. Wie der Rattenfänger zu Hameln ziehen wir mit einer großen Kinderschar im Gefolge durchs Dorf. Längst sind die Bonbons verteilt, aber immer neue Mädchen und Jungen reihen sich in den Zug ein. Wenn Wolfgang fotografiert, bleiben sie stumm staunend stehen. Gehen wir weiter, flüstert und raunt es hinter unserem Rücken. Keiner ist laut oder ungezogen. Manchmal versucht ein Mädchen ganz vorsichtig, mein Kleid anzufas-

sen, oder es berührt für einen Augenblick meine Hand. Die Erwachsenen lächeln uns freundlich zu. Je weiter wir uns von der Mitte des Dorfes entfernen, desto kleiner wird die Zahl der uns begleitenden Kinder. Von ihren Müttern ins Haus gerufen, bleiben sie zurück. Andere stürmen davon, um Eltern oder Geschwistern unser Kommen anzukündigen.

Auf einem von schlichten kleinen Häusern umsäumten Platz steht eine Pumpe. Ihr altmodischer Schwengel ist fortwährend in Bewegung, denn jetzt ist die Zeit, wo die Frauen des Dorfes zur Wasserstelle gehen. Dickbauchige tönerner oder blitzende kupferne Gefäße füllen sich unter dem zuckenden Strahl, werden von schlanken Frauenhänden gepackt und auf den Kopf gehoben oder gegen die Hüfte gestemmt und davongetragen. Anmutig ist der Gang der Schönen. Selbst die Greisin vermag es noch, leichtfüßig zu gehen wie ein junges Mädchen. Sie bewahrt sich ihre Schlankheit und Feingliedrigkeit, und nur das faltenreiche Gesicht und das schütterere weiße Haar verraten ihr Alter. Die zementene Platte rings um den Brunnen dient den Frauen als Waschtisch. Hier reiben und kneten sie die dick mit Kernseife bestrichene Wäsche, spülen sie unter dem fließenden Wasser und tragen sie zum Trocknen nach Hause. Es reizt uns, ein schönes Mädchen zu filmen, das auf dem Brunnentisch die Kleidchen seiner jüngeren Schwestern reinigt. Mit einer Mischung von Koketterie und Scheu hält sie uns in Spannung. Ihre dunklen, hinter dichten schwarzen Wimpern verborgenen Augen beobachten uns verstohlen, und ihre wohlgeformten Lippen lächeln. Es schmeichelt ihrer Eitelkeit, daß wir uns für sie interessieren, obgleich es den Anschein hat, als würde sie ganz und gar von der Arbeit des Wäschewaschens in Anspruch genommen. Mit vor Eifer geröteten Wangen reibt sie den Schmutz aus den Geweben. Sobald aber Wolfgang die Kamera ans Auge hebt, wendet sie sich ab. Nimmt Wolfgang die Kamera herunter, kehrt sich uns das Gesichtchen wieder zu und wirbt mit seinem ganzen Liebreiz um unsere Aufmerksamkeit. Eine junge Frau breitet die eben gewaschene Wäsche zum Trocknen über den Gartenzaun. Obwohl es Stricke und Seile in Fülle gibt, ist es nicht üblich, sie als Wäscheleinen zu verwenden. Das Schreien eines kleinen Kindes ruft die Frau ins Haus. Augenblicklich verstummt das Gezeter. Die Mutter hat das dicke Baby in den Arm genommen und tritt mit ihm aus der Tür. Mit einem Zipfel ihrer Bluse trocknet sie die Tränen vom Gesicht ihres Lieblings, der offensichtlich erleichtert tief aufseufzt. Seine kleinen Hände greifen nach den bunten Blumen auf ihrem Gewand und versuchen, in ihren lächelnden Mund einzudringen. Vier Kinder hat die junge Frau, ein fünftes zeigt sich an. Furchtsam hängen sich die Kleinen an den Rock der Mutter, als ich auf sie zugehe, um das Baby zu betrachten, das mich ernst aus seinen dunklen Augen anblickt. Mein Gesicht ist ihm fremd. Ich spreche zu ihm. Meine Worte haben einen anderen Klang, aber Tonfall und Gebärde sind dem Kinde vertraut. So sprechen alle Mütter. Die Haltung des Babys entspannt sich, und es lächelt mir zu. Die junge Frau ist glücklich. Sie berührt meine Schulter, deutet mit der Hand auf den Hauseingang und sagt: „Please“. Ihre Kinder vor sich herschiebend, tritt sie mit mir in das Dunkel des Wohnraumes. Angenehme Kühle empfängt uns. „Please“, bittet die Frau wieder und rückt mir

einen Stuhl zurecht. Auf den zweiten und letzten Stuhl setzt sie sich selbst. Leider sind „please“, „yes“ und „no“ die einzigen englischen Wörter, die meine lebenswürdige Gastgeberin beherrscht. Es läßt sich damit beim besten Willen kein Gespräch führen. So muß die erwartete Unterhaltung ausbleiben. Freundlich, aber stumm sitzen wir in dem schnell sich mit Neugierigen füllenden Raum und empfinden beide neben der guten Absicht zugleich auch das Peinliche der Situation. Nachdem sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt haben, entdecke ich, wie einfach die Behausung ist. Außer den beiden Stühlen gibt es keine Möbel. Die Wände aus Mattengeflecht sind schmucklos, und der Fußboden besteht aus sauber gefegtem Lehm, der von den nackten Füßen der Bewohner im Verlauf vieler Jahre blank poliert worden ist. Dürftig erhellt ein Fenster den kleinen Raum. Durch die weitgeöffnete Tür quillt Licht herein und läßt mich die erwartungsvollen Augen der vielen Kinder und Erwachsenen erkennen, die uns in das Zimmer gefolgt sind. Da meine Hände leer sind und ich mich mit diesen Menschen nicht verständigen kann, breche ich bald auf. Das „Schauspiel“ findet nicht statt. Ich drücke dem niedlichen Baby eine Rupie ins Fäustchen und verabschiede mich von der Frau, die freundlich „yes“ sagt und mich zur Tür geleitet. Dort steht sie, ihren Säugling im Arm wiegend, bis wir den Hof verlassen, dann kehrt sie ins Haus zurück.

Die Sonne ist untergegangen. Als hätte sie bei der Berührung des Horizontes ein Feuer entfacht, überzieht ein flammendes Rot den Himmel. Wie Rauchfahnen treiben stahlblaue und silbergraue Wolken darüber hin. Langsam ihre Form wandelnd, weben sie eine Decke, die das Himmelsrot dämpft und schließlich auslöscht. Die Nacht breitet sich über Hambantota. Im Dorfe brennen schon die Petroleumlampen. Ihr eigentümlicher Geruch und das leise Fauchen der Flamme erinnert uns an Zeltnächte in den Steppen und Urwäldern Ostafrikas. Die Sehnsucht nach diesem herrlichen Land, seinen Menschen und Tieren läßt uns auch auf der Insel des ewigen Frühlings nicht los. Den vom grellen Licht angezogenen Insekten wird die Lampe zum Verhängnis. Sie zwingt sie zu ihrem letzten Tanz. In irrsinnigem Wirbel ziehen die vom Licht Verzauberten immer enger ihre Kreise, bis am heißen Glas ihr Lebensfünkchen verlischt.

Von unserem Fenster im Rasthaus zu Hambantota sehen wir den Mond über dem Meer aufsteigen. Erst gelb und rund wie ein großer Lampion hängt er, zusehens kleiner und flacher werdend, bald als fleckige weiße Scheibe über der Bucht. Wie zierliche Scherenschnitte heben sich die Silhouetten der Kokospalmen vom hellen Nachthimmel ab. Die leise rauschende Brandung zeichnet den Schwung der Küste in die Dunkelheit. Morgen werden wir bei den Tieren sein.

Die wilden Elefanten von Yala



AS Rasthaus zu Tissamaharama, in dem wir für die Dauer unserer Beobachtungen im Ruhuna-Nationalpark ein Zimmer gemietet haben, liegt am Rande eines jener großen Stauseen, wie sie schon vor mehr als zwei Jahrtausenden von der ceylonesischen Bauern zur Bewässerung ihrer Reisfelder angelegt wurden. Auf einer kleinen dichtbewaldeten Insel leben unzählige Wasservögel. Vom Menschen unbelästigt bauen sie ihre Nester, erbrüten die Jungen und ziehen sie auf. Weiße Reiher hocken in den großen Bäumen, und auf dem blanken Wasserspiegel treibt einsam ein Pelikan. Der Platz für das Rasthaus konnte nicht besser gewählt werden! Jeder Gast verfügt über einen Schlafraum mit seewärts sich öffnender Veranda. Man braucht nicht einmal seinen bequemen Liegestuhl zu verlassen, um lebendigen Drachen zu begegnen, denn Warane, die Rieseneidechsen Lankas, die eine Länge von anderthalb Metern erreichen, leben unter den leicht gebauten Touristenbungalows und in den dicken Abflüßrohren der Badezimmer. Diese harmlosen Tiere haben schon manche zartbesaitete Dame der Ohnmacht nahe gebracht und manchen Mann unnötigerweise in eine kämpferische Haltung versetzt. In den Bäumen hängen tagsüber Schwärme von fliegenden Hunden, die sich in ihre papierdünnen Flughäute gewickelt haben. Und weil der buddhistische Leiter des Rasthauses ein leidenschaftlicher Tierfreund ist, können die Gäste von Tissamaharama in seinem Privat-zoo neben einem zahmen Axishirsch, jungen Feldhasen, Hulmanaffen, Streifenhörnchen und Vögeln sogar einen kleinen gefleckten Panther bewundern, der von einer Hundeamme mit der gleichen Sorgfalt genährt, gepflegt und erzogen wird, als wäre es ihr eigenes Kind.

Wir halten uns in Tissa nicht auf. Schon sind wir wieder auf der Landstraße, die uns an grünen Reisfeldern und weitflächigen Stauseen vorüber zum südlichsten Tierparadies der Insel, zum Ruhuna-Nationalpark, führt. Unserem Wagen bekommt es schlecht, daß wir den Asphalt verlassen und über unbefestigte Straßen nach Yala fahren. Er schüttelt sich und ächzt und würde uns wohl im Stich lassen, wäre sein Lenker nicht mit jeder seiner Launen vertraut. So zwingt der Fahrer den an Städte gewöhnten „Landmaster“ über Schlaglöcher und Wagenspuren, die zu tiefen Rinnen ausgefahren sind, über lockeren Sand und Wassertümpel hinweg in eine mit strup-

pigen Sträuchern bestandene Landschaft. In der Ferne liegen grünbewaldete Hügel und das Meer, das man mehr ahnt als sieht, weil es dem Horizont als ein starres silbriges Band aufgeheftet scheint. Plötzlich muß unser Chauffeur bremsen, denn hinter einer Wegbiegung kreuzt ein Waran den Pfad. Ohne Eile gibt die große Echse die Fahrbahn frei. Aus ihrem tiefeingeschnittenen Maul gleitet wie ein Wurm die lange, vorn gespaltene Zunge hervor. Mit diesem empfindsamen Organ züngelt der Waran wie eine Schlange und nimmt damit die Witterung auf. Riechend und schmeckend zugleich kann er so wie ein Spürhund einer Duftspur folgen. Sicherer als mit den Augen „erkennt“ er mit der Zunge seine Beute, denn die von ihm aufgenommenen Duftstoffe werden an eine paarige Grube im Mundhöhlendach, an die Öffnungen des sogenannten Jacobsonschen Organs gebracht, das der Wahrnehmung chemischer Stoffe dient. So hat er also im wahrsten Sinne des Wortes schon den Vorgeschmack seiner Beute, seien es nun Eier, nestjunge Vögel oder kleine Säugetiere. Wenn er in die Nähe von Hühnerställen kommt, kann er der Versuchung nicht widerstehen. Gelegentlicher Hühnerdiebstahl ist aber das einzige Vergehen, das die Bauern ihm vorwerfen.

Schon hat sich unser Waran auf der anderen Wegseite in Sicherheit gebracht. Seine kleinen stämmigen Beine tragen den schweren Leib auffallend hoch über dem Boden. Nur der lange, kräftige Schwanz schleift im Staube. Beim Anblick dieser mächtigen Echse kommen mir die abenteuerlichen Berichte über die menschenmordenden Komodowarane in den Sinn. Tiere ferner Länder haben von jeher die Phantasie der Menschen beflügelt. Je mehr sie sich von den bekannten Tieren in ihrer Körpergestalt unterschieden und je seltener sie gesehen wurden, desto unglaublicher waren die Eigenschaften, die man ihnen andichtete. Das gilt in besonderem Maße für die letzten lebenden „Drachen“ dieser Erde, für die Warane der Insel Komodo und einiger Nachbarinseln.

Pat Collins hatte sich zu der 30 km langen indonesischen Insel aufgemacht, um die Lebensweise der berühmten Drachen zu studieren. Er mußte feststellen, daß sie statt der ihnen nachgesagten 7 Meter nur eine Länge von höchstens 3 Metern erreichen. Sorgfältig eingeholte Erkundigungen haben ergeben, daß bisher nicht mehr als zwei Menschen diesen urtümlichen Echsen zum Opfer gefallen sind. Allerdings zeigen die Tiere, die sich wahrscheinlich ausschließlich von Fleisch ernähren, eine erstaunliche Gefräßigkeit. Das mag wohl nicht zuletzt daran liegen, daß ihre natürlichen Beutetiere, Wildschweine, Hirsche und Büffel, durch Wilderei stark dezimiert werden. Die Warane von Komodo leiden also an Nahrungsmangel. Deshalb nahmen sie die von Collins ausgelegten Köder derart gierig an. Sie können ganze Beine von Schweinen hinunterschlingen und bewältigen sogar unzerkaut bis zu 30 cm lange Schweinsköpfe. Weil man keine Waranskelette auf der Insel findet, stehen die Riesenechsen in Verdacht, Kannibalismus zu treiben. Sie sollen auch Insekten, Fische und Schlangen nicht verschmähen. Collins fotografierte diese interessanten Tiere aus einem Abstand von nur einem Meter. Er stellte fest, daß zuerst die größten und wehrhaftesten Tiere die Flucht ergriffen und die jüngsten und schwächsten bis zuletzt bei der Beute ver-

harrten. Kämpfe um den Köder wurden nur unter den Stärksten ausgetragen, während die Kleinen ruhig weiterfraßen. Collins brachte den wilden Waranen bei, durch Reifen zu springen, hinter denen er Köder aufgehängt hatte. So gründete er zu seiner eingigen Unterhaltung den „ersten und einzigen Drachenzirkus der Welt“. Am Ende seines viele Monate währenden Umgangs mit den Riesenechsen äußerte er, daß er einen großen Waran, der von einem toten Hirsch frißt, für weniger gefährlich hält als einen kleinen Hund, dem man seinen Knochen wegnehmen will.

Über die Warane auf Lanka ist selten berichtet worden. Die Bewohner der Insel freilich kennen sie gut, denn diese Tiere leben nicht nur in den Nationalparks, sondern auch auf den Feldern und in den Gärten. Nicht einmal die kleinen Kinder fürchten sich vor diesen langschwänzigen Echsen, die sich unter anderem auch von Ratten und Mäusen ernähren und deshalb in der Nähe menschlicher Behausungen nicht nur geduldet, sondern sogar geschätzt werden.

Die Sonnenstrahlen prallen senkrecht auf das Dach unseres Wagens. Trotz der offenen Fenster ist es im Inneren drückend heiß. Es ist auch nicht üblich, in der Mittagsglut durch das Land zu fahren, wenn sich die Menschen in der Kühle der Häuser zur Ruhe begeben und selbst die Tiere den Schatten der Büsche und Bäume aufsuchen, um einen Mittagsschlaf zu halten. Die schußbereiten Kameras liegen auf unseren Knien. Unser Blick streift über die herrliche Landschaft, über die vom zarten Gelb blühender Akazien verschönte Buschwildnis mit ihren kahlen, sandigen Lichtungen und den wie Spiegel glänzenden Wasserlöchern. Er wandert über die üppig grünen Dschungel, in denen wir Elefanten zu finden hoffen, zu den dicht bewaldeten Hügeln bis zu dem fernen Meer.

„Halt!“ schreie ich und klopfe dem Chauffeur auf die Schulter. Weil seine ganze Aufmerksamkeit den tückischen Schlaglöchern gilt, hat er den Python nicht gesehen, der kaum einen Meter neben dem Weg durch das Gras gleitet. Der Fahrer legt den Rückwärtsgang ein und fährt den Wagen zurück. Feiner, mehliges Staub, den wir bisher als Fahne hinter uns her zogen, hüllt uns jetzt ein und quillt in die Fenster. Nachdem er sich endlich auf der Karosse, auf unseren Gesichtern, den Anzügen und den Kameras niedergelassen hat, sehen wir die Riesenschlange, die ihren mächtigen, gelbbraun gemusterten Leib durch das Gras schiebt. Sie strebt nach einem Gestrüpp, in dem sie langsam unserem Blick entschwindet. Wie schön sie war, und wie geschmeidig sie sich fortbewegte! Ich bin glücklich, auch beim Anblick einer Schlange Freude zu empfinden.

Unser Verhältnis zur Natur wird maßgeblich durch die Erziehung beeinflusst. An ihr wirken nicht nur Eltern und Lehrer mit, sondern auch die Bücher, die wir während unserer Kindheit in die Hände bekommen. Tierliebe ist ansteckend, und je überzeugender sie uns vorgelebt wird, desto nachhaltiger ist der Eindruck. Als Kind konnte ich mich stundenlang mit den Regenwürmern beschäftigen, die mein Vater, der begeisterter Angler war, in einem großen, mit dunkler Lauberde angefüllten Behälter verwahrte. Ich ließ sie über meine Hand kriechen und beobachtete interessiert, auf welche Weise sie sich fortbewegten. Ich versuchte, sie mit frischen Salatblättern

zu füttern, mußte aber schließlich verwundert feststellen, daß sie weder Augen noch Zähne besitzen. Als meine heimliche Liebe zu den Regenwürmern entdeckt wurde, hatte sie sich schon so gefestigt, daß ihr die Äußerungen des Abscheus und des Ekels, die ich zu hören bekam, nichts mehr anhaben konnten. Meine von den Eltern geförderte Tierliebe war nahezu grenzenlos. Ich war eine Rabenpuppenmutter, denn ich benutzte meine pausbackigen, bezopften Puppenkinder nur als Vorwand, um den Wagen auf die Straße bringen zu können. Kaum war ich der Aufsicht der Mutter entronnen, legte ich die Puppen ins Gras, deckte sie sorgfältig zu und befahl ihnen, artig zu sein. Dann ließ ich mir den Dackel unserer Nachbarsleute aus, bettete ihn in die Kissen und fuhr ihn spazieren. Ich gönnte auch Schnecken und Käfern hin und wieder eine Ausfahrt. Nur Schlangen waren mir verleidet. Die Erwachsenen wußten so schreckliche Geschichten über diese Tiere zu berichten. Sie könnten die Menschen verfolgen und dabei eine Geschwindigkeit erreichen, die auch den schnellsten Läufer einholt. Mit der Kraft ihrer Muskeln brächten sie es fertig, ihre Opfer zu zerquetschen, und ihr Maul sei so groß, daß sie damit nicht nur einen Menschen, sondern ein ganzes Pferd unzerkaut hinunterzuschlingen imstande wären. Ich hatte große Angst vor diesen fürchterlichen Tieren, die ausgerechnet auf unserem liebsten Spielplatz, einer riesigen Schutttabladehalde, vorkommen sollten. Aber ich empfand nicht nur Angst, sondern auch Neugier und legte es oft, mit Mutters Küchermesser bewaffnet, auf eine Begegnung mit diesem Untier an. Gesehen habe ich es leider nie. Es lebte auch nur in der Phantasie der Erwachsenen, die uns mit dieser Schauergeschichte von dem schmutzigen, aber für uns Kinder doch so interessanten Spielplatz fernhalten wollten. Meine Abneigung gegenüber Schlangen hat sich lange gehalten. Erst später, als ich gemeinsam mit meinem Mann im Moritzburger Teichgebiet Ringelnattern für das Freilandterrarium des Dresdner Zoologischen Gartens fing, mochte ich sie gern.

Mit Vergnügen erinnere ich mich einer Begebenheit, die sich vor wenigen Jahren ereignete. An unserer Wohnungstür wird Sturm geklingelt. Ich öffne. Ein Mann berichtet von einer Giftschlange, die aus dem Zoo entkommen sein müßte und nun unweit unseres Hauses auf der Straße gestellt worden wäre. Sie sei sehr angriffslustig und er bitte mich, im Zoo anzurufen, damit unsere Tierpfleger das gefährliche Reptil einfangen. Vom Fenster aus sehe ich einen Menschaufmarsch: neugierige Kinder, quiekende Frauen und beherzte Männer, die der Gefahr mutig ins Auge blicken und keine Furcht zeigen. Mit Besen, Stöcken und Schaufeln wird die Schlange an der Flucht gehindert. Ich suche nach einem Säckchen, gehe hinunter und erkenne auf den ersten Blick, daß es sich um eine Ringelnatter handelt. Entsetzt versuchen die Umstehenden, mich davon abzuhalten, das Tier mit bloßen Händen zu packen und behutsam in das Säckchen gleiten zu lassen. „Sie konnten sich den Aufwand ersparen“, sage ich zu den Männern – verärgert, weil sie die Schlange verletzt haben. „Es ist eine ganz harmlose Ringelnatter.“ Die Bewunderung, die sie der „mutigen Frau“ entgegengebracht hatten, schlägt in Verstimmung um, denn die Schaufeln, Stöcke und Besen in ihren Händen sind nun nicht nur überflüssig, sondern sogar peinlich geworden, und ihre zur Schau gestellte Tapferkeit wirkt lächerlich.

Die Berichte der Männer, die wilde Tiere nur über Kimme und Korn sahen, haben Löwen, Tiger, Elefanten, Nashörner und Büffel zu Bestien gemacht. Heute gilt es, durch eine von jeder Sensation freie Darstellung den Menschen das wahre Wesen der Tiere nahezubringen, damit sie Freude empfinden können beim Anblick der zu unrecht Verfeimten. Diese neue, auf Wissen gegründete Beziehung zum Tier wird sie nicht nur bereichern, sondern auch geneigt machen, für den Schutz der Bedrohten einzutreten. Um zu zeigen, wie unterschiedlich Menschen auf Begegnungen mit Tieren reagieren können, lasse ich im folgenden einen passionierten Großwildjäger zu Wort kommen, der vor fast 70 Jahren in genau demselben Gebiet Ceylons auf *seine* Weise die Natur erlebte. Dieser Mann heißt Paul Niedieck. In seinem Buch, das den Titel „Mit der Büchse in fünf Weltteilen“ trägt, berichtet er über seinen tausendfachen Mord am Tier. Schlangen hat Niedieck geschossen, wo immer er sie traf, ganz gleich, ob sie für ihn den Wert einer Trophäe hatten oder nicht. Eines Nachmittags erlegte er zwei dieser „widerlichen Bestien“. „Es waren Rattle-Snakes, und mein Tracker behauptete, ihre Haut sei no good. In der Tat glaube ich, daß er die Tiere nicht anfassen wollte, was ich ihm nicht übelnehmen kann, da ich mich auch wenig dazu inkliniert fühlte, und so blieben die Tiere auf der Wiese liegen.“

Begegnungen mit Schlangen gehören zu den großen Seltenheiten auf all unseren Reisen. Deshalb enttäuschen wir sehr viele Menschen, die nach unserer Rückkehr nach ihnen fragen. Freilich, wenn man den reißerisch aufgemachten „Erlebnisberichten“ früherer Zeiten glauben wollte, müßte man in jedem Baum, unter jedem Strauch mindestens eine Kobra vermuten. Solche Schilderungen kann man getrost den Märchen zurechnen. Was da über die Häufigkeit der Schlangen berichtet wird, ist stark übertrieben. Es ist bedauerlich, daß den Schlangen ein so schlechter Ruf anhaftet. Er hindert uns, ihre Schönheit zu entdecken. Was für psychologische Gründe es für die Schlangenfurcht des Menschen auch geben mag, sicher spielt die Erziehung dabei eine Rolle. Ich könnte mir vorstellen, daß den aufgeklärten Menschen der Zukunft beim Anblick einer Schlange keine Gänsehaut mehr über den Rücken läuft; so wie es heute Gelächter hervorruft, wenn eine Frau beim Anblick einer kleinen Maus schreit, obgleich es vor einer Generation noch zum guten Ton gehörte, daß sie davon in Ohnmacht fiel.

Die letzten starken Regengüsse haben weite Wiesenteile überschwemmt. Verwilderte Hausbüffel kühlen sich in dem klaren Wasser die Bäuche. Hin und wieder schleudern sie sich mit ihren großen, seitwärts gebogenen Hörnern Schlamm auf ihre grauen Rücken, daß die Kuhreier, die sich auf ihnen niedergelassen haben, erschrocken mit den Flügeln schlagen. Im Grasdickicht stehen träge sechs Nimmersattstörche und ein Marabu, der den Kopf zwischen die Schultern gezogen hat. Die Wildnis hält ihre Mittagsruhe. Schlaff hängen die sonnendurchtränkten Blätter an den Zweigen der Bäume. Die Lieder der Vögel sind in der Hitze erstorben. Nur die Zikaden werden ihres monotonen Rassels nicht müde. Hin und wieder, wie auf ein geheimes Zeichen bricht ihr Gesang plötzlich ab, um nach wenigen Sekunden der Stille mit unverminderter Heftigkeit wieder zu beginnen.

Die rote Farbe der Erde und die Vegetation, die vorwiegend aus niedrigen dornigen Büschen besteht, erinnern uns an den Tsavo-Nationalpark in Ostafrika, in dem sogar die Elefanten eine rote Farbe haben, weil sie es lieben, sich Erde auf den Rücken zu werfen. Wir müssen mit unserem Wagen einen Fluß durchqueren, der seine Fluten in die weite Ebene ergießt. Zwei Stöcke markieren die Furt. Unser Chauffeur runzelt die Stirn. Aber schon tauchen die Räder in den Strom. Der Motor heult auf. Das Wasser klatscht gegen die Karosse. Langsam bewegt sich der Wagen zum anderen Ufer hin. „Nur nicht steckenbleiben“, murmelt der Fahrer, aber da steht unser Gefährt schon, mitten im Strom. „Vielleicht sind die Kerzen naß geworden“, sagt Wolfgang besorgt. Aussteigen und Schiebenmüssen ist in diesem knietiefen Wasser sehr unbequem. Unermüdlich betätigt unser Wagenlenker den Anlasser. Der Motor streikt, er springt nicht an. Nervös trommelt der Fahrer mit den Fingern auf das Armaturenbrett. Er zögert, den Wagen zu verlassen, ihn dauern seine tadellos gebügelten Hosen. Resigniert unternimmt er einen letzten Versuch, den Motor in Gang zu bringen. Wir hören ein schwaches Tuckern, das unter dem Druck des Gaspedals rasch anschwillt. Das Brummen wird dunkler. Die Räder greifen wieder. Noch sind es zwei Meter, noch ein Meter bis zum Ufer, und schon haben sie wieder festen Boden erreicht. Ein Wagen ist doch ein sehr unvollkommenes Beförderungsmittel, gemessen an den Reitelefanten. Mit der ihnen eigenen Ruhe erklimmen sie steile Berge, die kein Fahrzeug bezwingen könnte, und rutschen Abhänge hinab, auf denen sich Autos unweigerlich überschlagen würden. Sie sind in Sümpfen so gut zu Fuß wie im dichtesten Dschungel. Mühelos waten sie durch Flüsse, und wenn sie schwimmen, liegt der breite Sattel mit den Reitern wie ein kleines Floß auf ihren untergetauchten Rücken. Ein Aufenthalt in der Mitte des Stromes gibt keinen Anlaß zur Besorgnis. Es ist nur eine Rast, bei der sich der Elefant ein paar Rüssel voll Wasser in das geöffnete Maul spritzt, um dann wieder ruhig und zuverlässig den Weg zu gehen, den der Mahaut ihm weist.

Langsam weicht die drückende Hitze. Ein Akazienwäldchen nimmt uns auf. Die mit rötlichem Sand bedeckte Fahrstraße windet sich durch den Dschungel. Plötzlich taucht hinter einer Wegbiegung ein Elefant vor unserem Wagen auf. Riesenhaft wirkt er vor der Kulisse niedriger Bäume. Er ist hochbeinig und schlank. Sein schmaler Schädel läßt ihn schöner erscheinen als die uns gut bekannten gedrungenen assamesischen Elefanten. Ohne irgendein Zeichen von Erregung kommt er auf uns zu. Sein Anblick löst sofort eine Kette gut eingespielter Handlungen aus. Wolfgang mißt das Licht und greift nach der Farbkamera, die ich mit dem Teleobjektiv versehen habe. Der Fahrer stoppt den Wagen. Wolfgang öffnet die Tür und beugt sich hinaus, um den langsam, aber stetig näherkommenden Elefanten auf den Film zu bannen. Doch was ist das? Statt ruhig stehenzubleiben, stellt der Chauffeur den Wagen quer zur Fahrbahn. Nein, er müht sich verzweifelt, den Wagen auf der schmalen Straße zu wenden. Es hilft nicht, daß ich auf ihn einrede, um ihn von der Harmlosigkeit des Elefanten zu überzeugen, daß ich bitte, drohe. Der Fahrer ist für meine Worte taub. Wolfgang versucht dennoch zu fotografieren. Er ist wütend auf den ängstlichen Mann, der ihm die besten Chancen verdirbt. Aber da hat der Ceylonese schon den Wagen

gewendet und fährt in schneller Fahrt in die Richtung, aus der wir gekommen sind. Durch das Fenster sehen wir unseren schönen Elefanten vom Wege abbiegen und im Dschungel verschwinden. Nach hundert Metern rasender Fahrt hält der Chauffeur den Wagen an, wischt sich den Schweiß von der Stirn, benetzt seine trockenen Lippen, atmet tief auf und wendet uns ergeben sein vor Schreck grau gewordenes Gesicht zu. „I am sorry, ich habe die Nerven verloren“, entschuldigte er sich. „Aber verstehen Sie, ich bin noch nie wilden Elefanten begegnet“. Wolfgang klopfte dem Mann auf die Schulter und bietet ihm eine Zigarette an. Des Fahrers Beklemmung löst sich in einem befreienden Lachen über sich selbst.

Am Ufer der Mewick-Ganga, die den Nationalpark im Osten begrenzt, entdecken wir zwei Sumpfkrokodile. Eines liegt träge und mit weitaufgerissenem Rachen in der Sonne. Deutlich erkennen wir die kleinen spitzen Dolche der langen Zahnreihen. Der Blick der offenen Augen ist starr. Nicht eine Bewegung der gepanzerten Echse verrät Leben. Kleine Vögel trippeln geschäftig über ihren Rücken und picken Schmarotzer aus den Hautfalten. Das andere Krokodil liegt halb im Wasser. Die spitze Schnauze und die kleinen Hügel seiner Augenwülste ragen über die glitzernden Wellen hinaus. Lautlos gleitet es in den Fluß. Nur eine schwache Trübung des Wassers zeigt an, wo die Panzerechse untergetaucht ist.

Krokodile rechnet man heute schon zu den Besonderheiten der ceylonesischen Fauna. Noch vor 50 Jahren bevölkerten sie in großer Zahl Flüsse und Seen. Bald

Seite 89: Der Tradition gemäß trägt die nepalesische Bergbäuerin Schmuck in der Nasenscheidewand und im Nasenflügel.

Seite 90: Wir besuchen Reverend Wipulasara in seinem Kloster. Elefanten spielen in der buddhistischen Mythologie eine hervorragende Rolle.

Seite 91: Im Dschungel der wilden Pfauen.

Seite 92: Angst vor dem „bösen Blick“ der Kamera.

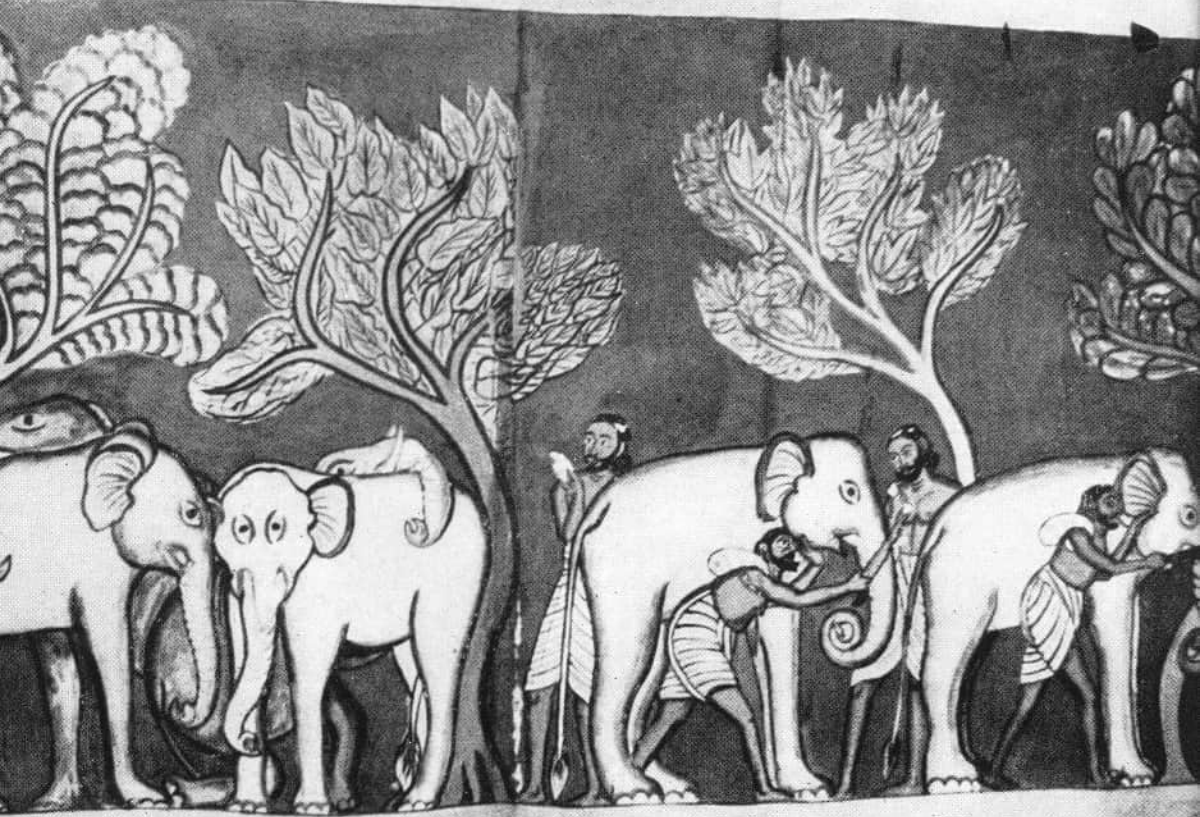
Seite 93: Die tibetanischen Frauen verarbeiten die Wolle der Schafe und Yaks zu Kleidungsstücken und Teppichen, in die sie schöne Ornamente einweben.

Seite 94: Kaschunuß-Verkäuferin auf der Straße von Colombo nach Kandy.

Seite 95: Lippenbär und Elefant gehören zu den vom Aussterben bedrohten Tieren Sri Lankas. Im Yala-Nationalpark haben sie eine letzte Zufluchtsstätte gefunden.

Seite 96: Auch wenn wir uns für das Familienleben interessierten, beim Waschen der Babys zuschauten, die Festtagskleidung bewunderten und die Kinder auf der Straße ansprachen, stets erhielten wir freundliche Antworten.





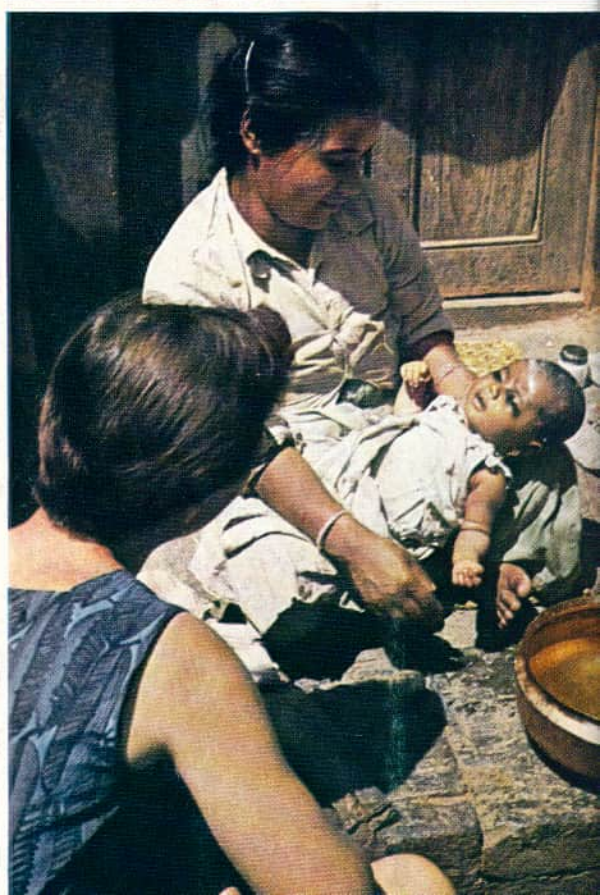
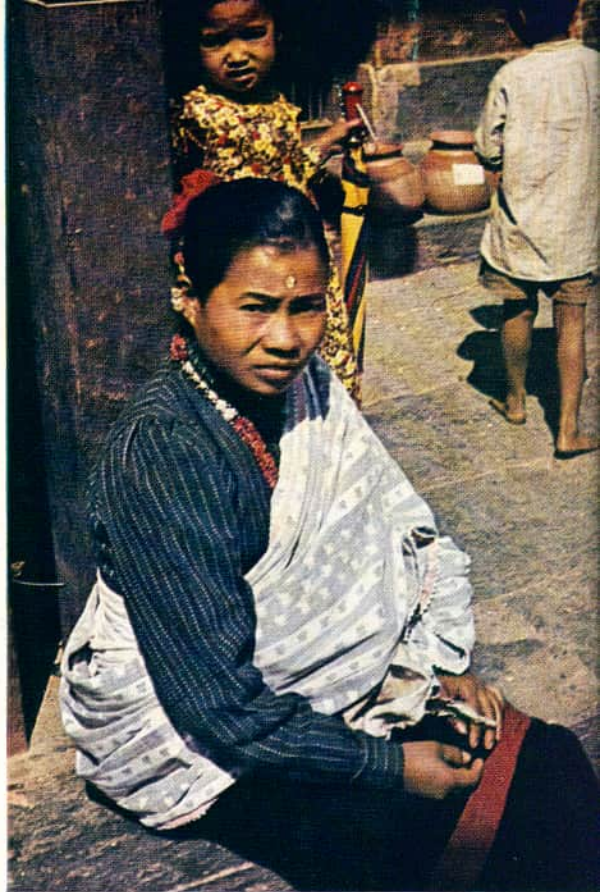












wird man vergessen haben, daß auch sie einmal zur Tierwelt der schönen Insel gehörten. Krokodile sind nämlich leider vogelfrei. Jeder kann sie töten, erschießen, erschlagen. Nur in den Nationalparks sind sie ihres Lebens sicher.

Niedieck hat keine Gelegenheit versäumt, diesen stattlichen Panzerechsen, wo immer er ihnen begegnete, eine Kugel durch die ledrige Haut zu jagen . . . „ich kam nur auf eins zu Schuß, das ich aber nicht gut genug traf, um es an seinen Platz am Lande zu bannen, und einmal im Wasser sind die Tiere auf Nimmerwiedersehen verschwunden“. Und Harry Storey schreibt in seinem Buch „Hunting and Shooting in Ceylon“: „Krokodile sind abscheuliche Reptile und sollten bei jeder sich bietenden Gelegenheit geschossen werden“.

Auf einer kleinen Insel im Fluß ruhen sich Kormorane vom Fischfang aus. Sie halten ihre Flügel weit gespreizt der Sonne zum Trocknen hin. Im Gegensatz zu den wasserabweisenden Federn der meisten anderen Schwimmvögel saugt sich ihr Gefieder auf der Unterwasserjagd voll wie ein Schwamm. In seinem Tümpel am Rande des Weges suhlt sich ein alter Wasserbüffel. Sein ganzer Körper ist mit grauem Schlamm bedeckt. Er äugt zu uns herüber, macht Anstalten zu fliehen, läßt sich aber wieder in den zähen Brei zurückfallen. Mit dem Kopf fährt er hinein und wirft mit den Schaufeln seiner weitausladenden Hörner den Schlamm auf seinen Rücken. Schwerfällig erhebt sich der Bulle aus der Suhle und verharrt unschlüssig. Der Morast rinnt ihm in dicken Tropfen vom Körper. Dann stampft er davon. Er läuft nicht weit. Nach zwanzig Metern schon bleibt er stehen und wendet uns sein mit Schlamm bedecktes Gesicht zu. Seine Flucht hat auch die Flucht eines Rudels Axishirsche ausgelöst, das unseren Blicken verborgen im Schutze einer Gebüschgruppe äste. In wilden Sprüngen eilen sie davon, rennen durch flache Wasserlachen, daß die Tropfen hoch aufspritzen, und verhoffen dann in ihrem Lauf. In dem kleinen Rudel sind Hirsche in den verschiedensten Stadien der Geweihbildung. Auch zwei erst wenige Wochen alte Kälbchen sind dabei. Aufmerksam wittern sie zu uns herüber. Bald senken sie wieder beruhigt ihre Köpfe, um die unterbrochene Mahlzeit fortzusetzen. Axishirsche tragen während ihres ganzen Lebens das schöne Fleckenkleid, das bei unseren einheimischen Rothirschen nur in den ersten Monaten ihrer Kindheit zu sehen ist.

Aus dem Dschungel dringt der dumpfe Ruf der Hulmans. Doch so sehr wir uns auch bemühen, die silbergrauen Affen zu entdecken, wir finden sie nicht.

Die Dämmerung hält schon ihren Einzug, während wir den Park verlassen. Wir sind glücklich und zufrieden. Wenn wir auch zu intensivem Beobachten noch keine Gelegenheit hatten, so konnten wir uns doch einen Überblick verschaffen. Im Licht des Scheinwerfers werden Myriaden winziger Insekten sichtbar. Müde und hungrig kehren wir nach Tissa zurück, packen unsere Koffer aus, waschen uns, wechseln die Kleidung und gehen zum Abendbrot. Die einheimischen Diener servieren mit Umsicht und Freundlichkeit. Es stört uns nicht, daß sie weniger gewandt sind als die Kellner in den großen Hotels von Colombo. Was ihnen an beruflichen Fertigkeiten fehlt, das wiegen sie durch ihre Herzensbildung auf, denn sie gewähren uns eine Gastfreundschaft, wie man sie in Europa nur im Hause von Freunden erwartet.

Sie freuen sich, daß wir der singhalesischen Küche den Vorzug geben und sogar das Feuer des Chillypfeffers nicht fürchten, an dessen brennende Schärfe wir uns allmählich gewöhnten. Dicke Pillendreher fliegen zum Licht und knallen geblendet auf die steinernen Fliesen. Es hilft nichts, daß wir sie ins Dunkel tragen. Die Lampe lockt sie wie ein Magnet. Der kleine Panther, den mir der Leiter des Rasthauses geholt hat, liegt auf meinem Schoß. Seine weichen Pranken umklammern meine Unterarme, und seine Zähnnchen prüfen die Festigkeit meiner Haut. Wohlig liegt er auf dem Rücken und gibt gurgelnde Laute des Behagens von sich. Der Siamkater sitzt neben unserem Tisch und bittelt so zurückhaltend, wie nur Katzen es tun können. Er ist gewohnt, von den Gästen des Rasthauses gefüttert zu werden. Bald suchen wir unser Zimmer auf. Zum ersten Male seit langer Zeit schlafen wir wieder unter den weißen Schleiern der Moskitonetze, über denen ein Ventilator mit leisem Gesumm seine Flügel kreisen läßt. Am nächsten Morgen beweist mir ein Jucken am ganzen Körper, daß die Moskitos bessere Augen als ich besitzen. Obwohl ich am Abend zuvor das Netz auf schadhafte Stellen untersucht habe, müssen sie doch einen Weg zu uns gefunden haben.

Wir verbringen den Vormittag im Ort, um dem Fahrer eine Ruhepause zu gewähren. Mit Stativ, Film- und Fotokameras beladen, streifen wir durch das Dorf. Ein Kreischen und Schreien über unseren Köpfen lenkt den Blick auf eine Baumkrone, in der sich ein paar hundert Flugfuchse zum Schlafen eingefunden haben. Kopfabwärts hängend halten sie sich mit ihren hakenförmigen Zehenkrallen fest. Wie große, dunkelbraune Birnen sehen die in ihre Flughäute gehüllten Riesenfledermäuse aus. Es ist für so viele Mieter schwer, in Eintracht unter dem grünen Dach eines Baumes zu ruhen. Immer wieder gibt es Störenfriede, die mit ihren Nachbarn streiten wollen. Schnell hangeln sie sich mit den Daumenkrallen auf den Artgenossen zu, der schon sein Ruheplätzchen gefunden hat, und attackieren ihn mit zänkischen Bissen. Andere Flughunde betreiben Morgentoilette. Mit ihren langen, beweglichen Zungen säubern sie sorgfältig jeden Zentimeter ihrer großen, weitausgebreiteten Flughäute. Sie belecken das Fell und lockern es mit ihren spitzen Schnäuzchen. Die langen, beweglichen Ohren zucken nach allen Seiten und fangen jedes Geräusch auf.

Am großen Stausee haben die Jungen und Mädchen von Tissamaharama das Füttern der Fische zu einer touristischen Attraktion gemacht. Wenn man ein Stück Brot in das Wasser wirft, beginnt es plötzlich zu brodeln. Berge von Fischen schieben sich zappelnd übereinander. Flossen schlagen, Mäuler schnappen, Kiemen klappen. Mit deutlich hörbarem Schmatzen versuchen ein Dutzend Fische zugleich, ein Bröckchen von der harten Beute zu erwischen. Mit einer Gier, wie man sie nur den südamerikanischen Piranyas zutrauen würde, von denen ein Schwarm instande ist, in einer Minute ein Wasserschwein zu skelettieren, stürzen sie sich auf das Brot. Je größer und härter das Stück, desto größer ist auch das Vergnügen der Fremden an dieser ungewöhnlichen Schau. Wie ein Ball tanzt der von Fischmäulern gestoßene Brocken auf dem Wasser, bis er aufweicht und damit endlich zur Beute der Fische wird. Die unseren Plötzen ähnlichen Fische sind so gefräßig, daß man sie

mit der Hand greifen und aus dem Wasser heben kann. Sie schieben sich sogar ein Stück aufs feuchte Ufer hinauf, um nach verlorengegangenen Futterbröckchen zu schnappen. Die Kinder verkaufen das harte Brot körbeweise an die Fremden, die es freigebig an die Fische verfüttern. Doch die sind unersättlich, und das Brodeln und Zappeln unter Wasser nimmt kein Ende. Ein kleiner Junge ist für eine Rupie bereit, einen Kopfsprung zu machen, mitten hinein in dieses Durcheinander und Übereinander von Fischleibern.

Die Ceylonesen sind sehr reinlich. Das tägliche Bad ist ihnen ein Bedürfnis. Und weil ihnen die Scheu gegenüber dem anderen Geschlecht schon in frühester Kindheit anezogen wurde, gibt es für Frauen und Männer getrennte Badestunden. Der Vormittag gehört den Frauen. Sie verbinden das Wäschewaschen mit der Reinigung ihres Körpers. Wenn sie die sauber gewaschenen und gespülten Saris, Kleider und Tücher zum Trocknen auf dem Sand ausgebreitet haben, seifen sie Arme und Schultern ein, tauchen unter, reiben sich den Schaum aus dem Gesicht und schlagen wie übermütige Kinder mit ihren Händen auf das Wasser. Die Frauen lösen mit einem Griff ihr schönes schwarzes Haar und schütteln sich mit einem Blechgefäß Wasser über den Kopf. Lang und strähnig hängt dieser natürlichste Schmuck einer jeden Frau den Badenden bis auf die Schultern. Manche Frauen sind so arm, daß sie nur einen einzigen Sari besitzen. Wie gut für sie, daß es auf der Insel keinen Winter gibt und selbst unfreundliche Tage zu den Seltenheiten gehören. So dauert es nur eine Viertelstunde, bis das völlig durchnäßte, ihrem schlanken Körper sich eng anschmiegende Gewand, das sie auch während des Bades nicht ablegen, in der heißen Sonne getrocknet ist.

Am Rande der Dorfstraße haben Kokosnußverkäufer und Gurkenhändler ihre bescheidenen Stände errichtet. Die Gurke wird hier als eine durststillende Frucht geschätzt, und von dem Wohlgeschmack der im zarten Samenfleisch der Kokosnuß eingeschlossenen Milch weiß jede Reisebeschreibung zu erzählen. Tatsächlich schmeckt diese vielgerühmte, wässrig-trübe Flüssigkeit fad und erfrischt den Gaumen nur dann, wenn die Nuß kühl gelagert wurde. Das Nußfleisch und die harte braune Schale besitzen keine isolierenden Eigenschaften, und so ist die leicht süßlich schmeckende Milch sonnendurchwärmter Früchte für uns eher ekelregend als belebend. Doch die Ceylonesen schätzen ihr „coconut water“. Es ist immer nußfrisch und damit sauber. Außerdem ist es billig, und so türmen sich die mit dem Schlag eines scharfen Hautmessers geöffneten natürlichen Trinkgefäße am Stande des Nußmilchverkäufers zu kleinen Hügeln auf.

Nachmittags fahren wir wieder nach Yala. Am Rande der Chaussee, in der Mitte des Ortes Tissamaharama, erklimmt ein Waran die Böschung des Straßengrabens und überquert bedächtig den grauen Asphalt. Doch bevor er den schützenden Straßenrand auf der anderen Seite erreicht, wird sein Schwanzende von den großen Rädern eines Lastkraftwagens überrollt und zerquetscht. Flach wie die Kelle eines Bibers schleift es die Echse hinter sich her und rettet sich durch eine Zaunlücke in den Garten eines Reisbauern. Die Wildtiere dieser Erde werden durch den ständig wachsenden Autoverkehr immer mehr gefährdet, und es gibt weder eine angeborene,

noch eine erworbene Verhaltensweise, die sie vor dieser Gefahr schützt. Nicht einmal unsere Rehe, deren uralte Wechsel schon seit Jahrzehnten von Autobahnen durchschnitten werden, können sich dieser Situation anpassen, und so sterben allein in der Bundesrepublik jährlich 40 000 Rehe durch den modernen Straßenverkehr.

Es ist uns gelungen, unserem Fahrer die Angst vor den Tieren der Wildnis zu nehmen. Als wir in den frühen Nachmittagsstunden einer Elefantenherde begegnen, die keine dreißig Meter von uns entfernt friedlich äsend durch den Dschungel zieht, fragt er uns, wo er den Wagen zum Stehen bringen soll. Wolfgang stellt das Stativ auf und filmt die Herde. Sein nicht mehr sehr schöner, aber unverwüstlicher alter Hut, der schon auf vielen Tropenreisen gute Dienste geleistet hat, ist ihm in den Nacken gerutscht. Schweiß perlt von seiner Stirn. In gebeugter Haltung steht er hinter der Kamera und verfolgt durch den Sucher die Bewegungen der mächtigen Dickhäuter. Meine Aufgabe ist es, Handlangerdienste zu leisten. Ich verwahre Wolfgangs Brille, die ihn beim Filmen stört, reiche Teleobjektive und Sonnenblenden zu, bereite den Filmwechsel vor und registriere die belichteten Filme. Ich zähle die Elefanten und versuche, ihr Geschlecht zu bestimmen, damit Wolfgang das Ergebnis meiner Beobachtungen seinen Aufzeichnungen beifügen kann. Außerdem muß ich die Elefanten gut im Auge behalten, denn auch friedfertige Tiere können gefährlich werden, wenn sie schlechte Erfahrungen mit dem Menschen gemacht haben.

Die Elefanten von Yala ernähren sich hauptsächlich von den frischbelaubten Zweigen der Büsche und von Gräsern, die sie mit ihrem Rüssel umschlingen und aus dem Boden reißen. Auf Sand oder Erde zu beißen, scheint auch ihnen unangenehm zu sein, denn sie klopfen die Wurzelballen gegen ihre mächtigen Säulenbeine, bevor sie die Grasbüschel ins Maul stecken und zwischen den breiten Backenzähnen zerreiben. Wenn man bedenkt, daß Elefanten im Laufe eines einzigen Tages einen bis anderthalb Zentner Nahrung zu sich nehmen, kann man ermessen, wie lange es dauert, bis der Hunger dieser Riesen gestillt ist. Drei Kühe werden von kleinen Kälbern begleitet. Die dunkelgraue Haut des Jüngsten ist noch von einem dichten Haarkleid bedeckt. Der Aufenthalt der Herde scheint ihm nicht zu behagen. Es langweilt sich. Während die größeren Jungtiere sich schon bemühen, mit ihrem Rüsselfinger Blätter von den Zweigen zu pflücken, läuft der kleine Kerl unruhig hin und her. Er stört seine Mutter beim Äsen. Wenn sie Gras ausreißt, versucht er, ihren Rüssel zu umfassen, oder er drängt sich zwischen die Pfeiler ihrer Vorderbeine und steht zwischen ihnen wie in einem Tor. Manchmal unterbricht die Elefantenmutter ihre Mahlzeit und betastet liebevoll Rücken und Nacken ihres Babys. Ein trockener Zweig beschäftigt das behaarte Kind eine Weile. Sein ungeübtes, dünnes Rüsselchen ergreift das neue Spielzeug und schüttelt es hin und her. Dabei geht es verloren. Der kleine Elefant packt den Zweig wieder und benutzt ihn, um die Innenseiten der Vorderbeine zu scheuern. Dann läßt er ihn achtlos fallen, klappt mit den großen Ohren und reibt sich am Stamm eines Bäumchens, das bei der Massage des Zweizentnerbabys heftig erzittert. Als sei er sich plötzlich seines Hungers bewußt geworden, läuft er geschwind zur Mutter, sucht nach der Zitze und steckt sie ins Mäulchen. Langsam wandert die

Herde weiter. Die Mutter mit dem trinkenden Baby und zwei kinderlose Kühe bleiben zurück. Erst als eine alte Elefantendame hinter unserem Wagen den Weg betritt und sich der Abstand der Nachzügler zu ihren Artgenossen stark vergrößert, setzt sich auch die Mama in Bewegung. Die Zitze gleitet aus dem Mäulchen des kleinen Elefanten, der sich nun bald rechts, bald links neben der Mutter gehend bemüht, mit ihren weitausgreifenden Beinen Schritt zu halten. Die beiden Kühe bilden den Schluß der aus 18 Tieren bestehenden Herde. Nicht einer der Elefanten nimmt Notiz von unserem Fahrzeug, aber fast alle kehren die Öffnung ihrer schlaff herunterhängenden Rüssel uns zu und nehmen Witterung auf. Ein von Wildschweinen zerwühltes Wiesenstück verlockt die grauen Riesen, ein Staubbad zu nehmen. Geschickt schieben sie Erde zusammen, fassen die Häufchen mit dem eingerollten Rüsselende und schleudern sie gegen Bauch und Rücken. Sie werden nicht müde, sich mit Sand und Staub zu bewerfen. Es wirkt sehr erheiternd, diese riesigen Tiere wie Kinder im Schmutz spielen zu sehen. Vielleicht ist die Staubschicht ein Schutz gegen die intensive Sonnenbestrahlung oder ein Mittel, sich der aufdringlichen Insekten zu erwehren. Auf 60 Filmmetern hat Wolfgang die interessantesten Szenen von der Mahlzeit und dem Staubbad der Elefanten von Yala festgehalten. Unser Fahrer verdient ein Lob. Er hat uns nicht im Stich gelassen und bekennt sogar, daß er begreift, warum uns diese Begegnungen mit Tieren so glücklich machen.

Neben einem Wasserloch inmitten einer großen Wiese steht ein Elefant. Nicht weit von ihm äst ein Rudel Axishirsche, pflügen Bindenschweine mit ihren Nasen den Boden und bemüht sich ein Pfauhahn, einer Henne den Hof zu machen. Von einer Herde, der dieser alte Elefantenbulle zugehören könnte, ist nichts zu sehen. Möglicherweise hat ihn ein jüngerer und stärkerer Rivale verdrängt. Er trinkt. Mit dem Rüssel saugt er das Wasser an und läßt es geräuschvoll in das geöffnete Maul fließen. Der Wind muß ihm eine fremde Witterung zugetragen haben, denn er steht plötzlich wie versteinert. Nur sein Rüssel ist leicht erhoben, und die Öffnung wendet sich seitwärts. Aber er beruhigt sich wieder. Fächelnd bewegen sich die großen Lappen der Ohren. Da wird ihm erneut die Witterung zugetragen, und wieder wendet er sich voller Aufmerksamkeit dem Unsichtbaren zu. Ein Leopard kann es nicht sein, dann hätten sich längst die Köpfe der Axishirsche erhoben, und das Rudel wäre, bellende Warnlaute ausstoßend, entflohen.

Die Luft ist wieder rein. Der Bulle geht zum Tümpel, nimmt Wasser auf und spritzt es sich gegen die Seiten. Zwischen den Duschen macht er lange Pausen. Es scheint ihm zu genügen, wenn das kühlende Naß in kleinen Rinnsalen vom Körper fließt. Staubbad und Brausebad sind die Freuden des Elefantenalltages.

Auf dem Heimweg treffen wir noch einmal die Herde der 18 Elefanten. Obgleich es in dem dichten Dschungel nicht möglich ist, alle Tiere zu zählen, erkennen wir sie an der alten Kuh wieder, deren Wangen eingefallen sind und deren rosa Rüsselansatz von unzähligen sommersprossigen Flecken übersät ist. Die heftigen Bewegungen der Zweige zeigen uns, daß die Elefanten schon wieder beim Äsen sind. Hin und wieder schiebt sich ein grauer Rüssel aus dem Grün, langt nach einem Zweig, umfaßt ihn

und bricht ihn knackend ab. Unsere „Jagd“ hat das friedliche Leben der Elefanten nicht gestört. Alle 18 Tiere der jetzt im Dschungel verborgenen Herde haben wir „geschossen“ und doch keinem den Tod gebracht. Unsere „Trophäen“ werden den Menschen mehr vom Leben dieser friedfertigen Riesen erzählen als zwei an der Wand befestigte Stoßzähne oder aus Elefantenzüßnen gefertigte Papierkörbe. Kaum mehr als 2000 Elefanten soll es heute noch auf Lanka geben. Das ist eine erschreckend geringe Zahl für die Größe des Landes. Sie leben aber leider nicht nur in den Reservaten und Schutzgebieten. Früher waren die Elefanten zahlreich. Außer den Weddhas, denen sie gelegentlich zur Beute wurden, besaßen sie keine Feinde. Das änderte sich, als die mit Feuerwaffen ausgerüsteten europäischen Eroberer auf Lanka Fuß faßten. Teils aus sportlichem Ehrgeiz, teils aus Rennomiersucht und auch aus dem Bestreben heraus, die vom jungfräulichen Dschungel bedeckte Insel zu kultivieren, wurden die grauen Riesen zu Hunderten und Tausenden vernichtet. Ganze Gebiete wurden „frei“ geschossen. Vor rund 150 Jahren konnte man noch in der Umgebung von Colombo wilde Elefanten antreffen. Heute muß man weite Fahrten unternehmen, um dem einstigen Herrscher des Dschungels in einem der Nationalparks zu begegnen. 1836 erlegten vier Europäer in drei Tagen 106 Elefanten. Für den Abschuß von 5500 dieser Dickhäuter wurden Belohnungen ausgezahlt. So hallten die Wälder wider vom Knallen der schweren Büchsen und vom angstvollen Trompeten der gejagten grauen Riesen. Nicht allen, die von einer Kugel getroffen wurden, war ein schneller Tod beschieden. Viele quälten sich Tage oder Wochen mit dem mörderischen Geschoß im Kopf oder im Leib und gingen langsam daran zugrunde. Der Elefant war vogelfrei. Geier und Schakale mästeten sich am Fleisch der verwesenden Kadaver.

Bald sah man ein, daß es innerhalb kurzer Zeit keinen einzigen Elefanten mehr auf der Insel geben würde. Das Zahlen von Prämien wurde eingestellt und stattdessen für den Abschuß eines Elefanten eine Gebühr erhoben. Inzwischen hatten aber so viele schießwütige Nimrods Gefallen an der Pirsch auf diese imponierenden Riesen gefunden, daß auch die gebührenpflichtige Jagd eingeschränkt und schließlich sogar abgeschafft werden mußte. Im Jahre 1899 war es für den Jäger Niedieck schon schwierig, die Lizenz für den Abschuß eines Elefanten zu bekommen. Damals kostete ein Jagdschein, der zum Abschuß von Tieren sämtlicher ceylonesischer Wildarten – außer Elefant und Büffel – berechnete und ein Vierteljahr galt, nur 4,20 Mark. Dagegen mußte sich Niedieck das Jagdrecht auf einen Elefanten mit 120 Mark erkaufen. Niedieck hatte sich aber fest vorgenommen, *zwei* Ceylonelefanten zu erlegen, und weil er dafür die Erlaubnis nicht bekam, rechnete er kalt die Möglichkeit ein, bei diesem Gesetzesbruch erlappt zu werden und 600 Mark Sühne zahlen zu müssen. In seinen fast 400 Seiten umfassenden Memoiren bekennt der Schießner, daß er nicht nur zwei Elefanten erlegt hat, sondern darüber hinaus sieben anderen „die Kugel antrug“ und sie damit einem ungewissen Schicksal überantwortete. „Das ist also Elefant Nr. 7, auf den ich geschossen habe, und nur einer ist zur Strecke; daß muß unbedingt besser werden!“ rügt Niedieck sich selbst, kurz bevor es ihm endlich gelingt, seinen zweiten Elefanten zu erlegen. Aber Mißerfolge sind ja entschuldbar, wenn man

daran lernt, meint Niedieck und schreibt: „Auf der anderen Seite ist die große Praxis ja nicht zu unterschätzen, denn ich bleibe heute in unmittelbarer Nähe eines Elefanten ebenso ruhig wie auf einer Hasentreibjagd.“ Wie eine solche Elefantenjagd vor sich geht, hören wir ihn selbst erzählen. Um dem Leser die ganze Scheußlichkeit dessen, was Herrn Niedieck so glücklich machte, noch deutlicher vor Augen zu führen, empfehle ich, für den Ausdruck „Schweiß“, den die Jäger beschönigend für Blut gebrauchen, auch „Blut“ zu lesen.

„Usaw brachte mich bald auf eine Lichtung, die gerade eine Elefantenmutter, gefolgt von einem ganz kleinen und einem mittleren Baby, durchschritt. Nachdem die kleine Familie im Dickicht verschwunden war, trat ich auf die Lichtung hinaus und faßte hinter einem Dornenstrauch, der die einzige Deckung auf der kleinen Wiese bildete, Posten; denn das Brechen im Walde ließ uns die baldige Ankunft von weiteren Elefanten vermuten. So war es denn auch; behäbigen Schrittes trat ein mittelgroßer Elefant aus dem Walde auf die Wiese hinaus und kam gerade auf meine Deckung zu. Als er sie erreichte, machte er eine kleine Wendung nach rechts und schritt auf sieben Schritt an mir vorüber. Ich hielt den richtigen Moment für gekommen und gab meine Kugel auf das Ohr des Riesen ab in der Hoffnung, das Gehirn so erreichen zu können. Das Tier brach sofort zusammen, und ich sprang nun vor, um ihm die zweite Kugel, während er noch lag, vor die Stirn zu geben. Mein linker Lauf ging aber nicht los, dafür wurde der Elefant wieder hoch und kam nun mit aufgerolltem Rüssel auf mich zu; eh ich mich's versah, hatte Usaw mich auf die Seite gerissen, worauf ich wieder meinen linken Hahn spannte und schoß, mit demselben Resultat aber, daß das Gewehr nicht losging. Mittlerweile war der Elefant verschwunden; ich hörte ihn im Walde voranbrechen und war natürlich der Meinung, daß der linke Lauf meiner Büchse versagt hatte. Dies war aber nicht der Fall; denn die beiden Patronenhülsen waren leer, beide Läufe also beim ersten Schuß zusammen losgegangen.

Usaw schlug nun vor, die Nachsuche am nächsten Tage zu halten, da der heutige sich seinem Ende neigte. Ich wollte aber mein Wild noch am selben Tage zur Strecke wissen und war fest überzeugt, den Elefanten gut getroffen zu haben. Sofort bei Eintritt in den Wald fanden wir die Schweißspur, die nun so leicht zu verfolgen war wie eine von Bäumen besetzte Landstraße; denn das verwundete Tier verlor Eimer an Schweiß, der Bäume und Sträucher über und über bespritzt hatte. Nach 15 Minuten kamen wir an eine große Schweißlache, ein Zeichen, daß des Elefanten Kräfte zu Ende gingen und er stehengeblieben war. Nach weiteren 20 Minuten der aufregendsten Folge fanden wir die zweite Schweißlache, zugleich mit aufgerissenem Boden, ein Zeichen, daß der Elefant gestürzt, sich aber wieder aufgerichtet hatte. 25 Schritt von dieser Stelle sahen wir endlich das Tier stehen; es hatte sich seinen Verfolgern zugewandt, fertig zum Kampf, den es aber nicht mehr kämpfen sollte. Auf 20 Schritt konnte ich niederkniend einen Schuß auf seine verwundbare Stirn abgeben, d. h. über die Lichter; wiederum gingen beide Schüsse zugleich los, und ich wäre flach auf den Rücken gefallen, hätte mich der Tracker nicht gestützt. Der Elefant brach in eine

kniende Stellung zusammen; ich lud wieder und gab ihm nochmals zwei Schüsse, jetzt einen Hahn nach dem anderen spannend. Sie waren aber nicht mehr nötig, denn das Tier war tot.“

Als wir Tissa erreichen, steht schon der von einem roten Hof eingerahmte Mond über dem See. Schwarz und starr heben sich die kahlen Äste der im Wasser erstorbenen Bäume von der hellen Oberfläche des Sees ab. Unsere Freude am Abendessen ist durch das Eintreffen einer Reisegesellschaft verdorben worden. Die neuen Gäste benehmen sich laut und aufdringlich. In keiner Gaststätte ihrer Heimat würden sie sich so gebärden. Mit Unbehagen beobachtet der Leiter unseres Rasthauses, wie sich eine dicke Frau rittlings auf seinen ausgestopften Leoparden setzt. Es widerstrebt ihm, seinen Gästen etwas zu verbieten. Er sieht, wie die gefleckte Katze beim Essen an den Tisch gezogen und mit Reis gefüttert wird, wie Männer sich einen Spaß daraus machen, der toten „Bestie“ die Zähne zu putzen. Der lebendige kleine Panther wird von einem Busen in den anderen gedrückt, bis er seine scharfen Krallen gebraucht und damit endlich seine Freiheit wiederfindet.

Wer den Tanz der wilden Pfauen im Dschungel von Yala erleben will, muß früh aufstehen. Noch vor dem ersten Hahnenschrei verlassen wir das Rasthaus. Tiefe Stille liegt noch über dem Ort. Kein Lampenschein dringt aus den Fenstern der Hütten. Die Reisbauern schlafen noch auf ihren Matten. Der Mond ist schon untergegangen, nur die Sterne leuchten noch hell und klar am langsam sich färbenden Himmel. Ich liebe diese frühen Morgen, wo die schlummernde Landschaft in sanftesten Übergängen wieder Farbe, Stimme und Bewegung zurückerhält. Die Sonne ist noch nicht aufgegangen, als wir die Pforte des Ruhuna-Nationalparkes passieren. Ein Wildhüter mit geschultertem Gewehr begleitet uns diesmal auf unserer Fahrt, denn um zu dem Tanzplatz der verliebten Pfauen zu gelangen, müssen wir den Wagen verlassen und ein Stück zu Fuß durch die Wildnis wandern. Weil sich der Leiter des Nationalparkes für den Schutz seiner Gäste verantwortlich fühlt, hat er uns den bewaffneten Mann als Schutzengel mitgegeben.

Die Wiesen sind noch feucht vom Tau. Tau macht auch die zwischen den Zweigen ausgespannten Netze der Spinnen sichtbar. Sie zeigen ihre ganze Zartheit und die Schönheit ihrer Gestalt. Bald schon wird ihnen die schnell aufsteigende Sonne ihre Unauffälligkeit wiedergeben, die den arglosen Insekten den Tod und der geschickten Fallenstellerin Nahrung bringt. Drei Schakale haben die Überreste eines vom Leoparden erbeuteten Axishirsches entdeckt und verschlingen mit Gier die letzten Fleischfetzen. Immer wieder fahren ihre spitzen Schnauzen in die Leibesöffnung des Kadavers hinein und reißen die roten Muskelfasern von den Knochen. Zwei Krähen hocken abwartend daneben. Sie dürfen erst dann zum Reiß, wenn die Schakale ihn freigegeben haben, denn in der biologischen Rangordnung sind die Krähen den Schakalen unterlegen.

Auf der Fahrstraße liegen die frischen Kotballen eines Elefanten. Der sonst sehr scheue Dschungelhahn, ein Stammvater unserer Haushühner, scharrt so eifrig in dem süßlichduftenden Dung, daß er unsere Anwesenheit erst bemerkt, als wir fast

vor ihm stehen. Ängstlich flatternd entflieht er in ein Gebüsch. Später hören wir seinen krächzenden Ruf, gegen den sich das Krähen des Haushahnes wie melodischer Gesang ausnimmt.

Endlich haben wir die kleine Lichtung erreicht, auf der die prächtigen Pfauen den Weibchen ihre Liebe zu erklären pflegen. Gegen 7 Uhr beginnen sie mit ihrer Werbung. Zwei Hähne und drei Hennen haben sich auf dem Tanzplatz eingefunden. Die Männchen laufen unruhig hin und her, das Bündel ihrer langen Rückenfedern wie eine kostbare Schleppe hinter sich herziehend. Die Weibchen stehen beisammen und würdigen die beiden Rivalen keines Blickes. Schnell entfalten die Hähne ihre prächtigen Federn und spreizen sie zu einem riesigen Fächer. Wie eine buntschillernde Scheibe wächst er hinter den Vögeln auf. Als wüßten sie, daß die Sonnenstrahlen ihrem Federschmuck erst die richtige Schönheit verleihen, treten sie aus dem Schatten ins Licht. Wie das gleißt und funkelt! Das herrlich metallisch glänzende Blau des Brustgefieders verändert bei jeder Bewegung des Vogels seine Farbe. Rhythmisch rascheln und klopfen die Flügel, wenn der Pfau die Pracht seines Gefieders den Weibchen zur Schau stellt, wenn er sich dreht und wendet und den Fächer mit den herrlichen Augenmustern bei jeder Bewegung schwenkt, als winke er seinen Frauen. Während das Rad von vorn in allen Farben schillert, zeigt es von hinten eine strenge Form, bei der die Farbe ganz zurücktritt und die Struktur der langen weißen Federkiele dominiert. Unermüdlich drehen die tanzenden Pfauen ihre Kreise. Aber so sehr sie auch locken und werben, so geschickt sie es auch verstehen, mit ihrer Schönheit zu brillieren, das Publikum versagt ihnen den Beifall. Die Weibchen verhalten sich so, als ginge sie dieses aufwendige Zeremoniell überhaupt nichts an. Hin und wieder senken sie die Köpfe und picken ein Körnchen vom Boden auf. Sie stellen sich gleichgültig. In Wirklichkeit beobachten sie unauffällig den Balztanz der Pfauen, der sie in Paarungsstimmung bringen soll und bringt. Trotzdem ist ihre Sprödigkeit kein Spiel. Vortäuschung nicht vorhandener Gefühle ist das Privileg der Menschen. Bei den meisten Tieren ist das Sprödigkeitsverhalten der Weibchen angeboren und für die Paarung wichtig. So treiben Panzernashörner ihre Weibchen oft viele Kilometer weit. Die Verfolgten können dabei schreien und alle Anzeichen von Furcht zeigen und trotzdem sorgsam darauf bedacht sein, daß der ungestüme Bewerber sie nicht aus den Augen verliert. Ähnlich, wenn auch weniger temperamentvoll treiben Hirsche und Antilopen ihre Weibchen. Im zeremoniellen Paarungsmarsch steigen sie den Entfliehenden nach.

Plötzlich unterbrechen die Pfauen ihre Balz. Alles, was sie größer, breiter und schöner erscheinen ließ, verschwindet. Die Flügel schmiegen sich wieder dem Körper an, und der eindrucksvolle funkelnde Fächer hat sich wieder in einen Schwanz aus langen Rückenfedern verwandelt. Aus den sich von der vorteilhaftesten Seite zeigenden Freiern sind plötzlich wieder normale Pfauhähne geworden. Aber noch ist der Tanz nicht zu Ende. Schon entfalten die beiden Vögel abermals ihren Zauber. Sie balzen mit solcher Intensität, daß sie nicht nur ihre Hennen, sondern auch einen in der Nähe äsenden Axishirsch mit umwerben.

Unbestritten ist bei den meisten Vögeln das starke zugleich auch das schöne Geschlecht. Das zeigt uns, wie entbehrlich die Männchen sind, denn den Unentbehrlichen hat die Natur ein bescheidenes Kleid gegeben. Wer auffällt, ist der Gefahr, gefressen zu werden, am meisten ausgesetzt. Deshalb schützt das unauffällige Gefieder die brütende oder ihre Jungen fütternde Vogelmutter davor, von Raubvögeln entdeckt zu werden.

Auch Niedieck hat den Tanz der wilden Pfauen erlebt. „Am Nachmittag desselben Tages ging ich auf die Pfauhahnbalz, wenn ich es so nennen darf. Nach zweistündiger Pirsch hörten wir den Schrei eines Hahnes, wie wir ihn auf den Bauernhöfen des Niederrheins zu hören gewohnt sind. Dortzulande hat der Pfau das Renommee eines stupiden Tieres; hier in der Wildnis ist er bekannt als das klügste und scheueste aller Tiere. Mein Tracker und ich näherten uns langsam dem schreienden Hahn, und es dauerte nicht lange, daß Usaw darauf bestand, ich sollte auf dem Bauche einherkriechen. Um mich am Aufstehen zu verhindern, hielt er beständig seine Hand auf mein Rückgrat, und ich ließ es ruhig geschehen, da der Mann mich mit seinem großen Eifer amüsierte; weit weniger amüsant waren die Dornen, in die man Hände und Knie freiwillig hineinlegen mußte. Der Schrei des Pfaues wurde immer intensiver, so daß wir nicht weit mehr von ihm entfernt sein konnten. Vor uns lag jetzt eine Wiese, auf deren anderer Seite dichtes Gestrüpp; vom Pfau war nichts zu sehen, sondern nur in regelmäßigen Zeiten sein Schrei vernehmbar. So lagen wir wohl 45 Minuten, als ich auf einmal ein großes Rad von Federn sah, den Pfau; er stand hinter einem Baum und schlug einmal ums andere sein Rad, ohne daß ich seines Körpers ansichtig wurde. Da der Pfau hier zum edlen Wild gehört, hatte ich den Drilling auf Kugel gestellt. Als ich aber das Tier sich fortbewegen sah, im Dickicht nur einen Schein erspähend, warf ich um und schoß zwei Läufe Roller. Der Pfau ging hoch, jedoch war ich gleich beruhigt, denn er stieg etwa 100 Meter senkrecht in die Höhe, also Kopfschuß, und 500 Meter von uns fiel der riesige Vogel in den Wald. Nach zweistündigem Suchen in den Dornen fanden wir ihn. Es war ein alter Hahn, der, vom Kopf zum Schwanz gemessen, 2,12 Meter maß.“

Weil wir hoffen, in diesen frühen Morgenstunden noch eine Begegnung mit den Leoparden von Yala zu haben, verlassen wir die Lichtung, noch bevor der Tanz der verliebten Pfauen seinen Sinn erfüllt hat.

„Wenn wir Glück haben“, sagt der Wildhüter, „liegt ein Panther nicht weit von hier entfernt auf einem Felsplateau. Er liebt es, sich die ersten Sonnenstrahlen auf den Pelz brennen zu lassen“. So geräuschlos als möglich bewegen wir uns durch den Dschungel. Trotzdem ist die Aussicht sehr gering, der gefleckten Raubkatze zu begegnen. Sie hat ein feines Gehör, und ihre empfindliche Nase, mit der sie auf große Entfernung ihre Beute wittern kann, wird ihr auch unsere Annäherung verraten. Die Schwierigkeit einer Fotopirsch auf Leoparden besteht nicht darin, daß wir auf den Angriff des Raubtieres gefaßt sein müssen, sondern daß es entflieht, bevor wir es zu Gesicht bekommen. Tiger und Leoparden sind scheu und gehen dem Menschen nach Möglichkeit aus dem Wege, während die geselliger lebenden und an den Tourismus

gewöhnten Löwen in unbejagten Gebieten, wo sie den Menschen als Feind nicht mehr fürchten, von ihm überhaupt keine Notiz nehmen.

Leider hat der Leopard sein Sonnenbad auf dem die Dschungel überragenden kahlen Gneisfelsen schon genommen. Die frischen, schwärzlichen Exkreme, die er als Visitenkarte auf dem großen Stein hinterließ, sind uns dafür ein sicherer Beweis. Vielleicht ist er zur Tränke gegangen, oder er ruht, für uns unsichtbar, irgendwo im Geäst eines Baumes. Wir werden ihm auf unseren Pirschgängen schon noch begegnen.

Es lohnt sich, die grauen Felsen zu besteigen. Sie bieten uns einen herrlichen Ausblick auf das schöne Land. Zerklüftet wie das Elbsandsteingebirge, das begehrte Ausflugsziel in der unmittelbaren Nähe unserer Heimatstadt, erheben sie sich über die Kronen der Bäume, die zu einem grünen Dach zusammenfließen, über die Wiesen mit ihren zahlreichen, in der Sonne sich spiegelnden Wasserlöchern und Seen und über dem Meer, auf dem wir die winzig wirkenden Auslegerboote der Fischer erkennen. Die Oberfläche des Felsgesteins ist durch die Jahrtausende währende Einwirkung von Feuchtigkeit und brennender Hitze geborsten und löst sich in dünnen Schalen ab. Als sei der steinerne Riese von einer Krankheit befallen, splintern überall schuppige Krusten von seinem grauen Rücken. Der Regen hat an einigen Stellen den Felsen ausgehöhlt. In den Mulden und Löchern sammelt sich das Wasser, das von der Sonne erhitzt wird. Diese kleinen Tümpel, denen wir überall und in jeder Höhe begegnen, zeigen das einzige Grün dieses Berges, auf dem kein Baum, kein Strauch und kein Grashalm sich ansiedeln kann. Sie sind von üppig wuchernden Wasserpflanzen bedeckt, aus denen die gelben Augen von Fröschen hervorlugen.

Auf dem Gipfel des höchsten Felsens steht einsam eine halbverfallene Hütte. Sie dient den Wildhütern auf ihren Inspektionsgängen als Obdach. Ich stelle es mir nicht sehr verlockend vor, ein nächtliches Tropengewitter darin zu erleben. Sie muß als Blitzfang wirken, und es wundert mich, daß sie überhaupt noch steht.

Am Fuße des steilabstürzenden Hanges liegt ein Teich. Schilfgras säumt seine unregelmäßigen Ufer, und auf dem Wasser schwimmen die flachen Blätter der Seerosen, deren Schönheit der Teich widerspiegelt. Die cremefarbenen zarten Blätter ihrer Blütensterne öffnen sich erst im hellen Sonnenlicht. Der kleine Weiher scheint ein Paradies der Frösche zu sein, denn bei jedem Schritt verrät uns ein leises Plätschern die Flucht eines solchen Langbeins. In sicherer Entfernung taucht sein Kopf wieder aus dem Wasser auf. Andere Frösche bringen sich auf den grünen Blätterinseln in Sicherheit.

Als unser Chauffeur sieht, daß wir die Pirsch abbrechen wollen, versucht er, das Auto so nahe wie möglich an den Felsen heranzufahren. Im Übereifer bemerkt er nicht die Gefahr. Der Wagen rutscht, und schon hängen die Hinterräder des „Landmaster“ im Graben. Es gibt keinen Abschleppdienst im Dschungel und auch keine dressierten Arbeitselefanten, die dem Fahrzeug wieder auf die Räder helfen könnten. Folglich müssen wir versuchen, mit unseren eigenen Kräften die Situation zu meistern. Wir heben den Wagen an und stoßen ihn mit den Schultern nach vorn. Nach fünf Minuten ist er wieder flott und wir können uns in seinen Polstern ausruhen.

Um Hulmanaffen zu filmen, müssen wir in die Gärten der Landarbeiter gehen, denn im Dschungel bleiben sie für uns unsichtbar. Aber auch in den Gärten ist es leichter, ihnen bei der Mahlzeit zuzusehen, als sie zu filmen, denn sobald Wolfgang die Kamera ans Auge nimmt, ergreifen die schönen Tiere die Flucht, oder sie verbergen sich hinter Blättern und Zweigen. Obgleich die Hulmans den Schutz der Religion genießen und kaum jemals gejagt worden sind, zeigen sie sich uns gegenüber argwöhnisch. Es stört sie nicht, daß in ihrer unmittelbaren Nähe ein Bauer seinen Zaun repariert, und sie beachten auch nicht die Kinder, die lärmend durch den Garten ziehen. Aber sie fürchten uns, weil sie spüren, daß unser Interesse ausschließlich ihnen gilt. Sie verlassen die Büsche, von deren Blättern sie gefressen haben, hüpfen in weiten Känguruhsprüngen über die Wiese und suchen Schutz im dichten Blätterdach eines großen alten Baumes. Hulmans besitzen ungewöhnlich schlankgliedrige Arme, lange Beine und dünne Schwänze. Ihr seidig schimmerndes Fell ist von silbergrauer Farbe. Schwarz sind die Innenflächen der Füße und Hände, und schwarz ist auch das Gesicht.

Ein uraltes ceylonesisches Märchen erklärt, warum Füße, Gesicht und Hände dieser schönen Affen so häßlich schwarz aussehen, denn das war nicht immer so. Brahma hatte die Erde erschaffen und sich viel Mühe gemacht, sie mit Menschen und Tieren der verschiedensten Arten zu bevölkern. Er freute sich, daß ihm alles so gut gelungen war, und wollte sich nun zur Ruhe setzen. Da sah er, wie die Hulmanaffen aus dem Wald kamen und zu den Überresten des Feuers hinüberliefen, an dem der Herr sein großes Werk vollendet hatte. Ihre rosigen Hände zerwühlten neugierig die noch warme Asche, sie rochen daran, und weil sie mit dem fremden Stoff nichts anzufangen wußten, trampelten sie mit den Füßen darin herum. So bekamen sie schwarze Hände, schwarze Füße und schwarze Gesichter. Brahma aber war zornig, daß die Affen, die er so schön gemacht hatte, sich gleich am ersten Tag beschmutzten. Und er beschloß, daß die Tiere zur Strafe für ihre Unachtsamkeit und Neugier nicht nur für die Dauer ihres Lebens mit diesem Makel behaftet sein sollten, sondern ihn auch auf ihre Nachkommen vererben müßten. Er hat sein Urteil nicht widerrufen, denn schwarze Gesichter, schwarze Hände und schwarze Füßen haben die Hulmanaffen noch heute.

Ein indisches Märchen berichtet, daß einst die Hulmanaffen aus dem Garten des mächtigen Dämons Ravanna die köstliche Mangofrucht stahlen und den Menschen zum Geschenk machten. Der grausame Herrscher der Insel Lanka entdeckte die Diebe und verurteilte sie zum Feuertode. Verzweifelt kämpften die Freunde der Menschen um ihr Leben. Von den Flammen gepeinigt trampelten sie und stampften, hüpfen und sprangen, bis die Glut unter ihren Füßen erlosch. Sie konnten sich retten, aber Gesicht, Hände und Füße waren schwarz vom Feuer, und sie blieben es bis auf den heutigen Tag.

Wolfgang zwingt sich mit seiner schweren Kamera durch die Büsche und versucht, ein Männchen auf den Film zu bekommen, das in einem niedrigen Baum verblieben ist. Es sitzt in den obersten Ästen der kugeligen Krone. Seine langen schlanken Hände biegen frischbelaubte Zweige zum Gesicht, und seine Zähne pflücken

Blatt um Blatt von den zarten Stielen. Der Hulman ißt hastig. Während er noch den grünen Brei des letzten Bissens im Munde bewegt, fährt sein Kopf schon wieder vor, sich neue Nahrung zu holen. Hin und wieder richtet er sich auf und blickt zu seinen Gefährten hinüber, die in einem hohen Baum Zuflucht gesucht haben. Mit dem Fernglas sehe ich ganz deutlich seine dunklen Augen, über denen sich wie mächtige Brauen ein Haarschopf erhebt. Sein silbergraues Fell glänzt in der Sonne. Wolfgang ist auf einen dünnen Ast getreten. Blitzschnell fährt der Kopf des Hulmans herum. Er duckt sich ins Gezweig, und seine schwarzen Augen verfolgen aufmerksam den Eindringling. Langsam hebt Wolfgang die Kamera vor die Augen. Der Affe schüttelt die Zweige, schlägt mit seinen Händen auf die Äste, verbirgt sich hinter Blättern, fährt wieder hervor, als wolle er Wolfgang anspringen und macht drohende Kaubewegungen, obgleich er längst schon keine Blätter mehr im Munde hat. Er schnarrt den „Feind“ an. Da sein Bemühen keinen Erfolg zeigt, springt er vom Baum in einen Busch und vom Busch in hohen weiten Sätzen über eine Wiese zu dem Baumriesen, in dem sich seine Artgenossen verborgen haben. Gewandt erklimmt er den Stamm, zieht sich an den Zweigen hoch und wird im grünen Blättermeer unsichtbar.

Wir haben Zeit. Im Schatten gegenüber dem Zufluchtsbaum der Affen setzen wir uns nieder, bringen unsere Kameras in Ordnung und warten geduldig, bis sich unsere vierhändigen Freunde wieder beruhigen. Wir sind sicher, von ihnen gesehen und beobachtet zu werden, obgleich uns keine Bewegung und kein Stück silbergrauen Fells ihre Anwesenheit verrät. Aber nach zehn Minuten schon zeigen uns aus dem Grün herausgreifende schwarze Hände an, daß die Affen ihre Mahlzeit fortsetzen. Wolfgang hat das Stativ aufgebaut. Behutsam befestigt er die Kamera, mißt das Licht und setzt sich wieder ins Gras. Es dauert lange, bis wir die Hulmans wieder zu Gesicht bekommen. Sie essen nicht mehr. Vielleicht schmecken ihnen die harten dunkelgrünen Blätter dieses Baumes nicht. Vielleicht sind sie auch gesättigt und haben jetzt ihre Ruhestunde. Ein Affe sitzt in einer Astgabel, mit dem Rücken an den Baumstamm gelehnt, die Beine von sich gestreckt. Andere beugen ihre Köpfe zu den Knien herab und schlingen ihre Hände um die schlanken Beine. Sie scheinen zu schlafen. Eine junge Mutter stillt ihr Kind, dessen Ohren, Gesicht, Hände und Füße nicht schwarz, sondern rosig sind. Sie stützt es mit ihren Händen und betrachtet es fortwährend. Zwei Hulmanweibchen finden sich bei der Mutter ein und starren auf das Kind. Sie warten darauf, es ihr endlich aus den Armen nehmen zu dürfen. Der Anblick des kleinen Wesens weckt ihren Brutpflegeinstinkt. Sie möchten es tragen, betrachten und mit Zärtlichkeiten überschütten. Und sie dürfen es auch, sobald das Kind gesättigt ist. Hulmanaffen sind Kindernarren. Sie werden nicht müde, die Kleinen zu hätscheln und mit ihnen zu spielen. Haben die Jungen aber ein Alter von etwa 15 Monaten erreicht, ändert sich das Verhalten der Mütter. Dann jagen sie ihre eigenen Kinder davon und dulden sie nicht mehr in ihrer Nähe. So werden die jungen Tiere gezwungen, ihre eigenen Wege zu gehen. Die Fürsorge der Mutter kann sich nun ungeteilt dem Nächstgeborenen zuwenden. So „unmenschlich“ uns das Verhalten der Affenmütter auch erscheinen mag, für diese umherwandernden und allerlei

Gefahren ausgesetzten Tiere ist es sinnvoll und damit arterhaltend, daß den Jüngsten und Unbeholfensten der größtmögliche Schutz gewährt wird.

Was uns beglückt, ist für den leidenschaftlichen Jäger nur ein reizvolles Ziel für seine Kugel. Niediecks Büchse war immer schußbereit. „Ich hörte plötzlich ein starkes Brechen der Äste dicht neben mir im Dickicht und war der bestimmten Meinung, im nächsten Moment einem Elefanten gegenüberzustehen. Ich nahm meinem Tracker das Elefantengewehr von der Schulter; dieser wollte es aber nicht freigeben, indem er wiederholt „monkey“ rief. In der Tat sah ich nun zwei große graue Affen in einem hohen Baum von Ast zu Ast setzen; ich wollte eine Kugel anbringen, konnte aber der Äste wegen nicht schießen, und im nächsten Moment sprang einer der Affen mit einem Satz über den schmalen Pfad, der durchs Dickicht führte. Als der zweite hinübersprang, schoß ich mit Nr. 0 und mußte den Affen auch getroffen haben, da er jämmerlich klagte und wir auch Schweiß fanden, er kam jedoch nicht zur Strecke. Einen Hirsch bekam ich nicht zu sehen, schoß aber auf dem Heimweg einen Affen vom Baum herunter.“

Nachdem wir schon fast drei Stunden in der Hitze ausgeharrt haben, öffnet sich plötzlich die Tür einer am Wege stehenden Hütte. Durch den Spalt huscht, gewandt wie ein junges Mädchen, eine weißhaarige Singhalesin. Sie hält zwei Teller in ihren Händen, auf denen Melonenscheiben liegen, und trägt sie direkt auf uns zu. Die Frau ist aufgeregt. Sie beißt sich auf die Unterlippe und senkt den Blick. Ihre Aufmerksamkeit scheint nur den beiden Tellern zu gelten. Verlegen lächelnd reicht sie uns die köstlichen Früchte. Wir danken und fragen sie nach dem Preis. Sie versteht uns nicht. Als Wolfgang seine Börse zieht und ihr Geld anbieten will, kehrt sie uns abwehrend die Handflächen zu und schüttelt den Kopf. Sie freut sich, daß es uns schmeckt, nimmt die leeren Teller und verschwindet, um sogleich mit einer Schale warmen Wassers und einem sauberen Handtuch wiederzukommen. Während wir unsere Hände waschen, gleitet ihr Blick scheu über unsere Kameras. Unser Tun ist ihr rätselhaft. Selbst wenn die alte Frau begriffe, daß diese verschiedenen Geräte notwendig sind, um einen Film herzustellen, könnte sie wohl nicht verstehen, daß man die Affen, die doch täglich in ihren Gärten sind, für wert hält, beachtet zu werden. Wo sollte diese Frau auch schon einmal einen Film gesehen haben? Hier ist weit und breit kein Ort, in dem es ein Kino gibt. Außerdem bedeutet auch heute noch für sehr viele Bauern dieses Landes das Ende ihres Dorfes das Ende ihrer eigenen kleinen Welt. Aber die Frau hat uns hier sitzen sehen und uns – ganz gleich wer und woher wir sind – mit Selbstverständlichkeit eine Erfrischung gebracht.

Immer wieder beglückt und rührt uns die Gastfreundschaft der Inselbewohner. Sie ist dort am herzlichsten, wo man sich am weitesten von den großen Städten entfernt befindet.

Ein kleines Mädchen hat sich zu mir gesellt. Neugierig betrachtet es mich mit seinen gelbbraunen Augen. Wenn sich unsere Blicke begegnen, wendet sich die Kleine ab und kichert verschämt ins vorgehaltene Händchen. Sie hat seidig glänzendes schwarzes Haar, das ihr bis auf den Rücken herabhängt. Der Halsausschnitt des viel

zu kurzen verwaschenen Kleidchens wird von einer großen Sicherheitsnadel zusammengehalten. Am Gartenzaun der gegenüberliegenden Hütte tauchen nacheinander vier weitere noch kleinere Kinder auf, huschen über die Straße und versuchen, sich hinter dem Rücken der großen Schwester zu verbergen. Sie haben Angst vor uns. Sobald wir sie anschauen, pressen sie ihre Gesichter an den schwächtigen Körper des Mädchens. Die Kleinen sind fast nackt. Auf ihren braunen Bäuchen baumelt das von einem Priester geweihte, in einer schmalen Messinghülse verborgene Amulett. Die Furcht der jüngeren Geschwister fordert den Mut des Mädchens heraus. Es muß sich ihnen als größer und verständiger zeigen, und so liebkost es ihre rundlichen Wangen und redet beruhigend auf sie ein. Der kleinste Junge hat geweint. Sein Näschen ist schmutzig. Die Schwester pflückt ein Blatt vom Strauch und benutzt es geschickt als Taschentuch, dann hebt sie den Bruder auf die Hüfte und umschlingt ihn mit ihrem Arm. Während die Mutter im Reisfeld arbeitet, liegt die Verantwortung für die Kinder in den Händen der ältesten Tochter. Im zartesten Alter schon lernt sie die Mutterpflichten kennen, und sobald ihr Körper reif dazu ist, wird sie selbst Kinder gebären. Die Kleine lauscht zur Hütte, aus der, kaum vernehmbar, das Wimmern eines Säuglings dringt. Mit einer erklärenden Kopfbewegung deutet sie auf das Haus, schiebt die Geschwisterchen vor sich her und verschwindet in dem kleinen Anwesen. Ich folge ihr. Die Tür steht weit offen. Der breit einfallende Lichtstrahl teilt den dunklen, fensterlosen Raum in zwei Hälften. In seiner Mitte liegt das Baby auf dem Boden aus festgestampftem Lehm. Schon haben sich die Fäuste des kleinen Schreihalses wieder gelockert, und das von der Anstrengung des Weinens verzerrte Gesicht hat sich geglättet. Die Kleine kniet neben dem Baby. Sie spricht mit ihm – ernst und begütigend wie eine Erwachsene. Mit einem Zipfel des Tuches tupft sie behutsam die Tränen fort, schiebt ihre Rechte unter den Rücken des Brüderchens und nimmt es mit sicherem Griff auf. Voller Liebe drückt das Mädchen den nackten Säugling ans Herz, wiegt ihn in den Armen und summt ihm ein Liedchen vor. Nun ist die Kleine mir gegenüber gar nicht mehr scheu. Die Nähe des Hauses und ihre wichtige Funktion, für einen großen Teil des Tages fünf Geschwistern die Mutter zu ersetzen, stärken ihr Selbstvertrauen. Sie erlaubt mir, das Baby zu halten. Ich packe es unter den Achseln und hebe es hoch über meinen Kopf. Unsere Kinder haben dieses „Schweben“ geliebt. Es ist anstrengend, das Spiel, denn das Köpfchen ist noch so schwer und es pendelt und nickt im Bemühen, sich aufrecht zu halten. Querfalten bilden sich auf der Stirn, und das kleine Gesichtchen rötet sich, aber das Baby lächelt glücklich. Trotz der dürftigen Bescheidenheit des Haushaltes, trotz der geringen Zeit, die seine Mutter der Pflege ihrer Kinder widmen kann, ist das Baby sauber. Seine zarte braune Haut ist glatt und rein und riecht gut. Als ich dem Mädchen das Kind zurückgebe, leuchten seine Augen voller Stolz. Vielleicht empfindet sie, die selber noch Kind ist, wie eine richtige Mutter, deren Baby soeben von einer fremden Frau bewundert wurde.

Am Abend fahren wir zu einem nahe dem Meer gelegenen Dorf, das durch die Vielzahl seiner Tempel geheiligt ist. Die Frau unseres Begleiters hat ihrem Mann ein Stück Seidenstoff mitgegeben, es soll in einem der Heiligtümer geopfert werden. Wir erfahren phantastische Geschichten, die uns unglaublich erscheinen, weil sie allen biologischen Gesetzen widersprechen. So sollen die Gläubigen an einem religiösen Feiertag des Jahres über rotglühende Kohlen schreiten, ohne sich im mindesten dabei die Füße zu verbrennen. „Ich habe es mit eigenen Augen gesehen“, versichert der Fahrer, „Männer, Frauen und Kinder liefen betend durch das Feuer und blieben allein durch die Kraft ihres Glaubens unversehrt. Ein Engländer, der dabeistand, mißtraute dem Wunder. Er sah einen Trick dahinter, reihte sich in den Zug ein und verbrannte sich so furchtbar, daß ihm die Haut wie Lappen von den Füßen hing. Ihm fehlte der Glaube an die reinigende und erneuernde Kraft des Feuers. Er glaubte nur an dessen zerstörerische Kraft. Die Ceylonesen befreite das Feuer von ihren Verfehlungen und machte sie neu, dem skeptischen Engländer aber versengte es die Füße.“

Als wir den kleinen Fluß erreichen, der das Dorf vom Tempelkomplex trennt, spiegelt sich schon das bleiche Gesicht des Mondes in dem stillen Wasser. Wir werden aufgefordert, unsere Schuhe abzulegen, bevor wir die Brücke überschreiten. „Haben Sie keine Sorge, daß die Schuhe gestohlen werden“, beruhigt uns der Fahrer, da wir zögern, „unter den Augen der Götter gibt es keinen Diebstahl“. Wir hoffen, daß der Mann recht hat, denn wir besitzen jeder nur dieses eine Paar und wären gezwungen, in Strümpfen zu gehen, solange wir uns in Tissamaharama aufhalten. Die hölzerne Brücke ächzt und stöhnt unter den leisen Tritten der barfüßigen Menge, die erwartungsvoll zum anderen Ufer strebt. Bei jedem Schritt stiebt die lockere braune Erde auf. Wir sind enttäuscht, als wir aus dem Schatten der großen alten Bäume plötzlich ins Licht treten. Statt schöner Tempel, die dem Standbild des Erhabenen einen würdigen Rahmen geben, erblicken wir ein buntes Jahrmarktstreiben. Statt weihvoller Stille empfängt uns Radiomusik und das Plärren alter Grammophone. Ich kenne die Art von Musik nicht und wage nicht zu beurteilen, ob sie weltlich oder sakral ist. Aber bei dem Gefunkel Hunderter von Glühlampen, angesichts der grellen Farbigekeit des Bildes, das sich uns bietet, und oft übertönt von beflissenen Händlern, die ihre auf langen Tischen aufgebauten, geschickt arrangierten Opfergaben marktschreierisch anpreisen, wirkt sie alles andere als feierlich. Die Tempel sind klein und kleben aneinander wie Kabinen. Wenn die eintretenden Gläubigen den Vorhang zurückschlagen, sehen wir das vergoldene Standbild Buddhas. Seine Augen sind hinter den Lidern verborgen. Sein dünnlippiger Mund lächelt. Für Kinder, die ihre Eltern begleiten, ist der Tempelbesuch ein Fest. Das helle Licht, das die Nacht zum Tage macht, beeindruckt sie, denn zu Hause sitzt man bestenfalls beim Schein der Petroleumlampe. Außerdem haben Zuckerbäcker ihre Stände aufgeschlagen.

Am Ende des lichtüberfluteten Platzes steht ein Tempel, in dem neben dem Buddha die bedeutendsten Götter der Hindureligion verehrt werden. Er zieht die meisten Gläubigen an. Junge Burschen tragen Kokosnüsse herbei und zerschmettern sie auf eiser-

nen Gittern. Die Splitter spritzen nach allen Seiten und werden von nackten Füßen in den Staub getreten, die Milch tropft in eine Grube unter dem Rost. Es macht den Halbwüchsigen offenlichlich Spaß, ihre Kräfte zu messen, denn verspottet wird, wessen Nuß beim ersten Aufprall nicht zerschellt. Indem sie flüchtig die Handflächen vor dem Gesicht aneinanderlegen, verbinden die Jungen ihren sportlichen Wettbewerb mit dem Gottesdienst. Niemand kann uns sagen, ob sie die Anstrengung, den Knall oder die aus der zerstörten Nuß herausfließende Milch den Göttern zum Geschenk machen. Sie setzen eine alte Tradition fort, und da fragt man nicht nach Gründen.

Die Gläubigen drängen sich im Inneren des Tempels. Es gelingt uns nicht einzutreten. Weihrauchschwaden wehen uns an. Räucherstäbchen, verwelkende Blüten und säuernde Milch erfüllen die von Kerzen erwärmte Luft mit einem seltsamen Gemisch von Düften. In das Raunen der Menge und das Gebet des Priesters schrillen Klingeln und läuten Glöckchen. Niemand nimmt von uns Notiz, denn die Aufmerksamkeit aller gilt dem Singsang des Alten, der auf einem Podest steht. Wir finden keinen Zugang zu den Traditionen, die ein uns fremdes Volk im Verlaufe von Jahrhunderten gebildet und bewahrt hat.

Unser Führer ist in der Menge untergetaucht. Sein ganzes Sinnen ist darauf gerichtet, die Bitte seiner Frau zu erfüllen: das seidene Tüchlein an einer vorteilhaften Stelle als Opfergabe zur Schau zu stellen. Es dauert länger als eine Stunde, bis wir ihn wiederfinden. Der Zustrom der Pilger reißt nicht ab. Kinder tragen Luftballons und zierliche Windrädchen. Auf dem Boden liegen zertretene Blüten und buntes Papier. Ein Schleier von Staub weht durch die von grellen Lampen erhellte Gasse. Feierlichkeit finden wir erst wieder jenseits von Lärm und Licht dort, wo alte Bäume finstere Schatten werfen, wo man den Gesang der Zikaden hört und ein bleicher Mond im stillen Wasser des Flusses sich spiegelt.

Der Leiter des Rasthauses von Tissamaharama ist seinen Grundsätzen untreu geworden. Gestern noch hat er gesagt, er liebe den kleinen Panther wie seinen Sohn und werde ihn niemals verkaufen. Selbst wenn einer ihn mit Gold aufwiegen wollte, gäbe er ihn nicht her. Und nun gehört er ihm schon nicht mehr. Das Lächeln einer Frau, einer Filmdiva aus Hollywood, die seit heute morgen sein Gast ist, hat ihn betört. Der Verwalter stand in der Tür, als sie ihr Herz für den Panther entdeckte. Sie nahm die kleine Raubkatze in ihre Arme, preßte sie an die Brust und bedeckte ihr weiches Fell mit zärtlichen Küssen. „Oh, darling, ist er nicht süß?“ schwärmte die auf Wirkung trainierte Filmschauspielerin, und ihr glatzköpfiger Begleiter bestätigte es. Sie lehnte sich zurück, schüttelte ihre blonden Locken, schlug die langen, schlanken Beine übereinander und bettete das gefleckte Fellbündel in ihren Schoß. Dabei lächelte sie den Ceylonesen an, der mit der Scheu eines Knaben ihre weißen Beine und die Zehen mit den silberweiß lackierten Nägeln betrachtete, der auf den hellrot gefärbten Mund schaute. „Nicht wahr, Sie werden ihn mir verkaufen“, schmeichelte sie. Der Besitzer des kleinen Leoparden hob unsicher die Hände. „Liebling, gib ihm Geld“, befahl sie lächelnd dem Mann. „Ich sterbe, wenn ich den Panther nicht haben

kann.“ Der Amerikaner zog ein paar Banknoten aus der Tasche, rollte sie wie eine Zigarre zusammen und drückte sie dem Ceylonesen in die Hand. Der griff zu, aber erst, als er das Papier zwischen den Fingern fühlte, wurde ihm klar, daß er den Panther verkauft hatte. Er wollte das Geld zurückgeben, aber der Amerikaner klopfte ihm begütigend auf die Schultern. Er schob ihm die Scheine in die Tasche, und die Frau setzte ein bezauberndes Lächeln auf. Nun ist der Rasthausverwalter traurig, daß er seinen kleinen Liebling verloren hat. Was soll aus dem Leoparden werden, wenn die verwöhnte Frau ihres neuen Spielzeugs überdrüssig wird? Ob sie dafür sorgt, daß er die richtige Nahrung erhält? Wo soll er leben, wenn er einmal erwachsen ist?

Leoparden sind auf Sri Lanka selten geworden. Sie stehen auf der Liste der vom Aussterben bedrohten Tiere. Zu allen Zeiten hat man sie ihres schönen Felles wegen gejagt. Das war immer eine begehrte Trophäe. Heute werden die Leoparden geschossen oder vergiftet, weil man mit dem Verkauf ihrer Felle ein gutes Geschäft machen kann. Seitdem Leopardenmäntel in Mode gekommen sind, ist der Bestand der schönen gefleckten Raubkatze gefährdet. Unablässig stellt man ihr nach. Zu Tausenden wurden Leoparden getötet, wurden Opfer der weiblichen Eitelkeit. Zahlreiche Tierfreunde haben protestiert. Professor Dr. Grzimek hat verschiedene Damen von hohem gesellschaftlichen Rang öffentlich aufgefordert, ihre Leopardenmäntel nicht mehr zu tragen, weil sie damit – wenn auch ungewollt – das Aussterben der schönen Tiere begünstigen. Jede „first lady“ der westlichen Welt beeinflußt in starkem Maße die Mode. Leider ist die Pelzmode zählebiger als die Kleidermode. Solange Leopardenmäntel modern bleiben, lohnt es sich, mit den gefleckten Fellen Handel zu treiben, und so sterben noch immer die Panther durch das Gift oder die Kugel des Wilderers.

Die Ausrottung einer Raubtierart ist ein Eingriff in das biologische Gleichgewicht der Natur. In Alaska führte die Vernichtung der Wölfe zu einer untragbaren Vermehrung des Rentierbestandes. Die riesigen Herden von Pflanzenfressern überweideten das Land und zerstörten die Vegetation. In Südafrika kam es durch die Dezimierung der Leoparden zu einem verhängnisvollen Anwachsen der Pavianhorden. In einigen Gebieten sind diese Affen zur Landplage geworden. Der Mensch muß hier die Rolle des Raubtieres übernehmen. Solange die Jagd als Vergnügen betrieben wird, ist der Mensch ein schlechter Ersatz für das Raubtier, denn er tötet die Starken, Gesunden, die dem Angriff des Raubtieres entgangen wären, nicht die Kümmerlinge. Auf der Halbinsel Kathiawar im Nordwesten Bombays haben die englischen Kolonialbeamten die Löwen mit der größten Mähne gejagt. Das hat vermutlich zu einer „Zucht“ schwach bemähter Tiere geführt. Durch die Elfenbeinjagd in Afrika wurden die mächtigsten Elefanten getötet. So stellt die unbiologisch betriebene Jagd stets eine negative Zuchtwahl dar.

Im Süden des Ruhuna-Nationalparks haben Fischer für drei Monate ihr Lager bezogen. Auf dem weißen Sand, wenige Meter von der Brandung entfernt, stehen ihre aus Palmblättern errichteten Hütten. Die bärtigen, von Wind und Wetter geerbten Gesichter und die zerschlissene Kleidung geben den Männern das Aussehen

von Piraten. Sie lächeln nicht, als sie unseren Gruß erwidern. Ich habe den Eindruck, daß ihnen unser Besuch nicht gefällt.

Schön ist die Gegend, wo sie ihr Lager aufgeschlagen haben, eine kleine Bucht, von Felsen geschützt, an denen sich die in breiter Front heranrollenden Wellen donnernd brechen. Zischend ergießt sich weißer, salziger Schaum auf das schwarze, glänzende Gestein. Dahinter erheben sich die schlanken Stämme der Kokospalmen. Nur der Duft von faulendem Fisch, der uns entgegenweht, beeinträchtigt die Romantik dieses Ortes. Er steigt aus dem von Fischschuppen bedeckten Sand auf, er dringt durch die Hüttenwände und haftet an den Kleidern der Männer. Auf breiten, hölzernen Rosten dörft die Beute der Fischer in der heißen Sonne, von Fliegen belagert und umschwärmt. Trockenfisch ist für die Menschen Südostasiens ein geschätztes Nahrungsmittel. Wir sehen, wie er entsteht, und werden ihn deshalb nie essen. In den Haufen dorrrender Fische entdecken wir Kofferfische und andere, noch seltenere Bewohner der Korallengärten, die im Tierhandel über hundert Mark kosten. Ihre bunten Farben sind verblichen, ihre Formen verzerrt.

Drei Monate im Jahr lohnt sich der Küstenfischfang in Yala. Die wortkargen, verwegen aussehenden Männer haben einen Vertrag mit einem Fischhändler, der täglich einen Lastkraftwagen zu ihnen schickt, um die Kunden in den Städten regelmäßig mit Frischfisch beliefern zu können. Er versorgt auch die Männer während der Fangzeit mit Lebensmitteln. Wie fast alle Fischer hierzulande sind sie Christen. Ein streng nach den Gesetzen des Erleuchteten lebender Buddhist könnte nicht Fischer werden, weil ihm jegliches Töten verboten ist. Trotzdem soll es einige buddhistische Fischer geben, die ihr Gewissen beruhigen: „Wir töten nicht. Wir nehmen die Fische nur aus dem Wasser. Sie sterben von selbst!“

In der kleinen Bucht liegen die Boote vertäut, mit denen die mutigen Männer des Nachts auf Fang ausgehen: zwei Kutter und ein halbes Dutzend Auslegerboote, jene sinnvoll konstruierten Kanus, mit denen die Polynesier weit auf das Meer hinausfahren und die auch bei einem heftigen Sturm nicht umschlagen. Sie bestehen aus zwei parallel liegenden Baumstämmen, die einige Meter voneinander entfernt und durch gewölbte Stangen verbunden sind. Der eine Baumstamm, das eigentliche Boot, ist 4 bis 5 Meter lang und 30 Zentimeter breit. Er wird der größeren Tragfähigkeit wegen ausgehöhlt. Man kann darin nicht stehen. Die Fischer sitzen in diesem hölzernen Futteral eingezwängt, das die Europäer als „Wadenquetscher“ bezeichnen. Der andere, kleinere Baumstamm, der Ausleger, verhindert, daß das Boot umschlägt. Er wird so behauen, daß er in der Form einem Weberschiffchen ähnelt. Unterstützt durch ein großes, viereckiges Segel, das an einem niedrigen Mast befestigt ist, können die Fischer in ihren Auslegerbooten mühelos 10 bis 12 Seemeilen in der Stunde zurücklegen. Statt eines Steuers wird ein gewöhnliches Ruder verwendet. Alle Teile dieses primitiven Wasserfahrzeuges werden mit Koir, dem Bast der Kokosnuß, zusammengebunden. Die langen Seitenbretter werden sogar zusammengenäht.

Ernst Haeckel hat viele Tage in einem solchen Kanu nach Meerestieren gefischt. Beim Anblick dieser Boote kann ich mir vorstellen, daß es kein Vergnügen für

ihn war, in einem so unbequemen Wasserfahrzeug auszuharren. Zu der Unbequemlichkeit gesellte sich die Hitze. Haeckel schildert in seinen Reisebriefen einen Tag im Kanu.

„Erbarmungslos brannte die Tropensonne vom tiefblauen, wolkenlosen Himmel und warf bei vollkommener Windstille eine Strahlenfülle auf den glatten Meeresspiegel, deren Reflex das Auge nicht ertragen konnte. Ich mußte meine blaue Brille aufsetzen, um überhaupt die Augen offen halten zu können. Sodann ließ ich das Kanu weiter hinausrudern, in der Hoffnung, dort etwas niedrigere Temperatur zu finden; allein die unerträgliche Hitze schien draußen eher noch zuzunehmen, und der blendende Meeresspiegel, auf dem sich kein Lüftchen regte, schien eine flüssige Masse von geschmolzenem Blei zu sein. Ich hatte kaum eine Stunde, im Schweiß gebadet, gefischt, als ich völlig erschöpft war; ich fühlte, wie meine Kräfte zusehend schwanden; Ohrensausen und ein beständig zunehmendes Gefühl von Druck im Kopf ließen mich einen Sonnenstich befürchten. Ich griff daher zu einem Mittel, das ich schon früher unter ähnlichen Verhältnissen oft angewendet hatte. Da meine leichte Kleidung bei der unbequemen Fischerei ohnehin völlig durchnäßt war, goß ich mir ein paar Eimer Seewasser über den Kopf und bedeckte den letzteren mit einem nassen Handtuch, über welches der breitrempige Solahut gesetzt wurde. Dieses Mittel hatte die beste Wirkung, und ich bediente mich seiner von da an fast täglich, sobald vormittags zwischen 10 und 11 Uhr der steigende Sonnenbrand jenes betäubende Druckgefühl im Kopf zu erzeugen begann. Bei der ständigen Temperatur von 22 bis 26 °R, welche das Meerwasser fast ebenso wie die Atmosphäre größtenteils zeigte, ist die Abkühlung des Kopfes durch das verdunstende Wasser eine sehr wohltätige Erfrischung; aber selbst der mehrstündige Aufenthalt in nassen Kleidern, der in unserem kalten Klima eine gefährliche Erkältung herbeiführen würde, ist dort ebenso angenehm als gefahrlos.“

Unter solchen Bedingungen kämpfen auch unsere Fischer um den Lebensunterhalt für sich und ihre Familien. Drei Monate nur bietet ihnen die Natur die Möglichkeit, die in der Bucht sich einfindenden Fische zu fangen. Und bereitwillig nehmen sie Strapazen und Entbehrungen auf sich, diese Gelegenheit zu nutzen.

Die beiden Kellner im Rasthaus zu Tissamaharama sind uns besonders gewogen. Immer sind sie bestrebt, uns kleine Aufmerksamkeiten zu erweisen. Täglich stehen frische Blumen auf dem Tisch, und stets ist die Serviette auf eine andere Weise gefaltet. Bald stellt sie einen radschlagenden Pfau dar, dann wieder eine Lotosblume oder ein Segelboot. „Zwanzig verschiedene Faltungsarten beherrsche ich“, sagt der freundliche Junge stolz, als wir seine Geschicklichkeit loben. Obgleich wir die Kellner mit Trinkgeldern nicht verwöhnen, werden wir stets zuerst bedient und erhalten als Nachtisch immer eine große Schale der schönsten Früchte. Verdanken wir diese Zuneigung den freundlichen Worten, die wir mit ihnen wechseln?

Heute steht uns kein Fahrzeug zur Verfügung. Der Chauffeur hat um einen freien Tag gebeten, damit er seine in der Nähe wohnenden Verwandten besuchen kann. Wir bedauern das nicht, denn auch Tissamaharama ist eine Fotopirsch wert. Kann

man überhaupt von einer Tiersuche sprechen, wenn man nur den Fuß vor die Tür zu setzen braucht, um das Prachtexemplar eines Warans vor dem Objektiv zu haben? Langsam ist er aus dem Abflußrohr des zum Nachbarbungalow gehörigen Badezimmers, in dem er die Nacht verbrachte, hervorgekrochen, und hat sich ein sonniges Plätzchen gesucht. Sein Temperament ist von der Temperatur seines Blutes abhängig. Weil er zu den wechselwarmen Tieren gehört, richtet sich seine Körpertemperatur nach der Außentemperatur. Morgens, wenn der Tau noch die Wiesen benetzt, ist der Waran träge. Dann bewegt er sich im Zeitlupentempo. Niemand stört diese Echse. Sie wird auch nicht getötet und gegessen. Ihr Leben ist durch das „Gesetz zur Bewahrung der Naturschönheiten“ geschützt. Das war nicht immer so, denn Paul Niedieck hatte sich 1899 mit der Entrichtung der Gebühr von 4,20 Mark für die allgemeine Jagdlizenz auch das Recht erworben, die schönen, urweltlich anmutenden Tiere in beliebiger Menge zu töten. Schon damals brauchte man sich an die Warane nicht anzupirschen. Sie kamen zur Straße und konnten von den Fahrgästen der Postkutsche „im Vorüberfahren“ geschossen werden.

„Auf dem Wege nach Matara erlegte ich von der Couch aus fünf Land- und eine Wassereidechse, welche letztere 2 m maß.“

„Egon“, wie wir den vierbeinigen Bewohner des Abflußrohres der Badewanne vom Nachbarbungalow getauft haben, braucht nichts zu befürchten. Er hat den Menschen als Feind nicht kennengelernt. Nur wenn neue Gäste kommen, wird er durch das Schreien schreckhafter Damen beunruhigt, die nicht wissen, daß im Zimmerpreis das Vergnügen, lebendigen „Drachen“ zu begegnen, mit inbegriffen ist. Aber bisher hat sich jeder an „Egon“ gewöhnt, und auch „Egon“ gewöhnte sich an das unterschiedliche Benehmen der Gäste und läßt sich seinen Ruheplatz auf der Veranda nicht verleiden. Er stemmt sich mit den Vorderbeinen hoch und hebt seinen großen Eidechsenkopf. Minutenlang verharrt er in dieser gespannten Haltung. Dann läuft er schnell zu „seinem“ Teil der Veranda, einer Sonnenscheininsel auf dem grauen, kühlen Zementestrich. Dort läßt er den Leib, der beim schnellen Gehen gestrafft ist und hoch über dem Boden getragen wird, auf die erhitzte Unterlage sinken.

Wir brauchen uns bei der Kamerajagd auf Warane nicht mehr und nicht weniger anzustrengen als Herr Niedieck. Wir können dabei sitzen wie er. Nur mit dem Unterschied, daß unser „Egon“ auch nach vielen guten Schüssen noch am Leben ist und weiterhin die Gäste des Rasthauses zu Tissamaharama mit seiner Anwesenheit mehr oder weniger beglücken kann.

Unsere Tage im Tierparadies von Yala sind viel zu schnell vergangen. Wir nehmen Abschied von ihm und seinen liebenswürdigen Bewohnern. Der Lebensraum für die letzten wilden Tiere Lankas ist sehr knapp bemessen. Wohl gibt es eine große Zahl kleiner und kleinster Schutzgebiete, in denen sie unantastbar sind, aber das sind nur Inseln im kultivierten Land. Kein Zaun bindet die Bedrohten an den ihnen zugewiesenen Raum. Und weil nicht alle Tiere standortstreu sind, weil zum Beispiel die Elefanten von Zeit zu Zeit vom Wandertrieb gepackt werden, kilometerweit über die Felder der Bauern wandern, um andere Dschungel aufzusuchen, kommen sie mit

dem Gesetz in Konflikt. Es räumt den Bauern das Recht ein, Elefanten töten zu lassen, die in Felder oder Pflanzungen einbrechen. Auch die Hirsche wandern gelegentlich aus dem Park heraus, um sich an den jungen, saftigen Reisschößlingen gütlich zu tun. Damit sind sie vogelfrei, denn keinem Landmann kann zugemutet werden, daß die Wildtiere ihn ungehindert bestehlen dürfen. Die Pflanzenfresser in den kleineren Schutzgebieten sind ständig der Versuchung ausgesetzt, sich an den wohlschmeckenden Kulturpflanzen zu sättigen. Die Bauern wiederum können gelegentliche Felddiebstähle als Vorwand für eine systematische Jagd benutzen, um billiges Fleisch zu erlangen. Wie wir aus den Jahresberichten der Nationalparks erfahren, sind auch die herrenlosen streunenden Hunde eine akute Gefahr für den Wildtierbestand. Sie rotten sich zu Jagdgemeinschaften zusammen und töten Tiere oder vertreiben sie durch ihre beharrliche Verfolgung aus dem Schutzgebiet. So besteht nur eine geringe Hoffnung, daß der Tierbestand im Wilpattu- und im Ruhuna-Yala-Nationalpark überlebt.

Das allmähliche Ansteigen der Besucherzahl – im Ruhuna-Nationalpark erhöhte sie sich von 12 200 im Jahre 1957 auf 31 569 im Jahre 1960 – spiegelt nicht nur das zunehmende Interesse der Bevölkerung und der ausländischen Gäste an den wilden Tieren der Tropeninsel wider, sondern wird auch hoffentlich dazu beitragen, daß die Regierung Sri Lankas die Bestrebungen des Naturschutzes tatkräftig fördert. Je größer und moderner die Städte Europas werden, je mehr auch in der Landwirtschaft an die Stelle der tierischen Arbeitskraft die Maschine tritt, desto größer wird die Sehnsucht der Menschen nach dem Kontakt mit der Natur und nach Begegnungen mit Tieren. Lanka würde ein noch beehrteres Reiseland sein, wenn es verstünde, nicht nur seine Kulturdenkmäler zu bewahren, sondern auch den Reichtum und die Vielfalt seiner Tier- und Pflanzenwelt zu erhalten. Der Strom der Besucher zu den Nationalparks wird von Jahr zu Jahr wachsen. Wenn der Staat für den Bau von Straßen, Touristen- und Inspektionsbungalows in den Nationalparks sorgt und die Ausbildung von Wildhütern organisiert, kann er sich durch das Anwachsen des Fremdenverkehrs eine zusätzliche Einnahmequelle erschließen. Noch sind die Wildtiere bedroht, sind die Maßnahmen, die zum Schutz und zur Überwachung der Nationalparks und Reservate getroffen wurden, ungenügend, noch ist das Verständnis der Bevölkerung für den Schutz der wilden Tiere nicht geweckt.

Langsam fährt unser Wagen auf vertrauten Wegen durch den Park. Himmel und Wolken spiegeln sich in den Tümpeln auf den großen, dunkelgrünen Wiesen. Reiher und Nimmersattstörche stehen unbeweglich im Schilf. Im Wasser verdösen die Büffel die heiße Zeit des Tages. Ruhig zieht ein Greifvogel am Himmel seine Kreise. Plötzlich stoppt er seinen Flug, schlägt schnell mit den Flügeln und verharrt einige Sekunden rüttelnd am Ort. Dann fällt er wie ein Stein herab, stürzt sich auf die von ihm aus großer Höhe erspähte Beute und packt sie mit seinen kräftigen Fängen. Unser Wagen fährt direkt auf ihn zu, denn der Vogel hat seine Beute unmittelbar neben dem Wege geschlagen. Deutlich erkennen wir die grauen Sprenkel auf seiner weißen Brust und das Büschel rostroter Federn auf dem Kopf, das sich in der Erregung wie ein Schopf aufrichtet. Als wir nur noch wenige Meter von ihm entfernt sind,

schlägt er mit den mächtigen Flügeln, läßt seine Beute fahren und baumt auf. Er nähert sich ihr erst wieder, nachdem wir längst weitergefahren sind.

Bei den Axishirschen herrscht Hochzeitsstimmung. Ein junger starker Hirsch steigt in stolzer Imponierhaltung um sein Rudel herum, das sich aus Weibchen und Jungtieren verschiedenen Alters zusammensetzt. Er hebt seinen Kopf, auf dem ein starkes Geweih sitzt. Diese alljährlich sich neu bildende Waffe wurde erst vor wenigen Tagen einsatzbereit, denn sie zeigt noch Spuren von Blut, und an einigen Stellen hängen noch die Fetzen des Bastes herab, jener samtartigen Haut, die das entstehende Geweih umkleidet. Mit der Vollendung des Geweihs erwachte auch wieder die Brunststimmung. Der Hirsch sucht mit seinesgleichen Händel. Drohend und kämpfend erobert er sich den höchsten Platz in der Rangordnung des Rudels. Gleichgeschlechtliche Artgenossen, mit denen er vor vier Wochen noch friedlich äste, sind plötzlich zu Rivalen geworden, die er aus seiner Nähe vertreibt. Es ist anstrengend, Herr über ein Rudel zu sein. Diese Würde muß nicht nur errungen, sondern gegenüber allen Anfechtungen auch verteidigt werden. Ruhelos umkreist der Hirsch die Weibchen, die den kämpferischen Auseinandersetzungen kein Augenmerk schenken. Wenn bei der Vertreibung eines Nebenhirsches die Geweihstangen klappend aneinanderschlagen, äsen sie gleichgültig weiter und fügen sich dem zurückbleibenden Sieger. Ein jungerwachsener Hirsch, der im Rudel groß geworden ist, hat sein Heil in der Flucht gesucht, bevor es überhaupt zum Kampfe kam. Mehr als hundert Meter vom Ort seiner Niederlage entfernt findet er seinen „Rivalenersatz“, an dem er sich abreagieren kann, einen Haufen toter Äste, in die er wütend sein Geweih stößt. Viele Minuten lang attackiert er den „wehrlosen Gegner“, rammt er das sich ihm entgegenstreckende vielendige, hölzerne „Geweih“, das knackend unter seinem Ansturm zerbricht. Dann wirft er den Kopf hoch und steigt davon. Er hat seinen Feind besiegt.

Auch Elefanten begegnen wir an diesem letzten Morgen. Es ist eine Herde von zehn erwachsenen, viel halbwüchsigen und zwei Babyelefanten. Nur zwei Tiere tragen Elfenbein. Wie wir an den zertrampelten Blättern und Zweigen und an den frischen weißen Wunden der umstehenden Bäume ersehen können, haben sie Mahlzeit gehalten. Wie Menschen, die bei einem Gewitterguß unter einem Obdach Zuflucht suchen, drängen sich die großen grauen Tiere unter die breiten Schattendächer der Urwaldbäume, um sich vor den sengenden Sonnenstrahlen zu schützen. Eine Elefantenmutter stößt quietschende Laute aus und betastet ihr Baby mit dem Rüssel. Die anderen Tiere stehen untätig und ruhig. Schlaff lassen sie ihre Rüssel baumeln, und nur hin und wieder bewegen sie fächelnd ihre große Ohren. Den Elefantenkindern gefällt die Ruhepause ihrer Mütter so wenig wie den Menschenkindern der sonntägliche Mittagsschlaf ihrer Eltern. Immer wieder stören sie die Ruhe der Großen, als könnten sie durch ihr geschäftiges Hin- und Herlaufen wieder Bewegung in die grauen Kolosse bringen.

Wolfgang berührt meinen Arm und weist auf eine Lichtung inmitten des grünen Dschungels. Ein Mungo mit vier winzig kleinen Kindern im Gefolge entschlüpft einem Erdloch, rennt über das ihn halb verdeckende Gras und verschwindet im Unter-

holz. „Rikki-Tikki-Tavi“, der durch Rudyard Kipling unsterblich gewordene tapfere Schlangentöter! Oft schon sind wir ihm in den indischen Städten begegnet, wo er durch erzwungene Kämpfe mit der Kobra den Lebensunterhalt für den Gaukler, der ihn gefangen hat, bestreitet. Einmal erlebten wir, daß ein schwächlich anmutender, junger Mungo von einer großen Kobra besiegt wurde. Kiplings liebenswürdige Dschungelgeschichte und die für den Nervenkitzel der Touristen inszenierten Schaustellungen sind schuld daran, daß die meisten Menschen glauben, der Mungo habe sich auf das Töten von Giftschlangen spezialisiert. In Wirklichkeit geht er dem Kampf mit der gefährlichen Kobra nach Möglichkeit aus dem Wege. Er greift sie nur an, wenn der Kampf unvermeidlich ist, sonst sucht er sich leichtere Beute. Die Zoologen ordnen dieses schlanke, gewandte Tier in die Familie der Schleichkatzen ein. Es wird fast einen halben Meter lang und ist mit einem dichten Fell aus grauweißen Haaren bedeckt. Die kurzen Beine sind dunkel. Kopf und Kehle schimmern rötlich, und rosa-farben ist die kleine runde Nase im langen, spitzen Gesicht. Mungos sind sympathische, verträgliche Hausgenossen, die den geringen Aufwand an Pflege durch eine große Anhänglichkeit entgelten. Keine Maus, keine Ratte entgeht ihrem beharrlichen Jagdeifer. Wer einen zahmen Mungo besitzt und es fertigbringt, ihn vom Hühnerstall fernzuhalten, wird nur Freude an dem possierlichen Tier haben. Treu wie ein Hündchen heftet es sich an die Fersen seines „Herrn“ und folgt ihm aufs Wort. Gereizt, kann sich der Mungo allerdings in einen ernstzunehmenden Gegner verwandeln, der selbst Tiere, die ihm an Kraft und Stärke weit überlegen sind, furchtlos angreift.

Unser Fahrer hat seine Liebe zu den Tieren entdeckt. Er gesteht, daß er uns anfangs für nicht ganz normal gehalten hat, weil wir Tag für Tag in den Park fahren wollten und stets die gleichen Tiere zu sehen wünschten. Er haßte die schlechten Straßen und die Furt, die wir täglich überwinden mußten. Bald aber freute er sich auf die Stunden im Paradies der Tiere. Er saß nicht mehr teilnahmslos hinter dem Lenkrad, nur darauf wartend, endlich weiterfahren zu dürfen. Sein Interesse war ganz allmählich gewachsen. Nun nimmt er mit uns Abschied von den Wildtieren und versichert, daß er mit Frau und Kindern einmal hierher zurückkehren wird. Für uns ist es ein Abschied für immer. Zum letzten Male wandern unsere Blicke über die großen grünen Wiesen bis zum Meer.

In der Nacht trommelt ein Gewitterregen auf das Dach der Veranda. Es klingt wie Maschinengewehrfeuer. Wetterleuchten erhellt für Sekunden die Nacht. Nur selten folgt diesem Feuerwerk der Blitze das dumpfe Grollen des Donners. Die Angestellten des Rasthauses, die Köche, Küchenjungen, Kellner, Gärtner und Zimmerdiener, lassen sich durch das Unwetter nicht stören. Auf harten Pritschen liegend, haben sie die Decken über ihre Köpfe gezogen und schlafen. Feuchte Kühle kriecht in die Laken und läßt uns frösteln.

Am nächsten Morgen ist der Himmel sauber gefegt. Es scheint, als hätte der Regen die Natur verjüngt. Schnell rollt unser Wagen über den glatten Asphalt. Unser Fahrer genießt den Reiz der Geschwindigkeit. Er, der Städter, der gewandte Chauffeur im dichten Straßenverkehr von Colombo, braucht ein Ziel, das es in einer bestimmten

Zeit zu erreichen gilt, braucht Situationen, in denen sich seine Fahrkunst bewähren kann, Hindernisse, denen man ausweichen muß, und „Rivalen“, die man überholt. Sogar den Fußgänger möchte er nicht missen, denn der verleiht ihm, dem Kraftfahrer, ein Gefühl der Überlegenheit. Zufrieden summt er ein fröhliches Lied.

Wir haben unsere Reise in die Vergangenheit der Tropeninsel angetreten. In Kandy, der Stadt der letzten singhalesischen Könige, und in Polonnaruwa, der uralten, versunkenen und wiederentdeckten Königsstadt, hoffen wir auf eine Begegnung mit den steinernen Zeugen der kulturellen Blütezeit dieses Landes, da es noch nicht von fremden Eroberern geschändet war.

Kautschuk, Kaffee, Kakao, Tee

ALLMÄHLICH wandelt sich das Bild der Landschaft. Verschwunden sind das Meer, das gleichförmige, zarte Grün der Reisfelder und die weitflächigen Stauseen. Die Straße wird steiler und kurvenreicher. Das Bergland nimmt uns auf. In den Ebenen hat uns um diese Tageszeit die Hitze den Schweiß aus den Poren getrieben. Hier erfrischt uns die vom Fahrtwind hereingeblassene Luft. Kleinwüchsige, stämmige Frauen bukkeln Tragkörbe, die an breiten Bändern hängend von ihren Stirnen gehalten werden. Wenn sie den Motorenlärm unseres „Landmaster“ hören, treten sie zum Straßenrand und warten, bis wir vorüber sind. Kautschukplantagen tauchen am Wege auf. Niemals würde man den schwächtigen grauen Stämmen ansehen, daß unter ihrer Rinde der milchigweiße Saft verborgen ist, der vor der Erfindung des Buna einmal Weltbedeutung hatte. Gummispender sind die Bäume noch heute. Sri Lanka bringt alljährlich etwa 100 000 Tonnen Naturkautschuk auf den Markt. Die Gummiplantagen sind jetzt zum größten Teil in ceylonesischem Besitz. Früher freilich, zur Zeit des großen „rubber boom“, waren sie in englischer Hand. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts von den Engländern eingeführt und nach vieljährigen Bemühen mit tatkräftiger Unterstützung des berühmten Botanischen Gartens von Peradeniya akklimatisiert, konnte der Hevea-Baum, dieses Gewächs des südamerikanischen Urwaldes, 1880 zum ersten Male auf ceylonesischem Boden zum Blühen gebracht werden. Nach diesem Erfolg wurde Peradeniya zum Hevea-Lieferanten für den gesamten Osten, und man darf sagen, daß der größte Prozentsatz der heute in diesem Teil der Erde angebauten Kautschukspender in Ceylon akklimatisierte Vorfahren hat. Vier bis fünf Jahre dauert es, bis ein Gummibaum angezapft werden kann. Sorgfältig wird der Schnitt geführt, der die Wachstumszone des Stammes nicht verletzen darf, und ein Eimerchen unter die Austrittsstelle des für die Dauer von zwei bis zweieinhalb Stunden sprudelnd quellenden Saftes gehängt. Tag für Tag kann der Aderlaß wiederholt werden, und fast 30 Jahre lang spendet der Baum „weißes Gold“, das sich noch vor einem halben Jahrhundert so leicht in klingende Münze verwandeln ließ. Seitdem der synthetische

Gummi seines Siegeslauf um die Erde angetreten hat, ist das Interesse der Engländer am Besitz der Kautschukplantagen gesunken.

Die erste, diesmal naturbedingte wirtschaftliche Niederlage erlitten die europäischen Eroberer beim Anbau des Kaffees. Es wird behauptet, daß die Araber schon vor vielen Jahrhunderten die ersten Kaffeebäumchen eingeführt und daß die Singhalesen die schneeweißen Blüten dieser fremden Pflanze zum Ausschmücken ihrer Buddha-tempel verwandt hätten. Fest steht, daß im Jahre 1690 die Holländer Kaffee von Java nach Ceylon brachten. Der Ertrag der Plantagen war sehr gering, denn im Unterland gediehen die Pflanzen nicht gut. Das ändert sich aber schlagartig, als nach dem Bau der Eisenbahn auch das Oberland für die Anlage von Gärten und Plantagen nutzbar gemacht werden konnte. 1824 wurde die erste Kaffeepflanzung in Gampola bei Kandy angelegt. 1837 erbrachte die Ernte dieser für Ceylon neuentdeckten Frucht bereits 30 000 Zentner. 1845 führten die Pflanzer arabische Kaffeessorten ein. Das Geschäft blühte! Mit einem Eifer und Kraftaufwand, der dem der Goldsucher im alten Amerika ebenbürtig war, wurden bislang unzugängliche Urwälder gerodet und ihre fruchtbaren Böden für den Anbau der jungen Kaffeepflanzen vorbereitet. Dschungel, in denen sonst nur der Gesang der Vögel, der Ruf der Affen und das Trompeten der Elefanten zu hören war, hallten vom Schlag der Äxte wider. Um den Wald noch schneller zu vernichten, erfanden die Pioniere des Kaffeeanbaues eine Methode, mit deren Hilfe sie die Vegetation eines ganzen Berges zerstören konnten. Man brauchte die unteren Bäume nur mit dem Haumesser einzukerben. Wenn man die oberen fällt, rissen diese mit der Wucht ihres Falles und mit dem Druck ihres gewaltigen Gewichtes die unteren Bäume nieder. Als wären sie von einer Lawine erfaßt worden, krachten Äste, splitterten Stämme, knickten Bäume und stürzten, im Fallen andere mit sich reißend, zu Tal. Wie ein Kartenhaus fiel der in Jahrhunderten langsam gewachsene Wald in sich zusammen. Die Wildnis mußte sterben, damit ein paar Menschen vom Kaffee leben konnten. Welch ein Reichtum an makellosem, gesundem Holz, das sich vorzüglich zum Bauen geeignet hätte, wurde vergeudet. Aber diesen Reichtum auszuschöpfen, fehlte es an Zeit. Das Rennen um den Kaffee hatte begonnen, und voller Ungeduld warteten die Pflanzer auf die Beräumung des für sie so kostbaren Bodens. Unbedenklich setzten sie die Baumleichen in Brand. Tagelang loderten die Flammen, krochen die Feuerschlangen züngelnd über grünes, saftstrotzendes Holz, bis es unter ihrem Gluthauch verdorrte und verbrannte. Tagelang hing eine große, silbergraue Rauchwolke über dem Berg, die langsam weiterziehend ihre Asche über Dörfer und Felder abregnete. Rücksichtslos verstümmelten Menschen, die sich die Herrschaft über ein fremdes Volk angemaßt hatten, eine Landschaft, die ihnen nicht gehörte. Bald schon grüntes auf den von Asche bedeckten Böden zarte Kaffeepflänzchen, die sich im Verlaufe von fünf Jahren in ertragreiche Bäumchen verwandelten. Allerorts wuchsen die Plantagen wie Pilze aus der Erde. Millionen wurden für den Ankauf von Land und für die Anlage von Pflanzungen investiert. Der Kaffee hatte seine große Zeit. Im Hochland gedieh er prächtig. 1868 bis 1870 wurden jährlich mehr als 1 Million Zentner ausgeführt. Es schien, als hätten die

englischen Pflanzer eine Einnahmequelle erschlossen, die von Jahr zu Jahr reichlicher zu fließen versprach. Da zerschlug ein winziger, auf ceylonischen Dschungelpflanzen schmarotzender Pilz, *Hemileia vastatrix*, die hochgestellten Erwartungen. Er überzog die dunkelgrünen, glänzenden Blätter der fremden Pflanze mit seinem grauweißen Schimmel. War es gelungen, den gefräßigen Golundaratten und der Kaffeeschildlaus zu Leibe zu rücken, beim Schimmelpilz versagten alle Vorbeugungs- und Bekämpfungsmaßnahmen. Hilflos mußten die Pflanzer zusehen, wie ihre sorgsam gepflegten Kaffeebäumchen unter dem seidigen Samt des Schimmels erstickten. Es wurde nicht besser, als man 1875 Setzlinge aus Liberia und Mauritius importierte und es 1879 mit dem berühmten Samen aus Jamaika versuchte. Das mikroskopisch kleine Lebewesen machte alle Hoffnungen zunichte. Was auch erfunden wurde, das große Sterben aufzuhalten, der Schimmelpilz triumphierte. Unausrottbar breitete er sich aus. Wer im festen Glauben an die Einträglichkeit des Kaffeegeschäftes seinen letzten Heller in das Unternehmen investiert hatte, war innerhalb weniger Monate ruiniert. Bankrott folgte auf Bankrott.

Die wenigen Pflanzer, die nach der Niederlage einen klaren Kopf und etwas Betriebskapital behalten hatten, sannten darüber nach, wie sie den erlittenen Verlust durch den Anbau anderer Nutzpflanzen wieder wettmachen könnten. Sie versuchten es eine Zeitlang mit dem Chinarindenbaum, aus dem das fiebertreibende Chinin hergestellt wird. Wieder gab der Botanische Garten von Peradeniya den Pflanzern Rat und Hilfe. Hakgala Gardens, die nahe Nurelia gelegene botanische Station, lieferte allein im Jahre 1876 1 224 000 Pflanzen zur Anzucht. Aber trotz aller aufgewandten Mühe erwies sich der Anbau des Chinarindenbaumes als heikel und wenig gewinnbringend. Die jungen Setzlinge zeigten sich sehr anfällig. Auch dauerte es viele Jahre, bis man finanziellen Nutzen aus ihnen ziehen konnte. Die ceylonische Rinde war der javanischen nicht ebenbürtig, und außerdem sanken die Weltmarktpreise für Chinin innerhalb kurzer Zeit erheblich.

Um 1880 wurden aus Trinidad die ersten Kakaopflanzen eingeführt. Peradenya akklimatisierte sie und belieferte die Plantagen mit jungen Bäumchen, die sich im feuchtheißen Klima der Tiefebene rasch und gut entwickelten. Die durch fortgesetzte Mißerfolge entmutigten Plantagenbesitzer atmeten auf. Endlich schien die Pflanze gefunden zu sein, die ihnen unter den günstigen tropischen Bedingungen ein risikoloses Geldverdienen ermöglichte. Um so härter mußte es sie treffen, als sich nach ein paar Jahren herausstellte, daß auch der Kakao einen Feind hat, eine harmlos scheinende Wanzenart, deren Gewohnheit es ist, die noch jungen Triebe und die reifenden Früchte anzustechen, auszusaugen und damit zu verderben. Als das Insekt als Ursache dieser weitgreifenden Zerstörungen erkannt worden war, startete man einen Vernichtungsfeldzug, aber ohne Erfolg.

Pflanzen und Tiere in fremde Lebensbereiche umzusiedeln, birgt immer Gefahren in sich, denn sie sind an ihre natürliche Umwelt angepaßt. Sie besitzen Feinde, die dafür sorgen, daß sie sich nicht zu stark vermehren, und diese Feinde werden wieder von anderen bedroht. In der vom Menschen nicht beeinflussten Natur reguliert sich

das Kräfteverhältnis selbsttätig. Jeder gewaltsame Eingriff in diese Einheit führt zu einer Störung des biologischen Gleichgewichtes, die verheerende Folgen haben kann.

Ein besonders drastisches Beispiel für die ins Uferlose gehende Vermehrung einer Tierart, die in eine fremde Umwelt gebracht wurde und für die es dort keine Feinde gab, liefern uns die im Jahre 1859 in Australien eingeführten Kaninchen. Um das Vergnügen der Kaninchenjagd in der neuen Heimat nicht entbehren zu müssen, ließ sich der Gutsbesitzer Thomas Austin zwei Dutzend Kaninchen aus Europa schicken. Als er sie wenige Tage später unbekümmert frei ließ, ahnte er nicht, daß diese wenigen Tiere schon bald die Ahnen eines Millionenvolkes sein würden. Vorerst befriedigte ihn die Vermehrungsfreudigkeit seiner Langohren. Im Laufe von sechs Jahren erlegte er allein auf seinem Gelände 20 000 Stück. Allmählich aber wurden die Kaninchen zu einer Landplage. Sie bevölkerten den ganzen Kontinent, zerwühlten und unterhöhlten die Felder und machten den Schafen das Futter streitig. Also beschlossen die Australier, nun auch den Feind der Kaninchen, den Fuchs, zu importieren. Der gewünschte Erfolg blieb aus, weil die Füchse in den plumpen Känguruhratten eine leichtere Beute fanden und die Kaninchen verschmähten. Die Kaninchen konnten sich weiter ungestört vermehren, während die Känguruhratten durch die Jagderfolge des neuen Feindes immer seltener wurden. Die Farmer waren gezwungen, viele Millionen Pfund Sterling für die Bekämpfung der Kaninchen auszugeben. Vergiftetes Futter wurde ausgelegt. Die Baue wurden ausgegraben oder mit tödlichem Gas ausgeräuchert.

Es half nichts. Nur die Jäger hatten eine gute Zeit. Australien exportierte in einem Jahrzehnt 700 Millionen Kaninchenfelle und 157 Millionen eingefrorene Körper. Fünf Kaninchen verbrauchen die gleiche Futtermenge wie ein Schaf. Ein Schaf aber bringt mindestens den dreifachen Gewinn.

Endlich tauchte bei den verzweifelten australischen Farmern eine neue Hoffnung auf. Es wurde erwogen, einigen gefangenen Kaninchen einen krankheitserregenden Virus einzupflegen und sie dann freizulassen, damit sie die Krankheit auf ihre Artgenossen übertragen könnten. Um eine neuerliche Katastrophe durch die Einschleppung des Virus zu vermeiden, wurde zuvor sorgfältig erprobt, ob die Krankheit auch auf heimische Tiere oder auf Haustiere übertragbar sei. Nachdem die Versuche einwandfrei erwiesen hatten, daß die Seuche nur Kaninchen befallen kann, starteten die Wissenschaftler den Myxomatose-Feldzug zur Ausrottung der Kaninchen. Dabei stellten sie fest, daß ihrer Kampagne in der Flugzeit der Moskitos der größte Erfolg beschieden war, und sie erwogen eine systematische Vermehrung dieser Insekten, die man als Überträger der Seuche erkannt hatte. Die Kaninchen starben zu Millionen. Mehr als 99% fielen dieser Seuche zum Opfer. Das Land, der ganze Kontinent war von einer Geißel befreit worden. Die Weiden erholten sich. Als Wüsten abgeschriebene Gegenden begrüntem sich wieder. Die Schafe setzten doppelt so schnell Fett an. Australien konnte 30 Millionen Pfund Wolle mehr ernten. Die durch zwei Dutzend Kaninchen hervorgerufene Plage, die Millionenwerte verschlungen hatte, war endlich abgewendet worden.

Natürlich können verpflanzte Lebewesen auch auf Feinde treffen, von denen sie vernichtet werden. Das hat der mißglückte Versuch, den Kaffee auf Lanka einzubürgern, gezeigt. Die Wissenschaft entwickelte Chemikalien, mit deren Hilfe es möglich ist, den verschiedensten Pflanzenschädlingen zu Leibe zu rücken. Sie helfen überraschend schnell und gründlich, führen aber auch manchmal zu unerwünschten und gefährlichen Nebenwirkungen: man treibt in diesem Fall den Teufel durch Beelzebub aus. Als nicht weniger aufwendig, aber zuverlässig und unschädlich erwiesen sich dagegen biologische Bekämpfungsmaßnahmen. Sie brachten auch in den Kakaoplantagen von Ceylon den gewünschten Erfolg. Deren Besitzer brauchten sich nur die javanischen Erfahrungen zu eigen zu machen. Auf Java hatte man entdeckt, daß außer der schädlichen Wanze noch eine weiße Schildlaus im Kakaobäumchen ihr Dasein fristet, die in Symbiose mit kleinen schwarzen Ameisen lebt. Als Symbiose bezeichnen die Biologen ein auf beiderseitigen Vorteil begründetes Zusammenleben von Organismen verschiedener Art. Die Schildläuse produzieren einen süßen, klebrigen Saft, der die Ameisen anlockt. In großen Scharen kommen sie herbei, um diese wohlschmeckenden kleinen Wesen zu belecken. Ja sie „melken“ sie sogar, denn durch Betasten werden die Läuse zur Ausscheidung des süßen Saftes angeregt. Diese naschhafte Neigung der Ameisen beschränkt sich nicht auf tropische Arten. Unsere europäischen Ameisen werden von den Blatt- und Wurzelläusen ebenso unwiderstehlich angezogen. Was die Ameise in den javanischen Kakaopflanzungen so nützlich machte, war ihr Drang, diese Laus vor allen möglichen Gefahren zu bewahren. Die ceylonesischen Pflanze verfuhr nach dem Vorbild der javanischen Pflanze, indem sie Nester der Kakaoschildläuse in Bananenblätter wickelten und in die jungen Bäumchen hängten. Nach kurzer Zeit schon wurden die Gäste in ihrer neuen Umgebung heimisch. Mit ihren süßen Ausscheidungen lockten sie die Ameisen an, die sich nicht nur von ihren neuen Wirten beköstigen ließen, sondern sich auch auf die schädlichen Wanzen stürzten, um sie gründlicher zu vernichten, als es mit chemischen Bekämpfungsmitteln zu erreichen gewesen wäre. Weil die kleinen schwarzen Ameisen ihr „süßes Leben“ auch künftig nicht missen wollten, hatten sie dem Todfeind des Kakaos den Kampf angesagt. Sie bissen und stritten für die Interessen der Plantagenbesitzer und bewahrten sie vor einer neuerlichen Katastrophe.

Noch heute trifft man auf Sri Lanka kleine Wälder dieser breitkronigen und verhältnismäßig niedrigen Bäume, deren seltsame schwere, wie gerillte Gurken aussehende Früchte nicht an den Zweigen hängen, sondern aus dem Holz des Stammes und der unteren Äste hervorsprossen.

Noch früher als der Kakao – nämlich schon im Jahre 1828 – war der Tee nach Ceylon gekommen. Seltsamerweise wurde ihm lange Zeit keine Bedeutung beigemessen. Vielleicht hatte man sich zu sehr auf den Anbau von Kaffee konzentriert. 1840 erhielt der Botanische Garten von Peradeniya 10 Teepflanzen aus Assam. Einige davon wurden nach Nuwara Eliya gebracht, um zu ergründen, wie sie das bedeutend kühlere Klima vertrügen. 1841 bis 1845 experimentierten die englischen Botaniker mit chinesischen Sorten und kreuzten sie mit Assamtee. Die Ergebnisse

waren erfolgversprechend. Doch die Zeit war für den Teeanbau noch nicht reif. Trotzdem setzten die Wissenschaftler von Peradeniya ihre Versuche fort. Der erste Tee, der 1872 in Ceylon verkauft wurde, stammte aus der 1866 in Peradeniya eingeleiteten Zucht. Langsam eroberte sich der Tee das Feld. 1876 exportierte Ceylon 23 Pfund. 16 Jahre später war der Export von Tee bereits auf 78 Millionen Pfund angestiegen, und heute, fast hundert Jahre nach dem ersten bescheidenen Versuch, das „Teegeschäft“ ins Leben zu rufen, steht das kleine Land in der Teeproduktion an zweiter Stelle in der Welt. 20 bis 30% des alljährlich auf der ganzen Erde getrunkenen Tees stammen aus den grünen Gärten der kleinen Tropeninsel. Der Tee hat die englischen Plantagenbesitzer reich gemacht, reicher noch, als sie es durch den Kaffee hätten werden können. Er gedeiht in Höhen von eineinhalbtausend Metern genauso gut wie in den feuchtheißen Niederungen und stellt nur geringe Ansprüche an den Boden, der auf Lanka als ein Verwitterungsprodukt von Gneis, nicht sehr fruchtbar ist. Auch heute noch, nach der Unabhängigkeitserklärung des Landes sind 45% der Teegärten in fremdem, zumeist englischem Besitz.

Die Landschaft wird reizvoller, je höher wir in die Berge vordringen. Rot und weiß blühen baumhohe Rhododendren. Winden umspinnen mit ihren zierlichen Ranken ganze Gebüsche und schmücken sie mit ihren blauen Trichterblumen. Arekpalmen, die Spender der von den Südasiaten leidenschaftlich geschätzten Betelnüsse, überragen andere Bäume und Pflanzungen. Ein indischer Dichter hat diese dünnstämmigen und gerade wachsenden Palmen mit Pfeilen verglichen, die vom Himmel auf die Erde herabgeschossen worden sind. Mehr als 500 Millionen Menschen dieser Erde kauen Betel. Unter dem Wedel der schlanken Palme wächst die Rispe hervor, an der die pflaumen- bis hühnereigroßen Früchte hängen. Ihr in kleine, dünne Scheiben zerschnittener Samenkern wird in ein mit Kalk bestrichenes Blatt des Betelpfeffers gerollt. Schon die Kinder finden Geschmack am Betelbissen, der von Taiwan und Südchina über ganz Südasien bis Ostafrika dem Tabak vorgezogen wird. In Indien trafen wir allerorts auf die blutroten Flecken des ausgespienen Betelsaftes. Für wenig Geld können die Bewohner dieser tropischen Länder auf den Märkten der Dörfer und Städte die Menge Betel erwerben, die sie täglich zu kauen gewohnt sind. Ich kann das Vergnügen der Betelkauer nicht teilen. Der erste Versuch, mich mit diesem so begehrten Genußmittel zu befreunden, fand ein klägliches Ende. Mein Mund brannte, als sei er mit glühenden Kohlen gefüllt. Die Zunge wurde pelzig. Säure gerbte den Gaumen und machte die Zähne stumpf. Schweiß trat aus den Poren, und statt der erwarteten Begeisterung gab es Tränen. Es erging mir wie einem neugierigen kleinen Jungen beim Rauchen der ersten Zigarette. Manche Menschen sind dem Betelgenuß so verfallen, daß sie sich von ihrem Betelbissen auch in den schwierigsten Situationen nicht trennen. Auf den Philippinen gilt den tagalischen Mädchen das Liebeswerben eines jungen Mannes erst dann als aufrichtig und überzeugend, wenn er sich überwinden kann, dabei den Betelbissen aus dem Mund zu nehmen.

Meine schlechten Erfahrungen verbieten mir, ein Loblied auf die Nuß der Arekpalme zu singen, doch die Südasiaten möchten den regelmäßigen Gebrauch des Betels

nicht missen. Wie neuerliche Forschungen bestätigt haben, ist Betel nicht nur ein anregendes Genußmittel, das zur Verbesserung der Stimmung beiträgt, sondern gleichzeitig auch eine wirksame Medizin, die der Festigung des Zahnfleisches dient und vor Dysenterie und anderen Erkrankungen schützt. Durch Kochen der Nüsse gewinnt man Katechu, eine gerbstoffhaltige Droge, die bei vielen Krankheiten mit bestem Erfolg angewendet wird, und das gleichfalls aus der Nuß gewonnene Arekolin ist ein wirksames Mittel gegen Eingeweidewürmer. Schon die Holländer haben in der Zeit ihrer Herrschaft über die Insel die heilsame Wirkung der Arekanuß erkannt. Die Garnison wurde sogar durch einen Befehl des damaligen Gouverneurs gezwungen, zur Verbesserung ihrer Gesundheit einige Jahre hindurch Betel zu kauen. Die Betelnuß findet bereits in einer uralten ceylonesischen, vor zweieinhalb Jahrtausenden in Pali verfaßten Handschrift Erwähnung.

Die Vegetation wird üppiger und wilder. Mächtige, vom Sturm zerzauste und vom Blitz gespaltene Baumriesen fußen auf steilen Berghängen, von Klettergewächsen umrankt und mit den anderen Bäumen in ein dichtes Netz von Schlingpflanzen verstrickt. Und doch ist diese inselhaft verstreute Wildnis nur noch ein bescheidener Rest der unzugänglichen Urwälder, die einstmals das ganze Hochland bedeckten.

Am Fuße eines mehr als 200 Meter herabstürzenden Wasserfalls hält der Fahrer den Wagen an. Aus einer Mulde im Dach des mächtigen Gneisfelsens schießt ein Bächlein, das rauschend und brausend in die Tiefe fällt. Wolfgang hat die Straße

Seite 129: Die Mongolenfalte zieht das obere Lid über den inneren Augenwinkel hinweg.

Seite 130: Aus dem grünen Dickicht schiebt sich der tonnenförmige Leib eines grauen Riesen hervor.

Seite 131: Wie lange noch wird es auf Sri Lanka Elefanten geben? Ihre Stunden sind gezählt, wenn der Artentod nicht durch strenge Schutzmaßnahmen aufgehalten wird.

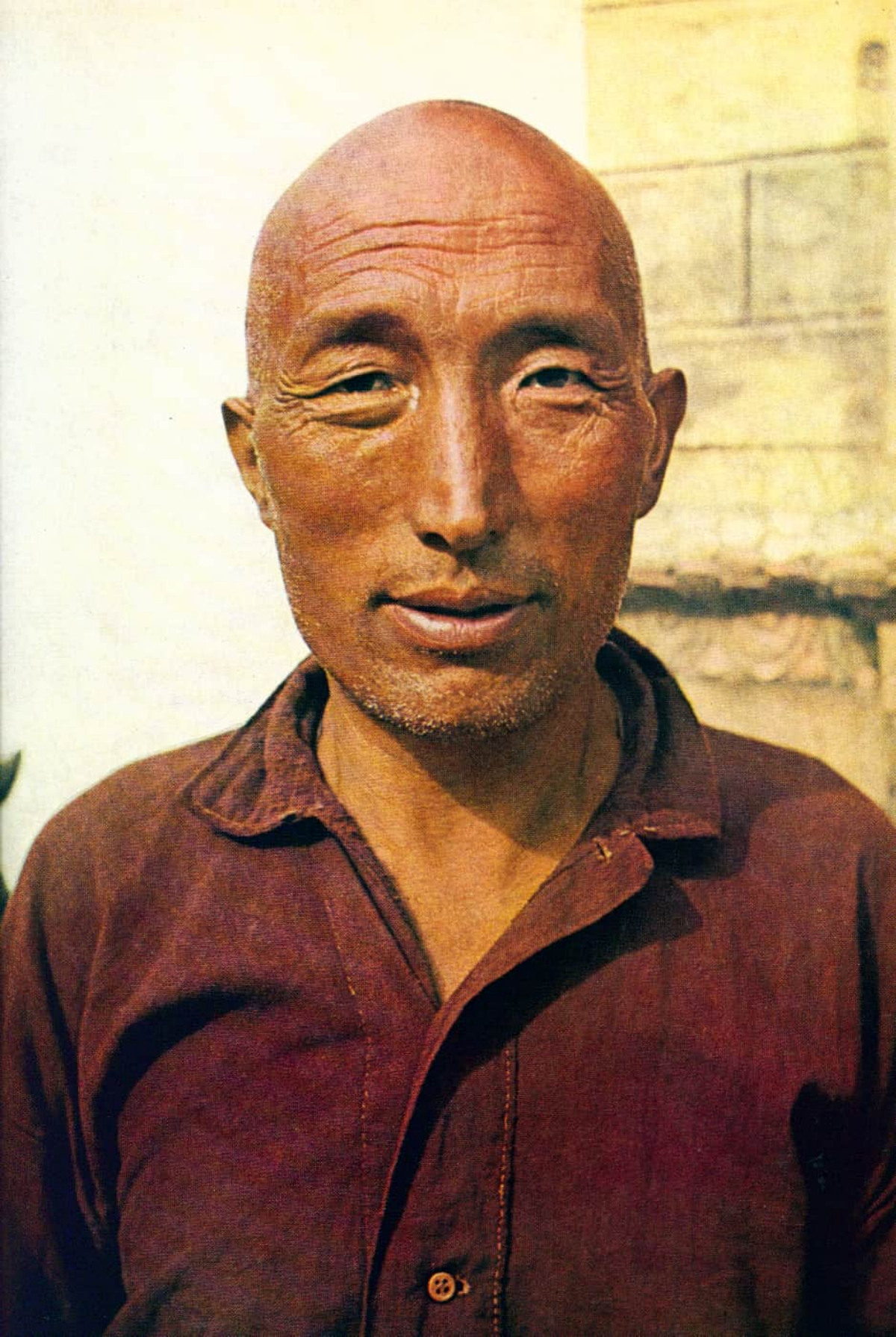
Seite 132: Von dem heiligen Schrein herab schauen die Augen des Buddha in alle vier Himmelsrichtungen.

Seite 133: Die Pagode Nayatapola ist eines der berühmtesten hinduistischen Bauwerke Nepals. – Die Glocke ruft die Gläubigen zum Gebet.

Seite 134: Hulmanaffen verstecken sich vor unserer Kamera in den Kronen der Bäume.

Seite 135: Verschiedene Entwicklungsstadien des Geweihes fanden wir im gleichen Rudel der Axishirsche.

Seite 136: Singend zieht eine Gruppe von nepalesischen Männern um den buddhistischen Schrein, an dessen Wand eine lange Reihe von Gebetsmühlen aufgehängt ist.

















verlassen, um nach einem günstigen Standort für seine Filmarbeit zu suchen. Unser Fahrer warnt ihn. „Sie werden es bereuen. Die feuchten Bergwiesen sind voller Blutegel.“ In der Zeit der Eroberung Ceylons durch die Engländer haben diese Schmarotzer im Verein mit den Moskitos ganze Kompanien kampfunfähig gemacht und deren Marsch auf die Königsstadt Kandy empfindlich verzögert. Sie sind heute noch so zahlreich wie damals. Kaum drei Minuten hat Wolfgang auf der Wiese gestanden, und schon hängen zwei dieser bluthungrigen kleinen Wesen an seiner Socke. Noch vor ihrer Sättigung befördere ich sie mit einem Stöckchen zurück auf die Wiese. Es ist mir unvorstellbar, wie diese Mengen von Blutegeln sich in der an Säugetieren armen Umwelt ernähren können. Auch von Haustieren werden die mit würzigen Kräutern bestandenen Matten nicht beweidet, und der Mensch, der als unfreiwilliger Blutspender noch in Frage käme, ist auf der Hut.

Durch viele Meilen von uns getrennt, erhebt sich aus grauem Dunst der Adams-pik. Mit seinen 2243 Metern ist er der zweithöchste Berg der Tropeninsel, nur der mächtige Pidurutalagala überragt ihn um weitere 281 Meter. Dennoch ist der Adams-pik berühmter, denn er gilt als ein heiliger Berg, zu dem Buddhisten, Christen, Moslems und Hindus in friedlicher Eintracht wallfahrten. Dieser schöne Berg weist eine Besonderheit auf, die ihn von allen anderen Bergen unterscheidet. Er bewahrt unverwischbar die Fußspur eines riesigen Wesens, die etwa anderthalb Meter lang ist. Kein nüchtern denkender Mensch kann sich das Zustandekommen dieses menschlich geformten Fußabdrucks erklären. Es sei denn, man nimmt an, daß die ersten Bezwin-ger des Berges noch phantasiebegabter waren als die heutigen Pilger. Sie „sahen“ vielleicht in einer durch Erosion in Jahrtausenden entstandenen Mulde den Fuß-abdruck, und ihre Hände vervollkommneten ihn dann in frommem Eifer. Aber die Gläubigen brauchen keine Erklärungen, sie glauben. Und so sehen die Buddhisten in der flachen Mulde den Fußabdruck ihres großen Lehrers, der vom Gipfel des Adams-pik geradewegs in den Himmel gestiegen ist. Es gibt kein geschichtliches Zeug-nis, daß der Buddha jemals den Boden der Tropeninsel betreten hat. Auch die sorgfältig aufbewahrten Schriften der Anhänger seiner Lehre, die in Chroniken zusammen-gefaßt wurden, verschweigen dieses bedeutsame Ereignis, das man getrost in den Be-reich der Legenden und Mythen verweisen kann. Die Ceylonesen wissen, daß Mahinda, der Sohn des indischen Königs Aschoka, im 3. Jahrhundert v. u. Z. den Buddhismus auf Lanka einführte. Auch glauben sie, der Buddha selbst sei in einem schrecklichen Ge-wittersturm auf die Insel gekommen, während Blitze in rastloser Folge den nachtdunk-len Himmel zerschnitten und des Donners kein Ende war. Nach ihrer Überlieferung hat er das Heer der bösen Geister vertrieben, das bis zu jener Zeit die Menschen be-herrschte, und den sich staunend um ihn versammelnden Singhalesen den Weg ins Nir-wana gewiesen. Er befreite sie von der Furcht zu sterben, indem er sie lehrte, ohne Wunsch zu leben. Als der Buddha seine Mission erfüllt hatte, verließ er wieder die Insel, schenkte den neugewonnenen Anhängern seiner Lehre ein Bündel seines Haupt-haars zum Andenken und auf das innige Flehen des Königs hin jenen sagenhaften Fußabdruck zum unvergänglichen Beweis seiner Himmelfahrt.

Die Mohammedaner halten Adam, den ältesten ihrer sechs Propheten, für den Urheber dieser geheimnisvollen Spur. Als Adam aus dem Paradies vertrieben worden war, habe ihn ein Engel auf den nach ihm benannten Berg gesetzt. Vom Gipfel dieses Berges warf der Stammvater des Menschengeschlechtes einen letzten Blick auf das für immer verlorene Paradies. Er verließ Lanka, das damals noch mit dem indischen Festland verbunden war, und wandte sich nach Norden. Kaum hatte er die „Adamsbrücke“ passiert, hob sich hinter ihm brausend und wogend das Meer. Lanka war zur Insel geworden, und damit gab es für Adam keine Hoffnung mehr, jemals wieder in das gelobte Land zurückzukehren.

Die Hindus glauben, es sei Wischnu gewesen, der in seiner Inkarnation als Rama dem Berg seine unverwischbare Spur aufprägte. Für die katholischen Portugiesen hat sich ganz unzweifelhaft der Apostel Thomas mit dem Abdruck ein ewiges Denkmal gesetzt, und die Perser meinen, Alexander der Große habe seine Anwesenheit auf der Insel durch dieses Zeichen verewigt. Erstaunlicher noch als die Phantasie der Pilger ist ihre Toleranz gegenüber Andersgläubigen. Was bewegt sie, wenn diese an der geweihten Stätte einen anderen Gott anrufen? Ist es eine Duldsamkeit, die aus der Überlegenheit des Besserwissenden entspringt? Oder ist es im Gegenteil die Furcht, daß auch der andere recht haben könnte und man sich durch unduldsames Verhalten den Zorn eines fremden Gottes aufs Haupt laden würde? Wie dem auch sei, in den mehr 2000 Jahren, in denen der Adamspik – er wurde schon 150 v. u. Z. in der Mahawamsa-Chronik als Kultberg erwähnt – die Pilgerscharen anzog, hat es noch keinen Streit um die Urheberschaft der geheimnisvollen Fußspur gegeben.

Tief unten im Talkessel grünt auf den breiten Treppen der Reisterrassen die junge Saat, von Teeplantagen eingerahmt, die sich bis hinauf zu den Gipfeln der Berge erstrecken. Man sagt, wenn ein Berg eine Neigung von 45 Grad aufweise, sei er schon für den Teeanbau geeignet. Felsen wölben sich aus dem monotonen Dunkelgrün der kleinen Bäumchen. Jeder Quadratmeter wird genutzt. Wo immer sich ein Fleckchen Erde zeigt, ist es mit Tee bepflanzt. Ich bedaure die Frauen, die mit ihrer Blätterlast auf dem Rücken mehrmals am Tage die Hänge hinauf- und hinuntersteigen müssen. Unser Fahrer lächelt. „Die Teeplückerinnen sind zäh. Es macht ihnen nichts aus.“ Es sind zum größten Teil Tamilinnen, die noch zu Zeiten der Engländer als billige Arbeitskräfte aus dem Süden Indiens nach Ceylon geholt wurden, denn es hätte sich kaum ein Singhalese bereit gefunden, diese anstrengende Arbeit für ein so geringes Entgelt zu verrichten. Für 18 kg Teeblätter erhalten die Plückerinnen einen Lohn von 1,80 Markt. Mit ihren von Stirnbändern gehaltenen Säcken auf dem Rücken schreiten sie durch die Reihen der hüfthoch gestutzten Teesträucher, während ihre flinken Finger mit erstaunlicher Emsigkeit die zarten Blattriebe von den Zweigen zupfen. 18 kg dieser kleinen, schmalen, dunkelgrünen Blätter muß das Mädchen oder die Frau täglich ernten, wenn sie ihre Anstellung auf der Plantage nicht verlieren will. Aber eine gute Teeplückerin schafft nicht nur diese Mindestmenge. In der Zeit der Haupternte ist sie imstande, mehr als einen halben Zentner Blätter pro Tag zu pflücken. Die Arbeiterinnen werden außerdem auch zum Unkrautjäten herangezogen.

Einmal im Monat wird die Plantage von jeder fremden Pflanze gesäubert, die dem Boden Nahrung entziehen könnte. So ist das Erdreich unter den Miniaturkronen der Teebäumchen nackt und kahl, und kein Hälmchen grünt in ihrem Schatten. Einmal im Jahr werden die Pflanzen auf eine Höhe von etwa 60 cm gestutzt. Liefse man ihnen ganz unbeschnitten ihre Freiheit, so würden sie sich sehr bald zu stattlichen Bäumen entwickeln, und das Pflücken der Blätter wäre mühsamer und kostspieliger. Das Bäumchen nimmt den fortwährenden Schnitt nicht übel. Es treibt immer wieder neue Blättchen, die schon acht Wochen später und dann in regelmäßigen Abständen von zehn Tagen abgeerntet werden können.

Die von den Pflückerinnen abgelieferten Blätter breitet man auf Trockenhorden aus, wo sich schon nach wenigen Stunden ihr Feuchtigkeitsgehalt erheblich verringert. Sie welken und verlieren damit ihre Steifheit, die sie für die weitere Bearbeitung ungeeignet machen würde. Erst wenn die zarten Blättchen schlaff und geschmeidig geworden sind, werden sie von den Teearbeitern in große Rollkessel gebracht, wo sie unter Druck und Wärme zu unansehnlichen, graugrünen, übelduftenden kleinen Röllchen gedreht werden. Der tiefbraune Pflanzensaft, den man gern als Textilfarbstoff verwendet, rinnt unablässig in bereitgestellte Bottiche. Ein Rest von Feuchtigkeit verbleibt in den Blattröllchen, gerade genug, die Gärung des Fermentierungsprozesses einzuleiten. Erfahrene Fachleute überwachen den für die Qualität des Tees so wichtigen Vorgang. Der Geruch in den Fermentierungsräumen, wo der Tee bei streng regulierter Temperatur und Luftfeuchtigkeit langsam ausreift, ist unangenehm, fast widerlich. Der Laie will es nicht glauben, daß sich die zu Beeten geordneten Blätterhaufen einmal in die begehrten schwarzen Krümel verwandeln, aus denen man das aromatisch duftende und wohlschmeckende Getränk bereitet. Der Tee muß erst noch die Trockenöfen passieren, wo er auf Rüttelrosten den letzten Rest seiner Feuchtigkeit verliert und allmählich die uns gewohnte schwarze Farbe annimmt. Durch Siebe wird er nach Größe sortiert. Versierte Teeschmecker bestimmen seine Qualität. Dann kann er, in Weißblechbüchsen eingelötet, seine Reise nach Europa antreten.

Längst schon sind wir zu Freunden des Tees geworden. Nicht nur deshalb, weil der von uns nicht minder geschätzte Kaffee außerhalb Europas eine Enttäuschung ist, sondern weil wir gelernt haben, ihn richtig zu bereiten. Im allgemeinen geizt nämlich die deutsche Hausfrau mit dem Tee mehr als mit dem Kaffee. Für jede Tasse dieses goldbraunen Getränks muß man einen schwach gehäuften Teelöffel Teeblätter in ein gut vorgewärmtes Porzellangefäß geben, darauf das eben erst zum Kochen gekommene Wasser gießen und den Sud fest zugedeckt fünf Minuten ziehen lassen. Dann erst wird der Tee die richtige Farbe und das beste Aroma haben und von überraschend belebender Wirkung sein. Er ist stark genug, wenn die Zähne nach dem Trinken für einige Zeit stumpf werden, und wenn im Inneren der geleerten Tasse ein zarter, bräunlicher Film zurückbleibt.

Graue schwere Wolken lasten auf den Hügelrücken, gleiten über die runden Wipfel der alten Urwaldbäume talwärts und umfassen uns bald mit ihren düsteren Schleiern. Feuchte Kühle dringt durch den Fensterspalt ins Wageninnere. Niemand

spricht. Der Fahrer beugt sich über das Lenkrad nach vorn und bemüht sich angestrengt, den Wagen im dichten Nebel auf der Straße zu halten, die sich in vielen Kurven durch das Hochland zieht. In kurzen Zeitabständen läßt er die Hupe ertönen. Wenn er Antwort erhält, fährt er so weit wie möglich an den Rand der linken Straßenseite und erwartet mit warnendem Hupen den Gegenverkehr. Schon erkennen wir die Umrissse von Häusern rechts und links des Weges. „Nurelia“, erklärt der Fahrer lakonisch und weist mit dem Kopf nach vorn. „Stadt des Lichtes“ heißt dieser auf Landkarten als Nuwara Eliya verzeichnete Höhenkurort Lankas, der seinem vielversprechenden Namen zur Zeit unserer Ankunft keine Ehre macht. Die Sonne fehlt, die Stadt mit Glanz und Farben zu beleben. Grau, düster und wenig einladend liegt sie vor uns. Golf-, Tennis- und Basketballplätze, das Oval einer Pferderennbahn, ein gepflegter Stadtpark und große Hotels lassen auf einen regen Touristenverkehr schließen.

Das Hotel, in dem wir wohnen, wurde in der Mitte des vorigen Jahrhunderts im englischen Kolonialstil erbaut: kühl, ein wenig protzig und mehr geeignet, darin zu repräsentieren, als sich wohlfühlen. Müde und abgespannt von der langen Fahrt, dem großen Höhenunterschied und den vielfältigen Eindrücken, treten wir in die Halle, in der ein Diener in weißer Livree den Gong schlägt, um die Gäste zum Diner zu rufen. In unserem kalten, mit altmodischem Komfort ausgestatteten Zimmer machen wir uns „gesellschaftsfähig“. Der von den Engländern eingeführte Brauch, sich beim Abendessen in großer Toilette zu zeigen, herrscht heute noch, wenn auch in gemilderter Form, als ein unumstößliches Gesetz. Beim flackernden Schein des Kaminfeuers, das mehr Dekoration ist als Wärmequelle, weil es den hohen, kalten Speiseraum nicht heizen kann, läßt man sich von stummen, wohlherzogenen Dienern das Menü servieren. Und wenn man vom Sport oder von der Bergtour einen noch so großen Hunger mitgebracht hat, ißt man nicht, als wolle man sich sättigen, sondern als erfülle man eine gesellschaftliche Pflicht. Während Suppe gelöffelt wird oder zartrosa Steaks geschnitten werden, schweift der Blick unauffällig zu den anderen Speisenden hinüber, mit denen man dann im Gesellschaftszimmer des Hotels Konversation macht. Es ist, als sei die Zeit stehengeblieben. Wer nicht unangenehm auffallen will, spielt das Theater mit, bei dem man Akteur und Zuschauer in einer Person ist. Wir geben nur eine Gastrolle und ziehen uns nach dem Abendessen zurück. Wie oft konnten wir an der Küste nicht einschlafen, weil die Hitze uns quälte. Hier genießen wir seit langer Zeit zum ersten Male wieder die Wärme des Bettes.

Ich kann nicht verstehen, daß ausgerechnet Nuwara Eliya als Ferienort gepriesen wird. Obgleich am nächsten Morgen die Sonne scheint und uns mit Licht und Wärme überflutet, möchte ich meinen Urlaub hier nicht verbringen. Das Klima ist rauh wie im europäischen Vorfrühling, und die feucht-kalte, oft nebelige Luft scheint mir eher gesundheitsschädlich als -fördernd zu sein. 2000 Meter hoch liegt Nurelia, eingebettet in ein langgestrecktes Hochtal, das vom höchsten Berg Sri Lankas, dem Pidurutalagala, überragt wird. Vor nicht allzulanger Zeit konnte man hier noch das Trompeten der Elefanten vernehmen, konnte man dem Panther oder dem Lippenbären be-

gegenen und das muntere Spiel der Affen beobachten. Die Gegend war ein beliebtes Jagdgebiet für die Offiziere der Kolonialarmee. 1826 verirrten sich einige Jäger auf der Elefantepirsch und entdeckten bei ihrem ziellosen Umherstreifen den kleinen Ort. Er gefiel ihnen so gut, daß sie über seine reizvolle Lage dem damaligen Gouverneur des Landes, Sir Edward Barnes, einen begeisterten Bericht übersandten. Der Gouverneur ließ sich daraufhin dort einen Bungalow bauen und für seine von Malaria, Dysenterie und Tropenhitze geschwächte Garnison eine Gesundheitsstation errichten. Bald folgten Beamte und Pflanzer seinem Beispiel. Häuser wurden gebaut, von bunten Gärten umrahmt, und kurze Zeit später galt es als vornehm und damit unerlässlich, ein- oder zweimal im Jahr für ein paar Wochen in Nurelia zu wohnen. Luxushotels entstanden und lockten die Reichen aus allen Teilen des Landes an. Der Ruf der „Stadt des Lichts“ als idealer Höhenkurort war begründet. Sicherlich läßt sich die Vorliebe der Engländer für dieses Fleckchen Erde nicht allein mit seiner Schönheit erklären. Hier fanden sie einen Ort inmitten des fremdartigen Landes, der sie heimatlich anmutete. Sie entdeckten Pflanzen, die ihnen vertraut waren, Moore, Seen und Berge und genossen die belebende Kühle *und* den Nebel, der sie mehr noch als alles andere an England erinnern mochte. Außerdem war das Klima eine gute Voraussetzung für das Gedeihen des samtartigen Golfrasens. So konnten sie, ohne unter der Hitze zu leiden, den weißen Ball nach Herzenslust über das grüne Feld treiben und abends ihren Tee oder Whisky mit Soda vor dem Kamin genießen. Wir, die wir vor wenigen Wochen erst der eisigen Kälte des europäischen Winters entronnen sind, sehnen uns nach Sonne und Wärme und fühlen uns im Hitzeflimmer der Küste wohler als im rauen Klima der Berge.

In der Vegetation des Hochtales finden wir Pflanzenformen, die uns vertraut sind. Da wuchert im Unterholz des Waldes Brombeergestrüpp, und die genügsamen Heidelbeersträucher wachsen im Schatten der hohen, von zottigen Flechten und armstarken Schlingpflanzen behangenen Bäume. Auf den moorigen Wiesen gedeihen Veilchen, Glockenblumen, Maiglöckchen und Fingerhut. In den mit viel Fleiß und Geschick angelegten Gärten blühen Löwenmaul, Ringelblumen, Margeriten, Vergißmeinnicht, Astern, Malven, Rosen und Nelken, ohne sich an die ihnen in Europa streng zugemessene Jahreszeit zu halten. Nadelbäume sehen wir nur in den Parks und Gärten. Sie gehören nicht zur Flora der Tropeninsel. Was uns als Nadelbaum erscheint, die mächtigen, bis zu 30 Meter hohen, frei stehenden und an Pinien erinnernden Baumriesen mit dem breiten, dunkelgrünen Schirmdach, erweist sich als Calophyllum, ein zur Familie der Guttiferen gehöriger Baum, der keine Nadeln, sondern Blätter trägt und sich durch eine schraubenförmig gewundene Rinde auszeichnet.

Zeugen alter Kultur



Am nächsten Morgen verlassen wir Nurelia, um auf bequemer Straße an wilden Schluchten, schäumenden Wasserfällen und üppig bewaldeten Berghängen vorüber nach Kandy zu gelangen. Kandy liegt an einem künstlichen See. Was wir an interessanten alten Bauwerken, an Tempeln und Plastiken erwartet hatten, ist in den zahllosen Kriegen zerstört worden. Vom alten Palast sind nur noch bescheidene Reste vorhanden, denen man nicht ansehen kann, mit welchem Pomp einmal darin Hof gehalten wurde. Das einzige schöne und eindrucksvolle Gebäude der alten Residenz ist die Audienzhalle. Ihr Dach wird von schlanken Säulen aus Halmillaholz getragen, die mit geschnitzten Kapitälern verziert sind. Hier hat der König die Gesandten fremder Länder empfangen und ihnen gezeigt, daß er ein mächtiger Herrscher war, auch wenn ihm die Küstenprovinzen nicht mehr gehörten. Er zwang sie, sich einem beleidigenden Zeremoniell zu unterwerfen, und nicht selten mußten sie gedemütigt und unverrichteterdinge Palast und Stadt wieder verlassen. Wer die vom König aufgestellten Regeln des Anstandes verletzte, hatte für seine Freiheit und sein Leben zu fürchten. Das bekam der vom französischen Admiral und Vizekönig de la Haye an den Königshof in Kandy gesandte Nanclars de Lanerolle auf sehr empfindliche Weise zu spüren.

Den Franzosen war es 1672 gelungen, den Hafen von Trinkomali den Holländern zu entreißen. Dieser Sieg sollte ein Köder sein, mit dem sie dem singhalesischen Herrscher ein Bündnis gegen die Holländer antragen wollten. Es kam aber zu keiner Verhandlung. Der Gesandte besaß zu viel Temperament und zu wenig Diplomatie. Er wollte sich dem entwürdigenden Zeremoniell nicht unterziehen. Statt vom Pferd zu steigen und der Vorschrift des Königs entsprechend zu Fuß durch die Straßen zu gehen, ritt er, die Warnungen der Höflinge in den Wind schlagend, durch die Stadt und am Palast des Königs vorüber zu seiner Herberge. Radscha Singha II. bezähmte seinen Zorn über die Respektlosigkeit des Gesandten, weil ihm an der Vertreibung der Holländer sehr viel gelegen war. Er verhielt sich so, als hätte er von diesem groben Verstoß gegen seine Anordnung nie erfahren, und gewährte dem Franzosen die erbetene Audienz. Fackelträger geleiteten Nanclars de Lanerolle zum Palast. Als

aber der Gesandte dort – der Sitte gemäß – zwei Stunden warten sollte, bevor man ihn vorließ, verlor er die Beherrschung und wollte die Audienzhalle verlassen. Man beschwor ihn zu bleiben. Die Palastwache schickte sich an, die Elefanten am Eingang zu postieren, damit er nicht fortlaufen könne. Erst als er sein Schwert zog, gaben die Wächter den Weg frei. Radscha Singhas Geduld war durch die neuerliche Respektlosigkeit erschöpft. Er ließ den Gesandten samt seinem Gefolge auspeitschen. Nanylars de Lanerolle wurde für sechs Monate in Ketten gelegt, um die dem König zugefügte Beleidigung zu sühnen. Wer weiß, wie sich das Schicksal Ceylons gestaltet hätte, wenn der Vertrag zustande gekommen wäre. Vielleicht ist das leidgeprüfte und in aufgezwungenen Kriegen erschöpfte und zerriebene Volk Lankas durch einen Zufall der Beherrschung durch eine weitere fremde Macht entgangen.

Die Könige von Kandy waren im Verhängen von Kerkerstrafen über fremde Besucher nicht kleinlich. Radscha Singha I., der Vorgänger des oben erwähnten Königs, nahm den englischen Weltreisenden Sir Robert Knox, der sich auf eigene Faust durch das Land geschlagen hatte, für fast 20 Jahre in Haft. Knox wäre sicherlich lebenslang sein Gefangener geblieben, wäre es ihm eines Tages nicht gelungen zu entfliehen. Durch ihn erhielt Europa Kunde von der alten Königsstadt Anuradhapura, die vom ersten singhalesischen König Widschaja Bahu gegründet, in der Mitte des 9. Jahrhunderts der vom Norden nachrückenden Tamilen wegen aufgegeben und 300 Jahre später unter der Regierung Parakrama Bahus I. dem Dschungel entrissen und in alter Pracht und Herrlichkeit wieder aufgebaut wurde. Schon bald nach dem Tode dieses tatkräftigen Königs mußte Anuradhapura abermals verlassen werden. Die sinnvoll konstruierten Wasserwerke, die einst sumpfiges Land in fruchtbaren Ackerboden verwandeln halfen, arbeiteten nicht mehr. Das ganze Gebiet wurde zu einer fieberverpesteten, menschenleeren Einöde. Ungehindert wuchs der Dschungel bis in die schöne Stadt hinein und überspannte Tempel, Paläste, Bürgerhäuser und Reliquiendome mit seinem grünen Pflanzennetz. In den Köpfen der Singhalesen erlosch bald die Erinnerung an die alte, vielgerühmte Hauptstadt des Inselreiches, deren Mauern langsam vermoderten und unter dem Druck der Wurzeln zerbarsten. Robert Knox hat das vom Wald überwucherte Anuradhapura wiederentdeckt. Er streifte durch Häuser und Paläste, die nun von wilden Tieren bewohnt waren, und drang in Tempel ein, die seit Jahrhunderten keines Menschen Fuß mehr betreten hatte. Staunend erblickte er die edelsteingeschmückten Statuen Buddhas, deren steinerne Antlitze unvergänglich Ruhe und Frieden ausstrahlten, deren schmallippige Mäuler ihr Lächeln bewahrt hatten. Knox schrieb nach seiner gelungenen Flucht ein Buch über seine Erlebnisse auf der Tropeninsel und machte die Welt auf seine Entdeckung aufmerksam, aber ihm wurde nicht geglaubt. Erst nahezu 150 Jahre später stießen die Engländer, die inzwischen zu den Herren Lankas geworden waren, beim Straßenbau zufällig auf die Reste der alten Königsstadt. Sie war von einer dicken schwarzen Humusschicht bedeckt und wurde in jahrzehntelanger, mühevoller Arbeit ausgegraben. Noch heute sind Wissenschaftler damit beschäftigt, sie zu erforschen.

Rund hundert Jahre nach dem Besuch des französischen Gesandten Nanclars de Lanerolle erschien am Königshof zu Kandy ein englischer Gesandter namens Pybus, der den Auftrag hatte, mit Radscha Kirti Sri ein Bündnis gegen die Holländer zu schließen. Aber so unterwürfig er sich auch zeigte, seiner Mission war kein Erfolg beschieden. Er mußte unverrichteterdinge wieder nach Indien zurückkehren. Sein Bericht vom Verlauf der Audienz ist erhalten geblieben:

„Wir betraten das Haus, und nachdem wir durch ein zweites Tor in einen kleinen Hof eingetreten waren, wo drei Staatselphanten und ebenso viele schön geschmückte Pferde standen, sagte man mir, daß der Obergeneral des Königs hier zu mir kommen werde, und daß ich meine Schuhe ausziehen müsse. Zuletzt wurde der weiße Vorhang am Tor aufgezogen; dahinter war ein roter und noch mehrere andere, im ganzen sechs; als der letzte aufgezogen war, sah man das Ende der Halle und darin ein wieder mit einem weißen Vorhang verhängtes Tor. Nach ein paar Minuten wurde auch dieser Vorhang geöffnet, und nun erblickte man den König auf seinem Thron, einem großen, schön geschnitzten und vergoldeten Sessel. Als dieser letzte Vorhang weggezogen wurde, stand ich noch aufrecht, die Silberschüssel mit meinem Brief für den König auf dem Kopf haltend, aber man zog mich am Rand meines Rockes nieder und zwang mich, auf den bloßen Boden auf ein Knie niederzuknien, immer mit der Silberschüssel über meinem Kopf. Der General und die anderen Hofbeamten warfen sich sechsmal auf den Boden hin; dann standen sie auf, ich gleichfalls, und dieselbe Zeremonie wurde wiederholt, nachdem wir bis auf zwei oder drei Schritte an die große Halle herangekommen waren. Kaum hatten wir diese beschritten, als ich auf beide Knie niedergebracht wurde, und die Generäle wiederholten dieselbe Zeremonie wie vorher. Wir gingen dann ein wenig weiter voran bis an das Ende eines großen persischen Teppichs, mit dem der Boden bedeckt war, und hier wurde dieselbe Zeremonie nochmals wiederholt.

Darauf wurde ich von zweien der Generäle zum Staatsthron geführt, auf dessen unterster Stufe ein kleines Kissen lag. Auf dieses ließ ich mich auf ein Knie nieder und reichte den Brief hin. den Seine Majestät sofort vom Präsentierteller nahm, und ich zog mich bis ans Ende des persischen Teppichs zurück, wo ich wieder gezwungen wurde niederzuknien.

Am Fuße des Staatsthrones kniete einer der ersten Minister, dem der König mitteilte, was er mir zu sagen hatte; dieser warf sich, nachdem der König gesprochen hatte, auf den Boden nieder und sagte es einem der Generäle, die mit mir am Ende der Halle saßen; dann warf sich auch dieser wieder zu Boden und erklärte es einem malabarischen Doktor; der wieder sagte es auf Malabarisch meinem Dubasch und dieser mir. Und diese Zeremonie wurde bei jeder Frage wiederholt.“

Vielleicht hätte sich Mr. Pybus in seinem Bericht der Detailschilderungen besser enthalten sollen, denn daraus geht hervor, daß er nicht als Vertreter einer fremden Nation akzeptiert, sondern als Mann einer ganz niederen Kaste angesehen wurde. Infolgedessen durfte er dem König sein Anliegen nur durch eine Reihe von Mittelsleuten vorbringen.

Am 2. März 1815 wurde in derselben Audienzhalle, wo einst holländische, französische und englische Gesandte vor singhalesischen Herrschern im Staube gekniet hatten, der letzte König von Kandy entthront und die Insel in englischen Besitz genommen.

Ein kleines Museum in der Nähe des ehemaligen Palastes verwahrt die prächtigen Gewänder der letzten Könige. Bis vor wenigen Tagen konnten man auch die kostbare, mit Edelsteinen reich verzierte Königskrone bewundern. Sie ist gestohlen worden. Ein Loch im Dach des niedrigen Gebäudes zeigt, auf welche Weise sich die bisher unentdeckten Diebe Eingang verschafften.

Die größte Sehenswürdigkeit Kandys, um derentwillen alljährlich Zehntausende von Pilgern aus allen Teilen der buddhistischen Welt die Stadt besuchen, ist der im Dalada Maligawa verwahrte Augenzahn des Buddha, der in sieben ineinandergeschachtelten kostbaren Kästchen verborgen gehalten wird. Der Erhabene hat ihn sich, einer alten Legende zufolge, kurz vor seinem Tode selbst gezogen, um ihn als ein Andenken nach Ceylon zu senden. Eine andere Legende berichtet, daß der Zahn während der Verbrennung des Leichnams des Buddha aus den Flammen gerettet wurde und 800 Jahre nach dem Tode des ins Nirwana Eingegangenen, im Haar einer indischen Prinzessin versteckt, nach der Tropeninsel gelangte. Hier wird ihm seither als der wertvollsten Reliquie des Buddhismus die Verehrung der Gläubigen zuteil. In den mehr als anderthalb Jahrtausenden, die nach seiner geheimnisvollen Ankunft vergangen sind, hat der Zahn oft Heimstatt und Besitzer gewechselt. Fortwährend der Gefahr ausgesetzt, eine Beute der fremden Eroberer zu werden, wurde er bald hierhin, bald dorthin geschleppt. Immer wieder streckten sich räuberische Hände nach diesem geheiligten Kleinod aus, weil man annahm, daß der Raub des Zahnes die Widerstandskraft des singhalesischen Volkes erschüttern werde. Trotz aller Vorsichtsmaßnahmen ging der Zahn in einem der Kriege, die von den südindischen Eindringlingen ins Land getragen wurden, an den Feind verloren. 1560 gelang es den Portugiesen, dieses gestohlene Heiligtum dem Radscha von Dschaffna zu entreißen, nicht um es den Buddhisten, die ein hohes Lösegeld dafür geboten hatten, zurückzugeben. Der Erzbischof von Goa zerrieb und verbrannte eigenhändig dieses „heidnische Ärgernis“ und streute die Asche in den Fluß. Die Wirkung, die er sich von dieser symbolischen Handlung erhofft hatte, blieb aus. Es gab keine Erschütterung, keine Selbstaufgabe unter seinen buddhistischen Gegnern. Die Priester waren findig genug, rechtzeitig vorzusorgen. Sie wußten, was sie dem Volke schuldig waren, und behaupteten, den Portugiesen sei nur eine lächerliche Imitation des verehrten Gegenstandes in die Hände gefallen und der echte Zahn Buddhas befinde sich nach wie vor in ihrem Besitz. Seit 1566 wird der immer mehr zum Symbol der Unabhängigkeit gewordene Zahn in Kandy verwahrt. Nur einmal im Jahr, zum Peraherafest, verläßt die heilige Reliquie den Tempel, um auf dem Rücken eines außergewöhnlich großen, schönen und prachtvoll geschmückten Elefanten durch die Straßen geführt zu werden. Kein Mahaut wäre würdig genug, auf einem Elefanten zu reiten, der

dazu auserwählt wurde, den Zahn des Buddha zu tragen. So wird der graue Riese, das den Buddhisten heilige Tier, von neben ihm her reitenden Betreuern gelenkt und geleitet. Die Straßen sind vom Gewimmel der Schaulustigen erfüllt. Die Herbergen können die Zahl der Pilger nicht fassen. Das Volk feiert sein großes Fest. Tänzer begleiten stampfend und wirbelnd den prächtigen Zug. Gesang erschallt, Schellen rasseln, Peitschen knallen, Trommeln dröhnen. Staub, von bloßen Füßen aufgewirbelt, weht über die festlich gestimmte Menge, die sich an den großen Elefanten herandrängt. Sie möchten dem Heiligtum möglichst nahe sein und einen Blick auf den kostbaren Schrein werfen, der durch einen Baldachin vor den sengenden Sonnenstrahlen geschützt wird. Wenige nur haben die Reliquie wirklich gesehen. Widersprüchlich sind die Meinungen der Augenzeugen über ihre Größe und Beschaffenheit. Die Angaben über die Länge schwanken zwischen 3,5 und 4 cm und über die Breite zwischen 1 und 1,5 cm. Die Form sei konisch und erinnere an den Zahn eines Krokodils, sagen die einen, während andere Begutachter Ähnlichkeit mit dem Zahn eines Ebers feststellen. Einig ist man sich jedenfalls darüber, daß dieser heilige Zahn keinem menschlichen Kiefer entstammt. Fachkundige Betrachter behaupten sogar, nur ein zurechtgeschnittenes Stück einfachen Elfenbeins gesehen zu haben. Wie dem auch sei, der „heilige Zahn“ erfüllt seinen Zweck.

Nach der feierlichen Prozession ruht die Reliquie wieder im Inneren des Tempels in ihren sieben, von Edelsteinen reich verzierten goldenen Schreinen. Die siebente Schatulle bettet sich in die Karanduwa, über der im gleißenden Gefunkel von Rubinen, Smaragden und Saphiren ein goldschimmernder Pfau thront. Die Karanduwa steht auf einem massiven Silbertisch und wird mit einem festen, vergoldeten Eisengitter vor Berührung und unbefugtem Zugriff bewahrt.

Vor dem Schrein der vielen Schreine haben die Gläubigen süßduftende Blüten ausgestreut. Räucherstäbchen schwelen unablässig. Sämtliche Wohlgerüche Südasiens erfüllen den dämmrigen Raum.

Die Wände des Tempels sind mit nicht sehr kunstvoll gestalteten farbigen Bildern bemalt, die von den verschiedenen Stationen in Buddhas Leben berichten. Vor den Treppenaufgängen liegen, kostbaren Fußmatten gleich, sorgfältig gemeißelte, halbkreisförmige Mondsteine, die von den nackten Füßen der Gläubigen blankgerieben wurden. In ihre glatte Oberfläche hat man allerlei Tiergestalten – Elefanten, Pferde, Schwäne und Kaninchen – aber auch Pflanzenformen wie die des Lotos geprägt. Über deren Bedeutung streiten sich noch die Gelehrten. Wahrscheinlich sind es Symbole, die den Weg des Buddha zur Erlösung in seinen verschiedenen Stadien zeigen, oder es sind kosmische Symbole. Diese Mondsteine wirken sehr dekorativ, wenn sie auch, gemessen an ihren herrlichen Vorbildern in Anuradhapura, nur einen Abglanz einstigen künstlerischen Ausdrucksvermögens darstellen. Den Verfall der singhalesischen Kunst lassen auch die mit schreienden Farben gemalten Wandbilder in der Vorhalle des Dalada Maligawa deutlich erkennen. Auf 13 Fresken wird hier der Gläubige in einer Art Bilderzählung mit allen Grausamkeiten vertraut gemacht, die einen Menschen im künftigen Leben erwarten, wenn er die Gebote nicht erfüllt.

Gepfählt, zerhackt, verbrannt oder von wilden Tieren zerrissen zu werden sind einige der vielen Möglichkeiten, begangenes Unrecht zu sühnen. Anscheinend kann auch die Tugendlehre des Buddhismus ohne das Androhen von Höllenpein nicht auskommen, wobei der Buddhist unter „Hölle“ die Erde mit all ihrem Leid und Schmerz versteht.

Dadurch, daß Ceylon immerwährend bedroht war, durch fremde Völker belagert wurde und schließlich seine Unabhängigkeit und Freiheit endgültig verlor, konnte sich die Kunst auf der Insel nicht frei entfalten. Maler, Bildhauer und Architekten standen im Dienste des Königs. Sie galten nicht als Künstler, sondern als Handwerker und blieben als solche anonym.

Der König erteilte ihnen die Aufträge, und bei der als Königspflicht angesehenen Neigung, dem buddhistischen Orden großzügige Schenkungen zu machen, gab es Arbeit in Hülle und Fülle.

In dem Teil des Palastes von Kandy, in dem auch der Tempel des Zahns untergebracht ist, befindet sich das Pattirippuwa, ein achteckiger, mit Ziegeln gedeckter Pavillon, die die berühmte buddhistische Bibliothek verwahrt. Es sind Bücher besonderer Art. Die ältesten unter ihnen sind weder gedruckt noch gebunden. Ihre Schriftzeichen wurden nicht geschrieben, sondern mit Metallgriffeln eingeritzt, und das Material war weder Papier noch Pergament, sondern bestand aus Olan, den gekochten und wieder getrockneten schmalen langen Blattstreifen der größten Palme dieser Erde. Um die Schrift lesbar zu machen, wurde Ruß in die Gravierungen gerieben. Hier liegt auch die Mahawamsa-Chronik, die vom Glanz und Verfall des singhalesischen Reiches berichtet. Durch Schnüre miteinander verbunden, mit kunstvollen Silberleisten gefaßt und von zierlich gearbeiteten Lack- oder Metalldeckeln umschlossen, überdauerten diese Dokumente mönchischen und weltlichen Lebens die Jahrhunderte. Die ältesten Chroniken sind in Pali, der „Schrift der heiligen Texte“, verfaßt worden, deren Blütezeit etwa ins 12. Jahrhundert fällt und die von den buddhistischen Mönchen Ceylons, Burmas und Thailands geschrieben wurde.

Wir verlassen den Palast, der einst von portugiesischen Kriegsgefangenen errichtet worden sein soll und der mit seinen Zinnen mehr den Eindruck einer Festung macht.

Unweit von Kandy befindet sich der bereits erwähnte Botanische Garten von Peradeniya. Wer in Kandy war, ohne Peradeniya gesehen zu haben, ist an einem kleinen Paradies achtlos vorübergegangen. Der Eilige braucht nicht einmal seinen Wagen zu verlassen, um einen Eindruck von der verwirrenden Vielfalt und Schönheit der Pflanzen zu erhalten, denn durch den Botanischen Garten von Peradeniya führen ausgezeichnete Fahrwege. Wir ziehen den Spaziergang vor, denn diese bemerkenswerte Sammlung tropischer Gewächse verdient es, in Ruhe betrachtet zu werden, zumal sie mit Besonderheiten aufwarten kann, die kein botanischer Garten Europas zu bieten vermag. Wo anders könnten auch Talipotpalmen gedeihen, die Riesen unter den Palmen, deren braune Stämme bis zu einer Höhe von 60 Metern

auffragen? Wo könnten sie, die 60 bis 80 Jahre reifen, zur Blüte gelangen? Wo könnte man Allein aus Königspalmen finden, die wie makellose, glatte, von grüngefiederten Kapitälern gekrönte Säulen wirken, wenn nicht im natürlichen Treibhaus von Peradeniya? 500 Meter über dem Meeresspiegel gelegen, hufeisenförmig umflossen und zugleich begrenzt von den schlammigen Fluten der Mahaweli-Ganga, beheizt von der im Talkessel sich speichernden Wärme, vom tropischen Regen mit Feuchtigkeit versorgt, bieten sich dem Pflanzengarten ideale Voraussetzungen für die Aufzucht und Pflege empfindlicher Tropengewächse. Hier gedeihen neben den plumpen, baumartigen Palmyrapalmen, neben den schlankstämmigen Arekas auch die madagassischen Fächerpalmen. Wie das Rad eines Pfaus spreizen sich ihre langen, zierlich gefiederten Blattwedel zu einem mächtigen Fächer. Uralte Banyans, heilige Feigenbäume, wachsen nicht nur in die Höhe, sondern auch in die Breite, weil sie sich fortwährend in ihren fest im Boden verankerten Luftwurzeln verjüngen. Bei flüchtiger Betrachtung könnte man die Luftwurzeln für Stämme halten und den ganzen, von einer gemeinsamen Krone überdachten Komplex eines Baumes für einen kleinen Wald.

Inmitten einer kurzgeschorenen Wiese steht ein anderes Pflanzenwunder, ein javanischer Feigenbaum. Ein dicker Stamm, unterstützt von einigen Luftwurzeln, trägt die gewaltige, weit ausladende grüne Kuppel, deren waagrecht wachsende untere Äste eine Länge von mehr als 20 Metern haben. Ein junger, freundlicher Gärtner macht uns auf eine weitere Sehenswürdigkeit aufmerksam. *Lodoicea seychellarum* steht auf dem Schild neben einer hohen, schlanken Palme mit Fächerblättern. Das Besondere an ihr ist weder ihre Größe noch ihre Schönheit, sondern die Geschichte ihrer Entdeckung. Lange schon, bevor man die Palme zu Gesicht bekommen hatte, kannte man ihre Früchte, die hin und wieder von der Brandung an die Küsten Südasiens geworfen wurden, riesenhafte, fast einen halben Meter lange und bis zu einem halben Zentner schwere, schwimmfähige Gebilde. Man nannte sie Meeresnüsse, weil die nordöstlich von Madagaskar gelegenen Seychellen, die Heimat der Palme, noch nicht entdeckt worden waren und niemand wissen konnte, woher diese Früchte stammen.

Die Seychellenußpalme wächst erstaunlich langsam. Im Verlaufe eines Jahres bildet sie nur ein einziges Blatt aus. Die Frucht braucht 10 Jahre, um zu reifen, und es dauert ein weiteres Jahr, bis aus dem festen Nußgehäuse der Keim hervorbricht.

Im Schattendämmer hoher Bäume gedeiht eine reichhaltige Sammlung von Farnen der verschiedensten Art, von mooshafter Winzigkeit bis hinauf zu den Baumfarnen mit ihren faserigen dicken Stämmen, aus denen eine Fülle zartgefiederter hellgrüner Wedel hervorquillt. Wir fühlen uns bei ihrem Anblick in ein längst vergangenes Erdzeitalter versetzt, wo Saurier unseren Planeten bevölkerten. Es ist erstaunlich, daß sich einige wenige Tier- und Pflanzenformen seitdem nahezu unverändert bis in unsere Gegenwart erhalten haben.

Eine der vielen Talipotpalmen des Peradeniya-Gartens steht in voller Blüte. Wie ein riesenhafter Busch aus Straußenfedern wachsen die Blütenrispen über den Kranz

der bis zu 7 Meter breiten Fächerblätter hinaus. Etagenförmig angeordnet, ist jeder wie eine duftige, gelblichweiße Wolke aussehende Blütenstand mit Tausenden winzig kleiner Blüten geschmückt. Ein kräftiges Summen erfüllt die Luft. Schwärme von Honigsammlern sind herbeigeeilt, um diese verlockende Nahrungsquelle auszuschöpfen. Nur ein einziges Mal zeigt sich diese Palme in solcher Pracht. Das ist die Krönung ihres langen Lebens und zugleich auch das Ende. Wenn die kleinen geflügelten Gäste sie nicht mehr besuchen, wenn ihre Blüten Duft und Schönheit verloren haben, altert sie schnell. Die einst saftstrotzenden grünen Stengel verdorren, die Talipotpalme stirbt. Ihre mächtigen Blätter, breit und stark wie kleine Dächer, vergilben und erschlaffen. Kraftlos baumeln sie herab und hängen um den Stamm wie ein zusammengeklappter Regenschirm. Der stolze Blütenbusch ist seines Schmuckes beraubt. Unansehnlich und dürr wie ein ausgekehrter Besen, behangen mit unzähligen kleinen braunen Nüssen, steht er noch für kurze Zeit auf dem Stamm der alten Palme. Dann knickt ihn der Wind. Die Lebenskraft der Riesenpalme ist erloschen. Langsam stirbt sie von oben her ab, bis die Axt oder der Gewittersturm sie fällt.

Auf einem kleinen Teich, der von üppig wuchernden Papyrus und zierlichem Zyperngras umstanden ist, schwimmen makellos weiße, gelbe und zartrosafarbene Seerosen, neben denen auch die herrlichen Lotosblumen ihre Blütensterne entfalten. Viele idyllische kleine Winkel gibt es im Garten von Peradeniya. Eine besondere Anziehungskraft besitzt der am Ufer der Mahaweli-Ganga sprießende Riesenbambus. Es ist schon eindrucksvoll, dem indischen oder ceylonesischen Bambus zu begegnen. Der in Burma beheimatete und in Peradeniya zur Schau gestellte Bambus aber ist ein Gigant unter den Gräsern. Die gerade emporwachsenden und in schwindelnder Höhe sanft sich neigenden Rohre erreichen eine Länge von 30 bis 40 Metern. Nach der Regenzeit im Monat Juni treiben die Wurzelschößlinge hervor und wachsen im Verlauf von 2 bis 3 Monaten zu ebensolchen Gräserriesen auf. Der Durchmesser der stärksten beträgt 30 Zentimeter. Der Brustkorb unseres ceylonesischen Begleiters ist nicht umfangreicher als diese gewaltigen dunkelgrünen Rohrsäulen, die sich einandergesägt als Tonnen verwenden ließen und deren abgeplatzte, verholzte Blattscheiden als Wägemulden für Babys zu gebrauchen wären. Der Mensch wirkt lächerlich klein neben einem solchen Bündel von 40 bis 60 Riesengräsern. Nach oben verjüngen sich die Rohre und werden biegsamer. Mit ihren von zierlichen, lanzettförmigen, schmalen Blättchen geschmückten Seitenverzweigungen bilden sie eine lichtgrüne, lockergefügte Krone. Wenn die vom Winde bewegten, spröden Rohre sich aneinander reiben, klingt es wie das Knarren alter Türen. Die ewig zitternden Blättchen erzeugen mit ihrem Gerassel einen auf- und abschwellenden hellen Ton.

Unweit davon, in den trüben Fluten des Flusses, waschen Mahauts ihre Elefanten. Sie führen die Tiere ins Wasser und befehlen ihnen, sich auf die Seite zu legen. Dann klettern sie gewandt auf die grauen Körper hinauf und kratzen und schaben mit zerbrochenen Kokosnußschalen auf der nassen Haut herum. Sie liegen auf den Knien und scheuern und schrubben die breiten Seiten ihrer Pfleglinge. Gehorsam bleiben die Elefanten im Wasser liegen und verändern ihre Lage nur, wenn ihr

Erzieher es ihnen befiehlt. Die Köpfe der großen Tiere sind halb vom Wasser bedeckt. Ihre beweglichen Rüssel gebrauchen sie als Schnorchel.

Die Mahauts beachten uns nicht. Eifrig massieren sie die naßglänzenden Rücken ihrer Schützlinge, die endlich aufstehen und sich Bauch und Seiten mit dem Rüsselschlauch abbrausen dürfen. Als wir unsere Kameras wieder in den Taschen verwahren, gleiten die dunkelhäutigen Betreuer von ihren Elefanten herab, waten schnell durch den Uferschlick und halten uns lächelnd die Handflächen entgegen. Sie benehmen sich so, als wäre die täglich notwendige Reinigungsprozedur eine eigens für uns inszenierte Schaustellung gewesen, für die sie Bakschisch nicht nur erwarten, sondern sogar fordern dürfen.

Dambulla ist unsere nächste Station. Wir erreichen das Rasthaus erst nach Einbruch der Dunkelheit. Länger als eine Stunde sind wir durch den dichten Wald gefahren. Unablässig haben unsere Augen nach wilden Tieren Ausschau gehalten, aber wir sahen nur ein paar Vögel. Als der Fahrer die Scheinwerfer einschaltete, hofften wir vom Licht geblendeten Hirschen oder Schleichkatzen zu begegnen, aber so oft wir auf glühende Punkte am Wege trafen, erwiesen sie sich als Augen von Hunden, die in der Nähe von Dörfern umherstreunten. Die einheimischen Wildtiere haben sich in die unzugänglichen Teile der Bergwälder zurückgezogen.

Wir werden mit einem Currygericht und saftigen Früchten bewirtet und stillen unseren Durst mit kühlem, klarem Wasser. Nachdem unsere Tagebucheintragungen erledigt sind, ziehen wir uns ins Zimmer zurück. Wenn nur das gräßliche Konzert nicht wäre, das nun vor unserem Fenster anhebt und während der ganzen Nacht nicht verstummt! Es muß mindestens ein Dutzend Hunde sein, die in verschiedener Stimmlage und mit unterschiedlichem Kraftaufwand bellen, kläffen, jaulen, winseln, fiepen und knurren. Eine solche Ruhestörung haben wir schon einmal erlebt. Es war auf der Forststation von Sasan-Gir, auf der Halbinsel Kathiawar, nordwestlich von Bombay, wo wir im Jahre 1959 Löwen beobachteten. Dort mußten wir der furchtbaren Hitze wegen außerhalb des Hauses schlafen, was zur Folge hatte, daß sich die Hunde der Nachbarschaft ungestört unter unseren Betten versammeln konnten. Wenn sie ihr nächtliches Bellkonzert anstimmten, an dem sich bald alle Hunde des Dorfes beteiligten, wußten wir, daß der Panther in der Nähe war. Sie fürchteten ihn, weil er in jeder Nacht auf Hundefang ausging. Das Gebell verstummte, sobald der Leopard seine Beute gemacht hatte und das Dorf verließ. Dann beruhigten sich die Davongekommenen, streckten sich unter unseren Betten zur wohlverdienten Ruhe aus und rührten sich nicht mehr bis zum Morgengrauen. Sollte es auch hier einen Panther geben, der sich auf Hunde spezialisiert hat? Dann würde ich ihm, trotz meiner großen Liebe zu diesen Vierbeinern, ein baldiges Jagdglück wünschen, damit wir endlich schlafen können. Meine Hoffnung erfüllt sich nicht. Wir erheben uns am Morgen von unserem unbequemen Lager, ohne Schlaf gefunden zu haben.

Weil sich die Aufregung unter den Hunden noch immer nicht gelegt hat, treten wir aus dem Haus, um die Ursache zu ergründen. Sie ist ebenso erschütternd wie

natürlich. Eine zerzauste kleine Hündin sitzt inmitten einer Meute von Rüden verschiedenster Größe. Ihre Augen blicken furchtsam. Ihre Flanken zittern. Hilflos ist sie der Begierde der sie umschnüffelnden und umwedelnden und erregt nach ihr schnappenden Rüden ausgesetzt, die nur dann von ihr lassen, wenn es sich notwendig macht, einem Rivalen die Zähne zu zeigen. Ich frage den Leiter des Rasthauses, ob er die völlig erschöpfte Hündin nicht ins Haus nehmen will, doch er hebt abwehrend die Hände. „Das ist nicht mein Hund. Ich füttere ihn nur manchmal. Er gehört niemandem. Warum sollte ich ihn also einsperren.“ Ich denke an das verängstigte kleine Hundegesicht und an die widerlich aufdringlichen Köter und versuche es noch einmal. Da wagt der Mann ein spöttisches Lächeln und sagt: „Warum sollte der Mensch die Natur korrigieren?“

Die Attraktion von Dambulla sind fünf Höhlentempel, die unter der Regentschaft des Singhalesenkönigs Walagam Bahu im 1. Jahrhundert v. u. Z. angelegt wurden. Während der vorübergehenden Herrschaft der Tamilen über das Inselreich hatte der König hier eine sichere Zuflucht gefunden. Vielleicht dankte er dem Buddha durch den Bau dieser geweihten Stätte für die wundersame Errettung von seinen Feinden. Jedenfalls ist dieses fromme Werk im Verlauf späterer Jahrhunderte vergrößert und verfeinert worden. Daran mitgewirkt zu haben, bezeugt König Nissankamalla in einer am Eingang angebrachten steinernen Inschrift aus dem Jahre 1192. Eine 18 Meter hohe Wand verschließt die Höhlen und hält das Tageslicht von den im tiefen Dunkel ruhenden Buddhastatuen fern. Mit unsäglichem Fleiß wurde für einen der Tempel ein riesiger Saal aus dem Felsen gehauen, dessen Ausmaß – 50 mal 15 mal 1,5 bzw. 7 Meter – Raum bot für die Aufstellung von mehr als 50 verschieden großen Buddhaplastiken, einer Dagoba und einem Wasserbecken für Weihezwecke. Unser kahlköpfiger Führer im gelben Mönchsgewand beleuchtet mit dem Schein einer Kerze die stummen Zeugen religiösen Eifers und menschlicher Schöpferkraft. Für Sekunden verleiht er den aus Stein gemeißelten Gesichtern des Erhabenen gespenstisches Leben. Das langsam wandernde Licht wirft phantastische Schatten von den Buddhaskulpturen auf die Höhlenwände. Seltsam verzerrt strecken sie sich, krümmen sich, fließen breit auseinander, brechen sich in Nischen und Mauervorsprüngen. An einigen Stellen der großen Höhle tropft Wasser von dem mit feinem Tuch bespannten und bemalten Deckengewölbe. In regelmäßigen Zeitabständen fallen Tropfen in die steinerne Mulde des Wasserbeckens und rufen einen leisen, silberhellen Ton hervor.

Der Mönch macht uns auf die Wand- und Deckenbilder aufmerksam, die ein mit spitzem Pinsel in altsinghalesischer Sprache niedergeschriebener Text erklärt. Die uns fremden Schriftzeichen künden von den verdienstvollen Taten der mächtigen Herrscher dieses Landes, von ihrem mutigen Kampf gegen die Feinde Lankas und ihren ruhmreichen Siegen, vom Bau prunkvoller Paläste, Tempel und Dagobas und von großzügigen Schenkungen an die Priesterschaft des buddhistischen Ordens. Es wird nur von Königen und Priestern berichtet, das Volk, die Summe denkender

Hirne, fühlender Herzen und schaffender Hände, bleibt namenlos und ungenannt. Doch wir haben gelernt, solche Berichte zu lesen. Wir wissen von der Menge, die – vom Willen des Herrschers gelenkt – in den Krieg zog und zuschlug oder geschlagen wurde. Wir können uns das Gemetzel auf den Schlachtfeldern vorstellen, das Schreien der Verstümmelten, das Stöhnen der Sterbenden, die Angst der Gejagten; zerstörte Dörfer und Städte, verwüstete Felder und die unüberschaubare Zahl der Toten, die von Witwen und Waisen beweint werden, während der König stolz seinen Sieg feiert. Auch die glanzvollen Bauten, die den Verdiensten des Königs zugeschrieben werden, sind das Werk einzelner, ungenannter Menschen. Der Landesherr verfügte nach Belieben über ihre Arbeitskraft, und doch gehörte jeder zu einer Familie, für die er zu sorgen hatte und die sich um ihn sorgte. Er bewohnte eine bescheidene, aus Palmblättern gefügte Hütte, bebaute sein kleines Reisfeld und hatte seine persönlichen Neigungen, Hoffnungen und Wünsche. In den Dienst des Königs genommen, verlor er seinen Wert als Persönlichkeit. Ob in den Kampf gestellt oder zum Bau von Palästen, Tempeln, Dagobas, Straßen oder Stauseen beordert, er galt nur als ein Träger von Kraft. An einer Wand des Höhlentempels ist der Kampf Duttha Gamani, des in vielen Epen besungenen Nationalhelden Lankas, gegen den Malabarenfürsten Elara dargestellt, der für einige Zeit das nördliche Ceylon beherrschte. Auf einem weißen Elefanten sitzend, rückt Duttha Gamani im Glanz seiner königlichen Gewänder und von einer Mitra gekrönt gegen den Feind vor. Ein Diener bemüht sich, mit hoherhobenem Schirm die lästigen Sonnenstrahlen von seinem Herrn fernzuhalten.

Seite 153 oben: Blick auf den Swayambhunath-Tempel.

unten: Oft werden wir an den Schneemenschen erinnert, wenn wir die seltsamen, behaarten Wesen auf den Tempelgemälden betrachten.

Seite 154: Manche Tibetaner gleichen in ihren Gesichtszügen den nordamerikanischen Indianern.

Seite 155: Elefanten, Löwen und mit Ketten gefesselte Panzernashörner säumen die Treppen, die zur Pagode hinaufführen.

Seite 156: Vor dem ehemaligen Königspalast von Katmandu stehen die Newari-Tempel, deren Dächer durch geschnitzte und bemalte Balken gestützt werden.

Seite 157: Der Priester hat vor sich die Opfergaben der Gläubigen ausgebreitet.

Seite 158: Der Zorn des schwarzen Kala-Bhairawa wurde in vergangenen Zeiten nicht selten durch Menschenblut besänftigt.

Seite 159: Hanuman, der Affengott, zeigt sich uns im roten Gewand und als Vielarmiger auf einem Relief. Die lebenden Vertreter seiner Sippe, die in allen Tempeln zu finden sind, werden von den Gläubigen gefüttert.

Seite 160: Gebetsfähnchen schmücken den Schrein von Buddnath. Das Büffelkalb wird einer Hindugottheit geopfert.





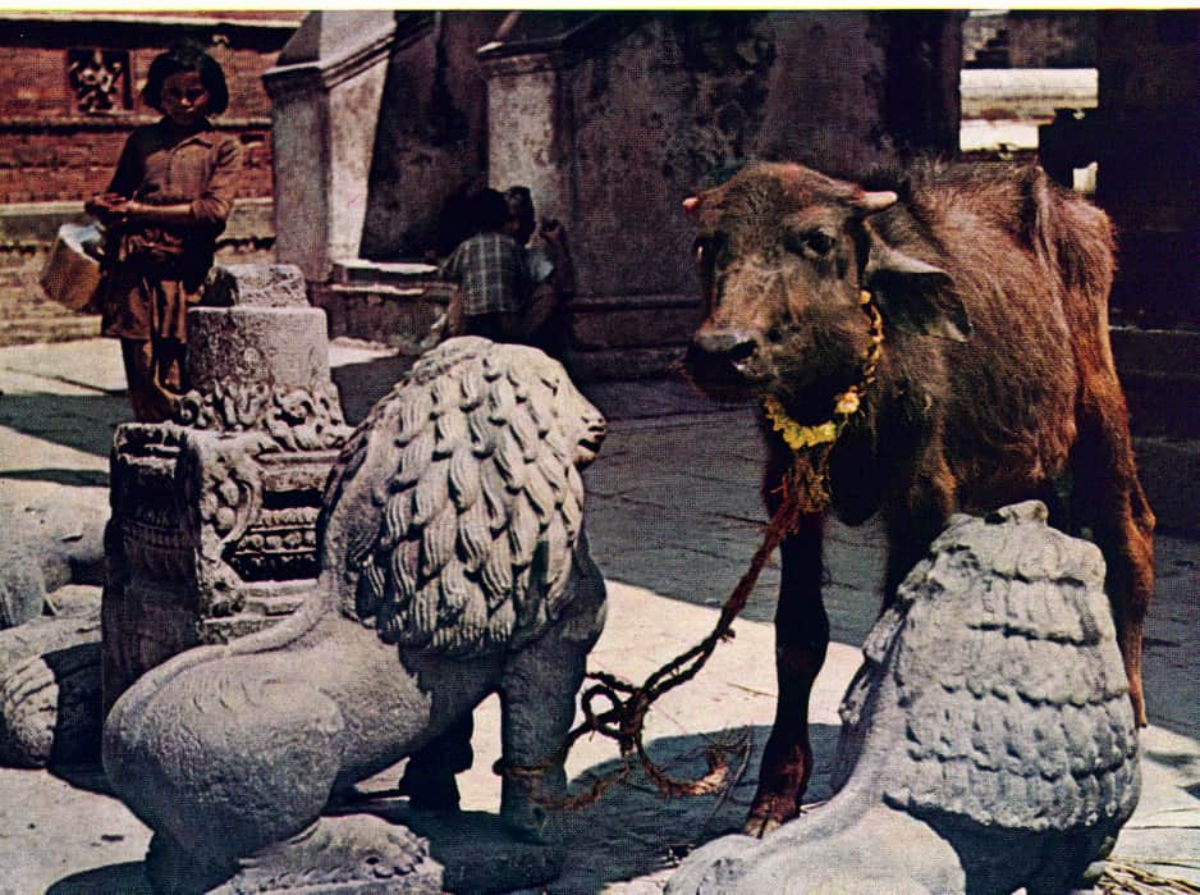
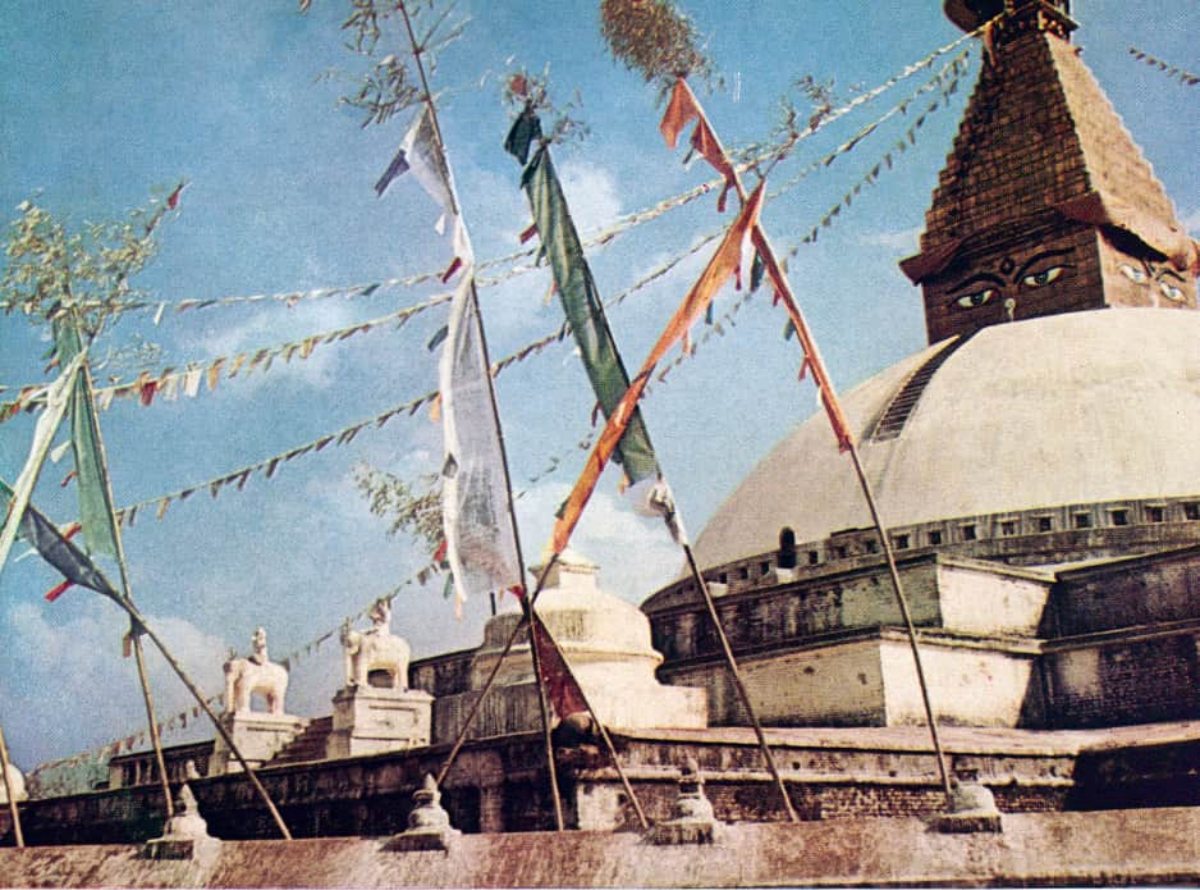












ten. Ein Krieger trägt das Löwenbanner voran, und breitschultrige, kräftige Männer in engen Kniehosen schreiten zum Schutz nebenher. Die stolze aufrechte Haltung des Königs drückt Siegeszuversicht aus. Sie überträgt sich auch auf sein Reittier. Mit erhobenem Kopf, leicht geöffnetem Maul und gekrümmtem Rüssel, dessen Öffnung sich witternd dem dunklen Artgenossen zuwendet, nähert sich der weiße Elefant dem schwarzen Elefanten, auf dem der Feind thront. Duttha Gamani packt den Speer mit der Rechten und schleudert ihn gegen Elara. Zu Tode getroffen, sinkt dieser mit weit zurückgebeugtem Kopf in die Arme seines hinter ihm hockenden Dieners. Das Schwert entgleitet seinen kraftlosen Händen. Der schwarze Elefant bleibt reglos stehen. Den Rücken seines Rüsselendes auf den Boden gestützt, wartet er auf einen Befehl seines Meisters, doch der Malabarenkönig ist tot. Schon bemächtigen sich die Mitsreiter des Singhalesenkönigs der Leibgarde Elaras. Sie zwingen die bärtigen Soldaten in die Knie, packen sie beim Schopfe und setzen den Fuß auf ihre gebeugten Schenkel. Die das Schwert führende Linke holt zum Schlag aus, bereit, dem verhassten Feind den Kopf herunterzuschlagen. Der vordere der beiden Todgeweihten erwartet in trotzig aufgerichteter Haltung den Streich. Der Blick seiner übergroßen, dunklen Augen erhebt sich drohend zu seinem Peiniger. Sein Gefährte fürchtet den Tod. Mit aufgerecktem rechtem Arm fleht er um sein Leben. Aber weder die Gebärde des einen noch die des anderen wird von den Henkern beachtet. Mit sanften, fast zärtlichen Mienen neigen sie sich zu ihren Opfern hinab und verrichten ihr Handwerk.

Wir haben keine Zeit, alle fünf Höhlentempel zu besichtigen. Nur den „Tempel des fürstlichen Gottes“ wollen wir noch sehen, in dem eine 14 Meter lange, aus dem Felsen gemeißelte Statue des Buddha liegt. Für den kleinen Raum wirkt sie zu mächtig, und bei Kerzenlicht, das immer nur Details beleuchten kann, ist sie zu grob, zu einfach in ihren Linien. Man müßte weit zurücktreten können, um die Figur in ihrer ganzen Größe und in der Geschlossenheit ihrer Komposition zu betrachten. Ein roter Mantel deckt die Schulter. Das starre, steinerne Gesicht ist von maskenhafter Leere. Millionenfach haben die eifrigen Nachfolger des Buddha, die seine Lehre zu einer Religion erhoben und vergaßen, daß er ein Feind von Bildern und Statuen war, sein Antlitz in Stein gemeißelt, aus Ton geformt, in Bronze gegossen, aus Holz geschnitten oder mit Tusche oder Farben gemalt. Sie haben aus ihm, der die Götter entthronte, einen Gott gemacht. Dem liegenden Buddha von Dambulla wird sogar zugemutet, den Raum mit Wischnu zu teilen, einer hölzernen Statue, die neben seinem Kopf sich erhebt. Vor den Felsentempeln von Dambulla besagt eine verwitterte steinerne Inschrift, daß dieses Heiligtum für alle Zeiten Eigentum der Priester sein soll. Der Berg und die angrenzenden Ländereien sind es noch heute.

Mit unserem „Landmaster“ fahren wir durch das flache Land nach Sigiriya, das 24 Kilometer von Dambulla entfernt liegt. Reisfelder tauchen rechts und links des Weges auf. Wenn genügend Wasser vorhanden ist, gedeiht der Reis, dieses lebenswichtige Getreide, das ganze Jahr über. Während ein Bauer pflanzt, ist ein anderer dabei, die gelben Halme zu schneiden, ein dritter jätet Unkraut, und ein vierter bereitet den Boden für die Aussaat vor. Diese wichtige Arbeit beginnt mit dem Befesti-

gen der Wälle, die dazu bestimmt sind, das aus den Stauseen in die Felder geleitete Wasser aufzuhalten. Außerdem dienen sie den Reisbauern und deren Familienangehörigen während der Pflegearbeiten als Laufsteg. Dann wird das Feld gut durchgefeuchtet und mit einem von Hausbüffeln gezogenen Holzhakenpflug aufgerissen. Mit einem Brett streicht man den Schlamm glatt und senkt den vorgekeimten Reis Pflänzchen um Pflänzchen in den zähen Brei. Geschickt leitet der Bauer das Wasser in sein Feld und läßt es allmählich ansteigen. Schnell treiben die kleinen Keimlinge Wurzeln und streben durch das Wasser hindurch zum Licht. Wenn die zarten, hellgrünen Pflanzen eine Höhe von 10 Zentimetern erreicht haben, werden sie von allem Unkraut befreit. Sorgsam überwacht und gepflegt, werden die Reisfelder bis zum Beginn der Reife ständig unter Wasser gehalten. Erst wenn die Halme vergilben und die Rispen sich unter der Last der Körner beugen, läßt der Bauer das Feld austrocknen. Nun dauert es nur noch wenige Tage, bis das Getreide geschnitten, heimgetragen und von den Füßen der Hausbüffel ausgetreten werden kann.

Schon in Colombo hatte ich Abbildungen der berühmten Fresken von Sigiriya gesehen, die in ihrer künstlerischen Gestaltung und in der Abgewogenheit ihrer Farben mit den Höhlenmalereien von Adschanta wetteifern. Ich stellte mir eine Höhle vor, einen Palast oder einen Tempel, wo ich sie im Original betrachten könnte. Zu meiner Überraschung gibt es in Sigiriya nur einen Fels, einen mächtigen Granitbuckel, der sich unvermittelt aus der mit lichtem Dschungel bewachsenen Ebene erhebt. Düster und drohend wie eine Zwingfeste überragt er die dunklen Wipfel der Bäume. Sein Rücken trug einst den Palast eines Mörders. Im 5. Jahrhundert, als die aus Südindien vorgedrungenen Tamilen wieder einmal weite Teile der Insel unter ihre Herrschaft gezwungen hatten, gelang es den Singhalesen unter der Führung Dhatusenas, die Feinde auf das Festland zurückzutreiben. Dhatusena befahl, die durch Kriege geschädigte Landwirtschaft wieder aufzubauen und neue, größere Stauseen anzulegen, damit noch brachliegende Ländereien unter den Pflug genommen werden konnten. 473 wurde er von seinem Sohn, Kassapa I., ermordet. Moggallana, der Bruder des Vatermörders, floh nach Indien. Es war niemand mehr da, der Kassapa das Recht auf den Thron streitig machen konnte. Und doch hatte er keine Ruhe, sich seines Sieges zu freuen, denn Indien war nicht fern genug. Deshalb verlegte er seine Residenz auf den einsamen Granitberg und machte ihn zur uneinnehmbaren Löwenfeste. Späher hielten Tag und Nacht nach allen Himmelsrichtungen Ausschau, um dem König die Annäherung von Feinden rechtzeitig melden zu können. Sorgfältig bereitete sich Kassapa auf den Kampf vor, zu dem ihn eines Tages sein Bruder fordern würde. Er ließ 10 Meter hohe Wälle aufwerfen und bis zu 25 Meter breite Sicherungsgräben anlegen. Den Aufstieg zu dem fast 200 Meter hohen Plateau gestaltete er so schwierig, daß es selbst für ihn und die Seinen sehr unbequem gewesen sein mag, es zu erreichen. Nahezu 20 Jahre lang war er sein eigener Gefangener, durfte er sich nur am Ort seines selbstgewählten Kerkers sicher fühlen. Nahezu 20 Jahre lebte er in Furcht vor der Rache seines Bruders, von dem er wußte, daß er in Indien ein Heer gegen ihn rüstete. Eines Nachts gewahrten die Wächter den Schein von Lagerfeuern

und am nächsten Morgen den heranrückenden Zug der feindlichen Truppen unter der Führung Moggallanas. Kassapa wurde von großer Unruhe befallen. Obgleich seine Löwenfestung uneinnehmbar war, obgleich er für Lebensmittel und Wasser in Hülle und Fülle gesorgt hatte, um auch eine lange Belagerung aushalten zu können, verließ er den Felsen und zog mit seinen Soldaten dem Bruder entgegen. Die Schlacht nahm einen für ihn ungünstigen Verlauf. Niemand wird mehr erfahren können, warum er sich selbst den Tod gab. Wollte er damit seine Bluttat sühnen oder dem Bruder den Vollzug der Rache ersparen, oder fürchtete er, daß seinem unrühmlichen Leben ein noch unrühmlicherer Tod beschieden sein könnte als der Selbstmord?

Ein schmaler Weg führt uns zu einem Felsplateau, auf dem zwei riesenhafte, mit spitzen Krallen bewehrte Löwenpranken eine steile Treppe flankieren. Zu Kassapas Zeiten war dieser Seite des Felsens die Gestalt eines sitzenden Löwen gegeben worden. In beeindruckender Größe und Mächtigkeit bewachte dieses Wappentier der singhalesischen Herrscher den Ausgang zur Sihagiri, zur Löwenfestung. Heute hat der Löwe sein Gesicht verloren. Das Hochrelief ist zerstört worden oder zerfallen. Nur die Pranken sind erhalten geblieben. Nach der repräsentativen Treppe hört das bequeme Steigen auf. Über ausgetretene und verwitterte Stufen, die vor anderthalb Jahrtausenden ins Gestein geschlagen wurden, gelangen wir auf einem engen, heute durch Eisengeländer gesicherten Pfad zum Gipfel. Eine unbeschreiblich schöne Aussicht belohnt unsere Anstrengung. Ringsum erblickt man die dunkelgrünen, flachen Kuppeln der Dschungelbäume bis hin zu den langgestreckten Bergzügen des Hochlandes. Reisfelder betten sich als lichtgrüne Inseln ein. Hier und dort zeugt ein zitternd aufsteigender Rauchfaden vom Vorhandensein menschlicher Ansiedlungen. Bis zum fernen Anuradhapura kann man schauen, dessen uralte Reliquiendome aus der Ebene aufragen. Mächtige Stauseen, die aus Lankas großer Vergangenheit stammen und sorgsam wiederhergestellt wurden, erscheinen als kleine Tümpel. Auch am Fuße des Felsens befindet sich ein Wasserreservoir, es spiegelt das Bild der Löwenfeste wider. Kaum größer als einen Hektar war der Teil des Königreiches, auf dem der Vatermörder Kassapa sich sicher fühlen konnte. Die Reste seines Palastes, der Wohnhäuser, Bäder, Wachthäuschen, der Abflußkanäle und Zisternen sind erhalten geblieben.

Mehr noch als von den Ruinen Sigiriyas werden wir von der „Gemäldegalerie“ der Festung beeindruckt. An der Westwand des Berges hatte man eine langgestreckte Höhlung aus dem Stein herausgemeißelt und ihre Wände mit 500 Gemälden „goldfarbener Damen“ geschmückt. Wir müssen uns mit der Betrachtung der 29 bisher entdeckten Kunstwerke begnügen. Wie aus den an der Wand vermerkten Jahreszahlen hervorgeht, hat ihre Schönheit schon seit vielen Jahrhunderten die Besucher der Löwenfeste begeistert. So finden sich unter den Inschriften auch kleine Gedichte, die davon zeugen, daß die anmutigen Bildnisse sogar Jünglinge in sich verliebt machten.

Eine eiserne Wendeltreppe führt uns zu den berühmten Sigiriyafresken, die im Schutze des überhängenden Felsens in erstaunlicher Weise die Leuchtkraft ihrer Farben bewahrten. Aus einem Wolkenraum wachsen wohlgebildete, sparsam bekleidete Frauengestalten hervor. Mit ihren schmalen Taillen, den üppigen Brüsten und schlan-

ken Hälsen können sie als Idealbilder weiblicher Schönheit gelten. Edelgeformt ist auch das Oval ihrer Gesichter mit dem steilen Nasenrücken, den gewölbten Nasenflügeln, mit den vollen Lippen, dem zierlichen Kinn, den träumerisch blickenden, von den Lidern halb verdeckten Augen und dem sanften Schwung der hochangesetzten, gemalten Brauen. Ihre Ohren werden von schweren Goldreifen gedehnt. Frische Blumen und edelsteinfunkelnde Diademe schmücken die kunstvoll aufgetürmten Frisuren. Die Schultern der Frauen sind zart gerundet. Ihre schlanken Arme werden von kostbaren Bändern und schweren, die Handgelenke umspannenden Manschetten geziert. Reicher, breitflächiger Schmuck bedeckt den Halsansatz. Die schmalen Hände zeigen die unvergleichliche Anmut und Beweglichkeit, die man auch heute noch bei gutgeschulten indischen Tänzerinnen finden kann. Alle Gestalten tragen Blumen oder flache, mit Blüten gefüllte Schalen in den Händen. Wen sie mit diesen Gaben erfreuen wollten, bleibt unerfindlich. Es ist nicht einmal bekannt, *wer* diese Frauen sind. Unser Fahrer behauptet, es seien die Gefährtinnen Kassapas, die er zu seinem Vergnügen porträtiert ließ. Andere halten sie für überirdische, die Erde mit Blumen bestreuende Wesen oder für Hofdamen, die den Verlust ihres Herrn betrauern, für Betende oder Opfernde oder aber für Mädchen, deren einzige Aufgabe es war, den schuldbeladenen König zu erheitern. Unbestritten bleibt ihre Schönheit. Auch in späteren Jahrhunderten werden sich die Besucher der Felsenfestung von Sigiriya noch vom Liebreiz der „goldfarbenen Damen“ angesprochen fühlen. Er ist so unvergänglich wie die Fresken selbst, die von unbekanntem Künstlern im 5. Jahrhundert geschaffen wurden.

Wer die Ruinen Polonnaruwas, der zweitältesten singhalesischen Königsstadt, besichtigen will, sollte sich einen Führer mieten. Wir können keinen finden, und so wandern wir ziellos über das weite, von den Archäologen in Bezirke aufgegliederte Trümmerfeld. Die sparsam angebrachten Schilder weisen nur dürftig auf den ehemaligen Verwendungszweck der halbverfallenen Gebäude hin. So entdecken wir die dicken, von Elefanten- und Löwenreliefs geschmückten Mauern alter Tempel und Paläste, auf denen eckige Pfeiler stehen, die früher wahrscheinlich eine hölzerne Dachkonstruktion trugen. Wir sehen einen zierlichen kleinen Rundtempel, terrassenförmig angelegte, repräsentative Bäder und ein Statuenhaus mit dem Torso eines aus Ziegeln aufgebauten und mit Mörtel verputzten Buddhas, der auf einem Lotosthron sitzt. Selbst der von unduldsamen Eroberern Geschändete und Zerschlagene ist den Gläubigen noch anbetungswürdig. Auf einem hölzernen Opfertisch häufen sich frische Blüten. Dicke Strohmatte bedecken die Seitenwände dieser einstigen Kultstätte. Sie sollen die Wandgemälde, die bereits Glanz und Farbe verloren haben und nur noch mit Mühe erkennbar sind, vor Regen und Sonne schützen. Man hofft, die Fresken später einmal restaurieren lassen zu können.

Die gewaltigen Kuppeln der Dagobas überragen das Ruinengelände. Noch vor wenigen Jahrzehnten waren sie völlig vom Dschungel überwuchert. Sorgfältig befreit man sie aus der Umklammerung des Busches und löst das Geflecht der Wurzeln, die tiefe Keile in die aus Ziegeln errichteten Gebäude getrieben haben. Auch diese

Reliquienschreine, die „Stätten der Anwesenheit des Buddha“, erhalten ihre alte Schönheit zurück. Neu vermauert und verputzt, blendend weiß bemalt, werden sie wieder als weithin sichtbare Zeugen buddhistischer Architektur das Land überragen. Es ist nicht mehr bekannt, welche Reliquien sie umschließen. In der buddhistischen Welt gibt es eine Unmenge dieser glockenförmigen Bauwerke, die heilige Andenken an den Begründer der Lehre enthalten. Wie die Priester behaupten, verwahren sie Zähne, Knochen, Haarlocken und Gewandfetzen des Buddha. Könnte man diese Reliquien den für immer verschlossen bleibenden Dagobas entnehmen und würde man sich bemühen, die einzelnen Teile zusammenzufügen, es wäre nicht auszudenken, welch wunderliches Wesen daraus entstünde.

Von allen Tempeln, Palästen, Bildern und Skulpturen Lankas beeindruckt uns am meisten die aus Granit gemeißelte Statue des liegenden, ins Nirwana eingegangenen Buddha von Gal Wihare.

Inmitten grüner Wiesen und parkartig aufgelockerter Baumgruppen finden wir die 14 Meter lange Steinplastik, die uns zu stiller Bewunderung zwingt. Auf einer geglätteten, von einer flachen Ziegelmauer umschlossenen Plattform ruht der vom Sonnenlicht überflutete Buddha. Den Rücken kehrt er einer steilen Felswand zu, aus der die ganze Gestalt vom Künstler herausgemeißelt wurde. Der Kopf schmiegt sich – auf einem rollenförmigen Polster erhöht liegend – in die rechte Hand. Die linke Schulter wölbt sich kräftig vor, und während das steif ausgestreckte rechte Bein dünn und schmal erscheint, zeichnen sich Waden, Schenkel und Hüften der linken Körperseite besonders deutlich ab, wie es für einen auf seiner rechten Seite Liegenden natürlich ist. Die schmale Taille ist ein wenig eingesunken. In diese flache Mulde fügt sich der linke Arm, und die linke Hand ruht entspannt auf der Wölbung der Schenkel. Die Zehen der übereinanderliegenden Füße sind gestreckt. Das dünne, faltenreiche Tuchgewand deckt den Schlafenden bis zu den Knöcheln zu. Nur seine rechte Schulter ist nackt. Die für den Buddha typischen langen Ohren liegen schlaff der Rundung seines Kiefers an, und die spiralförmigen Ringellocken bedecken sein Haupt wie eine schmückende Kappe. Das Halbbrund seiner Brauen spannt sich bis zur Wurzel der langen, geraden Nase. Die vollen, wohlgeformten Lippen deuten ein Lächeln an. Das Gesicht drückt heitere Ruhe und Gelassenheit aus. Die ganze, wunderbar gelöst daliegende Gestalt strahlt einen Frieden aus, der sich auf den Beschauer überträgt. Wohl eine halbe Stunde sitzen wir voll Andacht vor dem Meisterwerk eines unbekanntes Bildhauers, das Menschlichkeit, Güte und Weisheit verkörpert.

Zu Häupten des liegenden Buddha steht eine zweite, aus dem gewachsenen Fels gemeißelte Skulptur, deren Arme vor der Brust gekreuzt sind. Die einen sagen, es sei Ananda, der Lieblingsjünger des Buddha – der einzige, den der Erhabene nach Aussage einer alten Legende in der Stunde des Todes in seiner Gegenwart duldete. Andere vermuten, daß die stehende Figur ebenfalls den Buddha darstellt, und sie begründen es damit, daß Ananda niemals am Kopfende seines Meisters gestanden haben könnte, weil ein überliefertes und streng eingehaltenes Ritual ihm nur einen Platz neben dessen Füßen zugebilligt hätte. Gegen die Meinung der für den Buddha plädierenden

Wissenschaftler spricht jedoch die Armhaltung der Statue, denn so unterschiedlich die Darstellungen des Buddha sind, in der Haltung der Arme gleichen sie sich alle. Die Gebärde des Segnens, Lehrens oder Meditierens kehrt stets in derselben oder nur leicht abgewandelten Weise wieder, vor der Brust gekreuzte Arme widersprechen der konservativen Darstellung. Vielleicht hat der Bildhauer den Mut besessen, die Überlieferung zu ignorieren und den Buddha mit gekreuzten Armen darzustellen, um ein vollendetes Kunstwerk zu schaffen. Oder aber die Erklärung dafür, daß sich Ananda zu Häupten des Buddha befindet, liegt in der Formation des naturgegebenen Materials. Am Fußende der liegenden Skulptur ist der Fels am niedrigsten, während er hinter ihrem Kopf am höchsten ist.

Ein Lotossockel trägt die stehende Figur. Ihren kräftigen, gedrungenen Körper und die linke Schulter bedeckt ein faltenreiches Gewand, das wie eine bis zu den Knöcheln herabreichende Schleppe vom linken Arm herunterhängt. Das dünne Tuch zeichnet deutlich die Konturen der Beine und des Leibes nach. Sogar eine Bauchfalte ist sichtbar. Die schlanken Arme mit den gestreckten Händen sind kreuzweise über die Brust gelegt, die Fingerspitzen berühren leicht die Oberarme. Die breiten Schultern tragen den Hals und den Kopf mit dem ebenmäßigen Gesicht. Die Augen blicken nach unten und werden von den Lidern halb verdeckt. Voller Ausdruckskraft sind die fast wulstigen Lippen des Stehenden. Seine Nase ist gerade und gut geformt. Wie das Haupt des liegenden Buddha, so schmückt auch seinen Kopf eine Haube von Ringellocken, und die Läppchen seiner langgezogenen Ohren berühren beinahe die Schultern. Der Rücken der etwa 13 Meter hohen Statue ist mit dem Fels verwachsen. Feine, in der Struktur des Steines liegende Linien ziehen sich über Gesicht und Schultern. Sie tragen, wenn auch sicher unbeabsichtigt, zur Aussage und damit zur Deutung der Figur bei. Die Querlinien auf dem Antlitz verstärken ihren ernsten, fast leidenden Ausdruck und geben denen, die Ananda in der Statue sehen, recht. Ich überlasse den Meinungsstreit den Fachleuten. Ganz gleich, ob es der Meister oder nur sein Schüler ist, der auf uns niederschaut, der Bildhauer hat aus dem toten Stein eine Gestalt geschaffen, die uns beeindruckt und deren schlichte Schönheit wir bewundern.

Zur Gal-Wihare-Gruppe gehört noch ein sitzender Buddha in Meditationsstellung mit ineinanderliegenden Händen, deren Flächen nach oben gekehrt sind, und mit „nabelwärts“ gerichtetem Blick, dazu ein „Höhlenbuddha“, der in einer Felsnische auf einem Lotosthron ruht.

Unbedingt müssen wir noch das bekannte steinerne Standbild Parakrama Bahus besichtigen, der Polonnaruwa neuen Glanz verliehen hat und in dessen Regierungszeit Gal Wihare entstand. Wir können nur vermuten, daß es Parakrama ist, der, an eine Felswand gelehnt und mit seinem Kopf über sie hinausragend, ein Buch in den Händen hält, denn auch diese Deutung ist umstritten. Sogar das Buch wird angefochten – manche behaupten, es sei ein Joch. Wir wissen es nicht.

Auf guten Straßen fahren wir nach Colombo zurück. Vom Bruder unseres Fahrers sind wir zum Abendbrot eingeladen. Er muß viel Geld verdienen, denn das

geschmackvolle, von einem gepflegten Blumengarten umgebene Haus ist komfortabel eingerichtet. Wir lernen die vielgerühmte ceylonische Gastfreundschaft kennen und werden gelobt, ebenso heiß, ebenso scharf gewürzt essen zu können wie unsere lebenswürdigen Gastgeber. Draußen braut sich ein Gewitter zusammen. Der Sturm peitscht die Wedel der hohen Palmen. Eine Wolkenwand türmt sich drohend auf. Blitze zucken. In der Ferne grollt dumpf der Donner. Die Kinder, die sich bis jetzt erwachsener gegeben haben, als es ihrem Alter entspricht, vergessen, daß sie den fremden Gästen imponieren wollten. Als wären sie plötzlich müde geworden, verbergen sie ihre Köpfe in Mutters Schoß. Wir brechen auf, bevor die ersten Tropfen fallen, aber das Unwetter streift uns nur. Der Regen löscht bloß den Staub. Schwarz glänzend liegt die Straße vor uns. Manchmal schimmert schwacher Lichtschein durch die dunkle Mauer des Dschungels und verrät uns, daß dort Menschen wohnen. Fledermäuse huschen über den Weg. Sie sind kleiner noch als unsere Sperlinge. Manchmal kommt uns auch ein von Zebus gezogener zweirädriger Karren entgegen, dessen Ladung von einem Dach aus Palmenblättern geschützt wird. Natürlich hat er keine Lampen. Langsam ziehen die Rinder ihre Last durch die Nacht. Für Sekunden werden ihre Augen zu glühenden Punkten, wenn unsere Scheinwerfer sie anstrahlen. In der Mitte der Straße liegt ein Hund. Unser Fahrer hupt, aber der Hund rührt sich nicht. Als wir näher kommen, hören wir ihn schreien. Er schreit nicht wie ein Tier, er schreit wie ein gequälter Mensch. Die Beine in die Luft gestreckt, liegt er auf dem Rücken und wälzt sich in seinem Blute, denn ein Auto ist ihm über den Leib gefahren. Er leidet, doch niemand kümmert sich um ihn. Die nächsten Hütten sind nicht weit. Man müßte ihn hören. Aber nicht einmal unser kluger und sonst so hilfsbereiter Chauffeur will zurückfahren, um das Tier von seinem Schmerz zu erlösen. Er ist dazu erzogen worden, kein Tier zu töten, und hat sich bisher immer daran gehalten. Sollte er eines armseligen Kötters wegen eine Schuld auf sich laden? Nein, und auch uns will er keine Gelegenheit geben, uns schuldig zu machen. Wie sinnlos kann doch eine Morallehre werden, wenn sie erstarrt.

Abschied von Sri Lanka



URZ nach Mitternacht erreichen wir das Galle-Face-Hotel von Colombo. Diesmal genießen wir die Bequemlichkeiten, die es bietet. Endlich können wir wieder baden und in sauberen Betten schlafen. Als der Zimmerkellner am nächsten Morgen den Tee bringt, erleben wir eine Überraschung. Wolfgang hatte ihm vor Antritt unserer Fahrt seinen Anzug zur chemischen Reinigung gegeben. Der nette kleine Singhalese bringt uns beflissen den Anzug herbei und hängt ihn an den Schrank. Auf einem silbernen Tablett serviert er die Rechnung, die, gemessen an unseren Preisen für eine derartige Dienstleistung, erstaunlich niedrig ist. Wolfgang legt das übliche Trinkgeld dazu. Dankbar und zufrieden verläßt der Mann das Zimmer. Unsere Tropenkleidung hat durch die Dschungelfahrten gelitten. Froh darüber, endlich einmal wieder sauber und ordentlich angezogen sein zu können, streift Wolfgang den Anzug vom Bügel und zieht ihn an. Die Wirkung ist verblüffend. Mein Mann scheint mir um viele Jahre verjüngt. Die Hosenbeine enden unmittelbar unter den Knien und die Ärmel der Jacke kurz unter den Ellbogen. Die Jacke läßt sich auch nicht mehr zuknöpfen, denn Wolfgangs Maßanzug ist nicht chemisch gereinigt, sondern auf die landesübliche Art und Weise gewaschen worden. Laut lachend stellen wir uns vor den großen Spiegel und haben Spaß an der hoffentlich einmaligen Gelegenheit, Wolfgang in dieser Verkleidung zu sehen. Schneller und besser, als wir denken, ist der Schaden zu beheben. Der Stoffhändler im Hotel hat uns innerhalb von zehn Minuten einen Schneider besorgt, und nach anderthalb Tagen wird ein tadellos sitzender Maßanzug abgeliefert: gerade früh genug, daß wir auf dem für uns im Senatsgebäude gegebenen Empfang in ordentlicher Kleidung erscheinen können. Wir berichten von unseren Reiseeindrücken und machen dabei auf die große Gefahr aufmerksam, in der sich die ceylonische Tierwelt befindet. Wir unterbreiten Vorschläge für einen intensiveren und wirksameren Schutz der Bedrohten und hoffen, daß die aufmerksam zuhörenden Senatoren den Problemen des nationalen Naturschutzes mehr als nur höfliches Interesse entgegenbringen. Freilich ist es schwer, einem Land, das mit den Sorgen der Arbeitslosigkeit, mit dem Aufbau einer Industrie, der Technisierung der Landwirtschaft und der wirtschaftlichen Unabhängigkeit zu ringen hat, den Schutz der wilden Tiere ans Herz zu legen. Einer der Senatoren ist

ein leidenschaftlicher Tierfreund und bangt wie wir um den natürlichen Reichtum seines Landes. Von ihm kommt der Vorschlag, eine Krokodilfarm aufzubauen, um wenigstens die Panzerechsen zu retten, die nur noch in wenigen Exemplaren vorkommen. „Ökonomischer Nutzen“, so stellt er fest, „ist immer noch die beste Garantie für die Erhaltung einer Tierart.“ Dieses Argument ist nicht von der Hand zu weisen. Der Senator erzählt uns mit Liebe und Begeisterung von den Vögeln, Fischen und Hörnchen, die er im Hause hält. „Oh, es ist schlimm, sein Herz an Tiere zu hängen“, fügt er seufzend seiner Schilderung hinzu. „Aber man tut es immer wieder. Nehmen wir doch den Fall des Wildhüters von Wilpattu. Er fand einen kleinen Lippenbären, dessen Mutter tödlich verunglückt war, trug ihn nach Hause und zog ihn mit der Milchflasche auf. Der Bär wurde handzahn und folgte ihm treu wie ein Hündchen. Er biß nicht, schlug nicht mit der Pranke und benahm sich so manierlich, daß es den Mann täglich neu beglückte, dieses Fellbündel ins Haus genommen zu haben. Aber aus dem Bärenkind wurde ein Bär, und so war es des Wildhüters größter Kummer, daß der Wohnraum, der ihm und seiner kinderreichen Familie blieb, sich immer mehr verringerte. Er mußte sich entschließen, den Untermieter vor die Tür zu setzen. Der Bär wußte mit der ihm fremden Freiheit nichts anzufangen. Er wollte auch Futter und Zärtlichkeit nicht entbehren und benahm sich wie ein Kind, dem man das Recht auf Nestwärme streitig machen will. Es dauerte lange, bis er sich daran gewöhnen konnte, das Hausrecht verloren zu haben. Nur mittags war er willkommen. Da stand regelmäßig und pünktlich ein Leckerbissen für ihn in der Küche bereit. Und wenn der große, ausgewachsene Lippenbär bei seinen Besuchen dem Wildhüter begegnete, lief er mit zärtlich brummenden Lauten auf ihn zu und erwartete, daß ihm sein Pflegevater den Finger in den Mund steckte, damit er wie in Kindertagen daran saugen konnte. Eines Tages drang der Bär gewaltsam und zu ungewohnter Stunde in die Küche ein. Erschreckt durch das Poltern umgeworfener Stühle und das Klirren zerbrechenden Porzellans, eilten die Diener herbei. Ihr Schrecken wurde noch größer, als sie sahen, daß der Bär nicht allein war. Er hatte einen Gefährten mitgebracht, der rücksichtslos und unbekümmert die Speisekammer plünderte und jeden angriff, der es wagte, ihn daran zu hindern. Die Diener rannten entsetzt davon und verständigten den Wildhüter. Der aber sah nur noch das Chaos, das die beiden Übeltäter angerichtet hatten. Verärgert über den schlechten Umgang seines Ziehkinds und bedrängt von den Dienern, die ihm aus Furcht vor einer Wiederholung des Überfalls zu kündigen drohten, sah sich der Wildhüter gezwungen, seinen Bären wieder einzufangen, auf einen Lastkraftwagen zu verladen und nach dem Ruhuna-Nationalpark zu evakuieren. Ja, so war das damals“, seufzt der Senator und fügt mit einem verschmitzten Augenzwinkern hinzu: „Man soll eben sein Herz nicht an Tiere hängen!“

Am nächsten Abend, unserem letzten in Colombo, sind wir Gäste der Ceylon-DDR-Freundschaftsorganisation. Wir werden schon im Klub der Gesellschaft erwartet. Obwohl es regnet, stehen wenigstens ein Dutzend junger Menschen auf der Straße und empfangen uns mit herzlichen Willkommensrufen. Junge Mädchen hän-

gen uns schwere, süßduftende Blumenketten um den Hals, und im Gedränge der heiter schwatzenden Menge werden wir ins Haus geschoben. Wir spüren, daß es eine sehr lebendige Gesellschaft ist, deren meist jugendliche Mitglieder mit Ernst und Eifer dabei sind. Sie nehmen jede Gelegenheit wahr, mit Menschen unserer Republik in Kontakt zu kommen, und brennen vor Erwartung, Neues und Interessantes über unsere Heimat zu erfahren. Die Mitglieder der Freundschaftsorganisation sind erstaunlich gut informiert. In ihrer kleinen Bibliothek liegen in englischer Sprache gedruckte Bücher und Zeitschriften über die DDR aus, und sie werden nicht nur gelesen, sondern studiert. Zu unserer Freude entdecken wir auf einem Regal einen echt Seiffener Nußknacker und einen Bergmannszug. Diese schönen gedrechselten Figuren aus dem Osterzgebirge sind für die Ceylonesen ein in Ehren gehaltenes Geschenk, für uns sind sie ein freundlicher Gruß aus der Heimat, denn wir haben oft in den nach frischem Holz und Farbe duftenden Seiffener Stuben gestanden, wo diese Figuren hergestellt werden. Viele Gäste hat die Gesellschaft schon empfangen, aber noch keinen Zoodirektor. Kein Wunder also, daß wir mit Fragen bestürmt werden. Und während wir von unserer Arbeit zu Haus berichten und von unseren Reisen in die Naturschutzparks Afrikas, Indiens und Lankas, werden wir mit Tee, Bananen und scharf gewürzten kleinen Reiskugeln bewirtet. Reverend Wipulasara, der mit uns gekommen ist und in regem Kontakt zu dieser Organisation steht, bedankt sich bei uns im Namen der Zuhörer mit einer klug formulierten Rede. Er berichtet auch von den Menschen, die er auf seiner Rundreise durch die DDR traf, von unseren Schulen, Krankenhäusern und Kinderkrippen und vom Aufbau unserer sozialistischen Gesellschaftsordnung.

Ich bewundere die Ausdauer der jungen Freunde. Es ist drückend heiß. Der Raum ist überfüllt, und es hat nicht einmal jeder einen Sitzplatz finden können. Aber die Stehenden hören nicht nur mit Geduld und Interesse zu, sie bleiben auch noch da, um das Kulturprogramm zu sehen, das die Ceylonesen für uns zusammengestellt haben. Im Wohnzimmer des Sekretärs ist die „Künstlergarderobe“ eingerichtet. Mit dem Ernst von Berufstänzern bereiten sich die Laien auf den Tanz vor. Sorgsam wird das Gewand zurechtgezupft und geglättet, wird Schmuck über Arme, Finger und Fußgelenke gestreift und die Frisur einer kritischen Prüfung unterzogen. Die Trommel ruft ein junges, zierliches Mädchen zum Tanz. Befangen zwängt sie sich durch die Reihen der Zuschauer, den Blick ihrer dunklen, sanften Augen scheu zu Boden gerichtet. Sie trägt Tonschalen in ihren Händen. Kleine Kerzenstümpfchen brennen darin, die es nun im schnellen Rhythmus der Trommel so zu bewegen gilt, daß sie nicht verlöschen. Die Knie der dunkelhäutigen Schönen sind leicht gebeugt, die Füße nach außen gestellt. Stampfend bringt sie die Schellen ihrer Fußreifen zum Klingen und biegt und wiegt ihren noch kindlichen Körper in rührender Anmut. Die Trommel verstummt. Mit einem verlegenem Lächeln dankt die kleine Tänzerin für den Beifall und huscht ins Ankleidezimmer zurück.

Wieder dröhnt die Handtrommel, die von den Burschen mit erstaunlicher Geschicklichkeit geschlagen wird. Ein junger, nur mit einem Sarong bekleideter Mann

betritt den Raum. Er nimmt zwei Fackeln vom Boden auf und entzündet sie. Der Rhythmus der Trommel wird heftiger, schneller und aggressiver. Der Feuertanz beginnt. Die Bewegungen des Tanzenden sind zuerst langsam und verhalten, als müßten seine Arme noch lernen, mit den hellodernden Fackeln umzugehen, und seine Beine sich üben, auf den Schlag des Instrumentes zu reagieren. Doch bald werden die Bewegungen kraftvoller und harmonischer. Die Fackeln malen Flammenzeichen in den dunklen Raum. Die Muskeln des Tänzers spannen sich. Sein Blick verliert allmählich den Kontakt mit den Zuschauern. Das Spiel mit den brennenden Fackeln wird verwegener. Sie schlagen weite Feuerkreise und berühren dabei den nackten Oberkörper des Tänzers. Funken regnen herab, bedecken den Boden und werden von den bloßen Füßen des Mannes zerstampft. Immer näher bringt er das Feuer seiner Haut, läßt es langsam über Brust und Arme gleiten, daß sich der Ruß darauf abzeichnet. Nun legt er den Kopf in den Nacken, öffnet den Mund und berührt ihn mit der lodernen Fackel. Wie ein Besessener geißelt er sich mit den Flammen, aber er scheint in diesem temperamentvollen, die Kräfte erschöpfenden Tanz gefühllos zu sein gegenüber der Glut des Feuers. Als der wildaufpeitschende Rhythmus der Trommel verstummt, verläßt der Tänzer schweißüberströmt den Platz. Die nächste Darbietung ist ein Lied, das von einem Mädchen gesungen wird, und bald stimmen alle Anwesenden in den Gesang vom Straßenbau der jungen Menschen ein. Es ist schon spät, als wir die freundlichen und aufgeschlossenen Menschen verlassen. Wir müssen viele Hände schütteln und versprechen, möglichst bald einmal wieder Gäste der Freundschaftsgesellschaft zu sein.

Abschied zu nehmen von einem fernen Land erzeugt in mir immer ein Gefühl der Wehmut. Wir lassen Freunde zurück, mit denen wir uns verbunden fühlen, die wir vielleicht niemals wiedersehen. Mit aufrichtiger Herzlichkeit werden wir am Flughafen verabschiedet. Reverend Wipulasara macht uns ein wertvolles Geschenk. Er hat sich von einer der beiden kostbaren alten Masken, die sein Zimmer im Kloster schmückten, getrennt und überreicht sie uns in einer handgewebten Tasche. Die Maske stellt einen Prinzen dar und erregt sofort die Aufmerksamkeit einiger mitreisender Amerikaner, die um Erlaubnis bitten, sie fotografieren zu dürfen.

Die beiden Tierfreunde der „Times of Ceylon“ schenken uns die Abzüge ihrer schönsten Tierfotos, die sie in den Nationalparks der Insel aufgenommen haben. Der Zoodirektor überreicht uns einen „Kandyan Dancer“, eine Figur, die durch leichtes Antippen die Bewegungen eines Tänzers verblüffend nachahmt, und der Sekretär der Freundschaftsgesellschaft einen aus dunklem Holz geschnitzten Elefanten. Wolfgang wird eine Blumenkette um den Hals gehängt. Mir drücken die Freunde einen großen Strauß Gerbera in den Arm. Der Landessitte gemäß legen wir zum Gruß die Handflächen vor der Brust aneinander. Mit Geschenken beladen, steigen wir die Treppe zum Flugzeug hinauf. Ein letztes Winken vor dem Eintritt in die Kabine, dann schließt sich die Tür. Die Turbinen heulen. Die Maschine rollt zum Startplatz.

Wir fliegen nach Delhi, der Hauptstadt Indiens, um auf dem Konsulat des Königreiches Nepal unser Einreisevisum für das Land unter den Gipfeln der Achttausender

zu erlangen. Im Tal von Chitawan wollen wir die letzten nepalesischen Panzernashörner besuchen, ihren Lebensraum kennenlernen und feststellen, ob und in welcher Weise sie geschützt werden.

Für die überraschend unbürokratischen Angestellten des Konsulates ist es etwas Neues, daß Menschen nach Nepal reisen wollen, um wilden Tieren nachzuspüren. Die anderen Fremden reisen, um Gipfel zu erklimmen, Tempel zu sehen, die Landschaft zu bewundern oder um Geschäfte zu betreiben. Mit höflichem Ernst hören sie uns zu, betrachten lange die ihnen vorgelegten Farbdrucke unserer in Assam fotografierten Panzernashörner und fangen langsam an zu begreifen. Lächelnd stempeln sie uns schließlich das Visum in unseren Reisepaß. Es gilt für 5 Tage und berechtigt nur zum Aufenthalt in Katmandu, der Hauptstadt des Königreiches Nepal. Wie sollen wir in einer Stadt Panzernashörner beobachten? Die Angestellten des Konsulates beruhigen uns. Sie versichern, daß wir beim Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten in Katmandu eine Verlängerung unseres Visums und eine Erweiterung auf das Gebiet von Chitawan erwirken können. Jeder, der Nepal besuchen will, erhält nur ein 5-Tagevisum für Katmandu. Für die meisten Touristen reicht diese Zeitspanne auch aus. Wir hoffen sehr, daß die Angaben der Angestellten des Konsulates den Tatsachen entsprechen. Es wäre nicht auszudenken, wenn wir diese weite und aufwendige Reise nur zu dem Zweck unternehmen könnten, während einer knappen Woche die Sehenswürdigkeiten der alten Hauptstadt zu betrachten.

Delhi hat sich in den letzten vier Jahren kaum verändert. Es ist nur um einige exklusive Restaurants und ein paar moderne Kinos reicher geworden, in denen man die Hitze Indiens nicht spürt, weil tadellos funktionierende Klimaanlage ständig kühle Luft in den Raum blasen.

Unser Hotel steht am Rande von Old-Delhi, dem alten Teil der Stadt. Diese Wohnlage führt uns die zwei Gesichter Indiens mit erschütternder Deutlichkeit vor Augen. Die Fahrten zu den Behörden machen uns mit freundlichen Villenvierteln bekannt, in denen die Häuser der Reichen durch gepflegte Vorgärten vom Lärm und Staub der Straße geschützt sind, wo sorglos aufwachsende Kinder auf grünen Rasenflächen spielen, behütet von weißgekleideten, geduldigen Kinder mädchen, wo eine vielköpfige Dienerschar für Sauberkeit sorgt. Unsere Spaziergänge führen uns ins alte Delhi. Dort blühen keine Blumen, ist kein Platz für Gärten. Dort reicht der Platz nicht einmal für die Menschen, die in beängstigender Fülle die Straßen und engen Gassen bevölkern. Sie besitzen keine luftgekühlten Zimmer, keinen Kühlschrank, kein Bad, sie haben nur stickige kleine Stuben ohne jeden Komfort, oft sogar ohne Mobilar, die sie mit ihren vielen Kindern bewohnen. Es gibt für sie keinen Ort, wo sie wirklich allein sind, obwohl sie eine eigene Wohnung haben, Die Hitze zwingt sie, die Fenster zu öffnen, und so hören sie das Schwatzen der vorüberziehenden Menge, das Lachen und Weinen von Kindern, das Schelten von Müttern und das Kreischen und Zetern zänkischer Narbarinnen. Sie hören Musik, wenn sie keine hören wollen, weil ein Mieter des Hauses ein Radio erworben hat und es in voller Lautstärke spielen läßt. Und in all diese Geräusche mengt sich der Lärm der Straße:

das so verschieden tönende Hupen der Autos, das schrille Klingeln der Radfahrer, das Quietschen der Ochsenkarren, das Kläffen herrenloser Hunde und das Schreien der Händler, die ihre Waren anpreisen. Aber nicht nur durch Geräusche werden die Bewohner der engen Straße Alt-Delhis belästigt. Da sind noch die verschiedenartigsten Gerüche von Gewürzen, Rauch, Schweiß und Tabak, die aus der Gasse und aus den Fenstern der Nachbarn aufsteigen und sich zu einem Duftgemisch vereinen. Zwischen dem Leben eines Villenbesitzers und eines Bewohners von Alt-Delhi liegt eine Welt, zieht sich eine unsichtbare Grenze, die trennender ist als Ländergrenzen. Für die Armen, vom Glück Ausgeschlossenen gibt es keinen Aufstieg, denn noch immer wirken die aus der Religion geborenen und von der herrschenden Klasse zur Ausbeutung genutzten, durch Traditionen erhärteten Vorurteile gegenüber Angehörigen niedrigerer Kasten, die sich selbst minderwertig fühlen. Sie müssen erst lernen, die Freiheit zu gebrauchen, zu der sie von der Regierung ermuntert werden. Das Neue ist noch zu fremd. Solange es noch keine Bildungsmöglichkeiten für alle gibt, solange 70% der indischen Bevölkerung weder lesen noch schreiben können und die Zahl der Arbeitslosen viele Millionen beträgt, fehlt den Reformbestrebungen die notwendige Basis. Für die Pläne und Ziele der englischen Kolonialregierung war die Schicksalsergebenheit des indischen Volkes eine sehr willkommene Voraussetzung. Für die neue indische Regierung ist sie ein Hemmschuh, denn sie will die Menschen für den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Aufbau ihres befreiten Landes aktivieren.

Im neuen Delhi interessieren uns vor allem die Pelzgeschäfte. Unter dem Vorwand, einen Pelzmantel kaufen zu wollen, verschaffen wir uns Eingang in jedes Lager. Dort sehen wir die herrlichen Felle von Hunderten erschossener Tiger, Leoparden, Schneeleoparden und Nebelpanther. Nebelpanther stehen unter strengem Schutz, aber das wissen nur wenige. So wenige, daß es sich die Pelzhändler auf einer der größten Geschäftsstraßen der Hauptstadt unangefochten leisten können, mit den Fellen dieser Raubkatzen die Schaufenster zu dekorieren. Der Nebelpanther wird von der Gefahr des Aussterbens bedroht. Er ist so selten geworden, daß man ihm in freier Wildbahn kaum noch begegnet. Auf dem Pelzmarkt sieht man sein Fell seltener als das des gewöhnlichen und auffälliger gemusterten Leoparden, aber es ist zu haben. In einem Laden werden uns von dem eifrigen Verkäufer sechs Felle vorgelegt, und er will aus seinem Lager unbedingt noch die zu einer dreiviertellangen Jacke fehlenden zwei Felle holen, damit Madam ein schönes und wertvolles Andenken aus Indien nach Hause tragen kann. In einem Kaschmirladen entdecken wir vier Felle, in einem zweiten drei. Die Zahl der Schneeleopardenfelle, die wir in den Pelzgeschäften sahen, beläuft sich auf 48. Wie lange wird es noch dauern, bis die indische Tierwelt um einige weitere Arten ärmer geworden ist? Was haben Schutzbestimmungen für einen Wert, wenn sie nur auf dem Papier stehen und keine Kontrolle durchgeführt wird? Von Kalkutta starten wir unseren Flug ins Land der vom ewigen Schnee gekrönten Häupter des Himalaja.

Die Stadt der 1000 Tempel

U

NSERE Dakota fliegt über den Wolken, die den Blick auf das unter uns ziehende Land verwehren. Wie ein in der Bewegung erstarrtes Meer wirkt die dichte Wolkendecke.

Als sie endlich zerreißt, sehen wir, daß das Land unter uns wie von einem Adergeflecht mit zahlreichen Verästelungen und Verzweigungen durchzogen ist: tiefe Spuren wurden von Flüssen, die jetzt ausgetrocknet sind, in den Boden gegraben. Sie sind Vorboten der Berge, die wir im Dunst der Ferne mehr ahnen als erkennen. Grüne fruchtbare Täler treten ins Bild, gesäumt von bewaldeten Hügeln, und bald prägen Reisterrassen die Landschaft. Diese schmalen, von Lehmmauern gestützten Felder setzen sich bis zu den Gipfeln der Berge fort. Sie zeugen vom unermüdlichen Fleiß der Menschen. Mehr als 600 Millionen leben vom Reis, und für viele von ihnen ist er das einzige Nahrungsmittel. Kammstraßen ziehen sich wie dünne Fäden am Grat der Berge entlang. Immer tiefer werden die Talkessel, immer höher heben sich die Berge, die von der Erosion zerschnitten sind wie die umgedrehten Köpfe riesenhafter Quirle. Die Gipfel der Achttausender sind von Wolken verhüllt. Unsere Dakota schlingert und schwankt wie ein steuerloses Schiff auf hoher See. Sie steigt, daß wir den Druck auf das Trommelfell spüren, und fällt plötzlich ab. Sie pendelt und springt und beunruhigt unseren Magen. Wir fliegen angeschnallt und dürfen unsere Plätze bis zur Landung nicht mehr verlassen. Ein weites, grünes Tal breitet sich unter uns aus, in dem wir kleine, braungraue Städte entdecken, deren Häuser sich dicht aneinanderdrängen. Schon verliert die Maschine an Höhe. Menschen und Tiere werden erkennbar. Frauen stehen an einem Brunnen. In ihren messingnen Wassergefäßen spiegelt sich die Sonne. Unser Flugzeug zieht eine Runde über dem Tal und landet auf dem Rollfeld des Flughafens von Katmandu. Als wir die stickige Luft der Kabine verlassen, weht uns kühler Wind entgegen. Wir sind in den Frühling geflogen. Die Angestellten des Flughafens unterstützen uns hilfsbereit beim Ausfüllen vieler Formulare. Die Zollbeamtin, eine auffallend kleine Nepalesin, kontrolliert unser Gepäck. Sie ist dabei mehr Frau als Beamtin und wühlt mit privater Neugier in meinen Sachen. Wolfgang wird von ihr nur angelächelt. Sein Koffer erhält den Vermerk „abgefertigt“, ohne kontrolliert worden zu sein.

Das Hotel Royal, in dem wir Zimmer bestellt haben, schickt uns einen Wagen. Die Fahrt vom Flughafen zur Stadt ist schon ein Erlebnis. Wir bewegen uns durch enge Straßen mit winzigen Läden, niedrig wie Ziegenställe, die von den Kunden nur in gebückter Haltung betreten werden können. Freundliche schlitzäugige Männer geben unserem Wagen den Weg frei. Sie haben dicke Bambusstangen geschultert, an deren Enden als Transportbehälter zwei Körbe, Säcke oder Benzinkanister pendeln. Rotwangige, nackte Kinder spielen auf den Fußwegen. Mütter hocken vor dem Haus, entblößen ohne Scham die Brust und stillen ihre Säuglinge. Das Haus scheint nur Obdach, nur Wetterschutz zu sein, denn *vor* dem Haus wird gearbeitet, geraucht, geschwätzt und gescherzt. Frauen mit breiten Gesichtern kneten Wäsche in irdenen Gefäßen. Andere massieren ihren Kindern geduldig Köpfe und Rücken, spinnen Schafwolle oder zerstampfen Gewürze in steinernen Mulden. Sie tragen Wassergefäße gegen die Hüften gestemmt, buckeln Lasten in langen, spitzen Körben oder schleppen ihre Babys in Tüchern eingebunden mit sich herum. Andere breiten geschnitzelte Rüben und Reis auf geflochtenen Matten zum Trocknen aus und schenken den vorüberfahrenden Fremden ein freundliches Lächeln. Tempeldächer überragen die Stadt. Im Dunst des Mittags zeichnen sich die nahen Berge ab, hinter denen sich blaß und grau noch höhere Gipfel erheben.

Unser Hotel befindet sich im alten Palast Seiner Majestät, des Königs von Nepal. Palastwürdig sind auch die Zimmerpreise. Die Räume sind es nicht. Sie haben den dumpfen Modergeruch einer Gruft. In den Wänden sitzt der Schwamm, und vom schimmelfleckigen Steinboden steigt feuchte Kühle auf.

Die Angestellten des Hotels entschädigen uns für alle Ärgernisse. Sie bedienen und umsorgen uns mit Liebenswürdigkeit, Umsicht und Hilfsbereitschaft. Offensichtlich übertragen die vom Tourismus noch unverdorbenen Menschen eine wohl allen Bergvölkern eigene Gastfreundlichkeit auf ihren Beruf. Wir fühlen uns wohl. Im Garten blühen die Aprikosenbäume, im Hofe des Palastes Narzissen, Nelken, Primel, Rosen und Wicken. Ein riesiger weißer Spitz „bewacht“ das Hotel. Unter den Arkaden hat er ein schattiges Plätzchen gefunden und verschläft dort die meiste Zeit des Tages. Er ist gutartig und geduldig. Wenn Gäste, denen er im Wege liegt, über ihn hinwegsteigen müssen, wedelt er nur mit dem Schwanz, ohne die Augen zu öffnen. Passiert ein Wagen die Pforte, wird der schlafende Spitz zum Wachhund. Laut kläffend springt er dem Fahrzeug entgegen, umkreist es in wilder Erregung und beruhigt sich erst wieder, wenn die neuen Gäste in der Hotelhalle verschwunden sind.

In den Arkaden des Hotels sind Andenkenläden eingerichtet. Kopien alter Götterbilder stehen zum Verkauf. Sie sind so gut, so „echt“ gemacht, daß man sie für Originale halten könnte. Der Ladenbesitzer klärt uns auf. „Das sind alles nur Nachahmungen. Welche Familie sollte sich von ihrem Gott trennen? Welcher Priester würde ihn aus seinem Tempel entfernen? Unsere Menschen sind solchen Gegenständen zu sehr verbunden, als daß sie ihre Heiligtümer wie eine Ware zu Markte tragen könnten. In ganz Katmandu werden Sie vergeblich nach echten Antiquitäten suchen. Für den Fremden, der nichts Heiliges in diesen Dingen sieht, der sich nur sein

Heim mit exotischen Seltsamkeiten schmücken will, sind die Kopien gut genug.“ Diese Ehrlichkeit erstaunt uns. In Indien verkaufen die Besitzer von Kuriositätengeschäften dem unkundigen Touristen bedenkenlos schlechte Kopien zum Preis der Originale. Wie lange wird es dauern, bis dieses als Reiseland noch so junge Nepal durch den Fremdenverkehr verdorben ist? Vor unserem Zimmer hat ein Junge seinen Verkaufsstand aufgeschlagen. In tadellosem Englisch bietet er Medaillons, Schnitzereien, Silberschmuck und Kleinplastiken aus Bronze an, die tibetanische Mönche darstellen. Fachkundig und unaufdringlich erklärt er uns mit seiner hellen Stimme die Gegenstände. Obwohl er noch ein Kind ist, ernährt er schon seit zwei Jahren eine Familie. Der Vater hat durch eine Krankheit sein Augenlicht verloren. Die Mutter muß für den blinden Mann und die vier jüngeren Geschwister sorgen, deshalb fällt ihm als dem ältesten Sohn die Pflicht zu, den Unterhalt zu verdienen. Für den Jungen ist der Händlerberuf nur vorläufiger Broterwerb. Er träumt davon, einmal Lehrer zu sein. Wenn er um 6 Uhr abends seinen kleinen Laden verschließt, nimmt er die Bücher unter den Arm und geht zur Schule. Soodt ich dem Knaben eine Orange oder ein Stück Schokolade bringe, nimmt er das Geschenk mit höflichem Dank an

Seite 177: Auch in Nepal sind Affen heilige Tiere. In den Tempeln ernähren sie sich vorwiegend von Opfergaben.

*Seite 178: Es ist in Yala schwer zu entscheiden, ob man einem echten Arni oder einem verwilderten Hausbüffel gegenübersteht.
Am Fuße der Löwenfestung von Sigiriya.*

Seite 179: Der sitzende Buddha von Gal Vihare wurde aus dem Felsen herausgemeißelt.

*Seite 180: Kinder, die wir in Nepal trafen.
Vor dem Tempel der Bellenden Glocken wird ein Prozessionsschirm ausgebessert.*

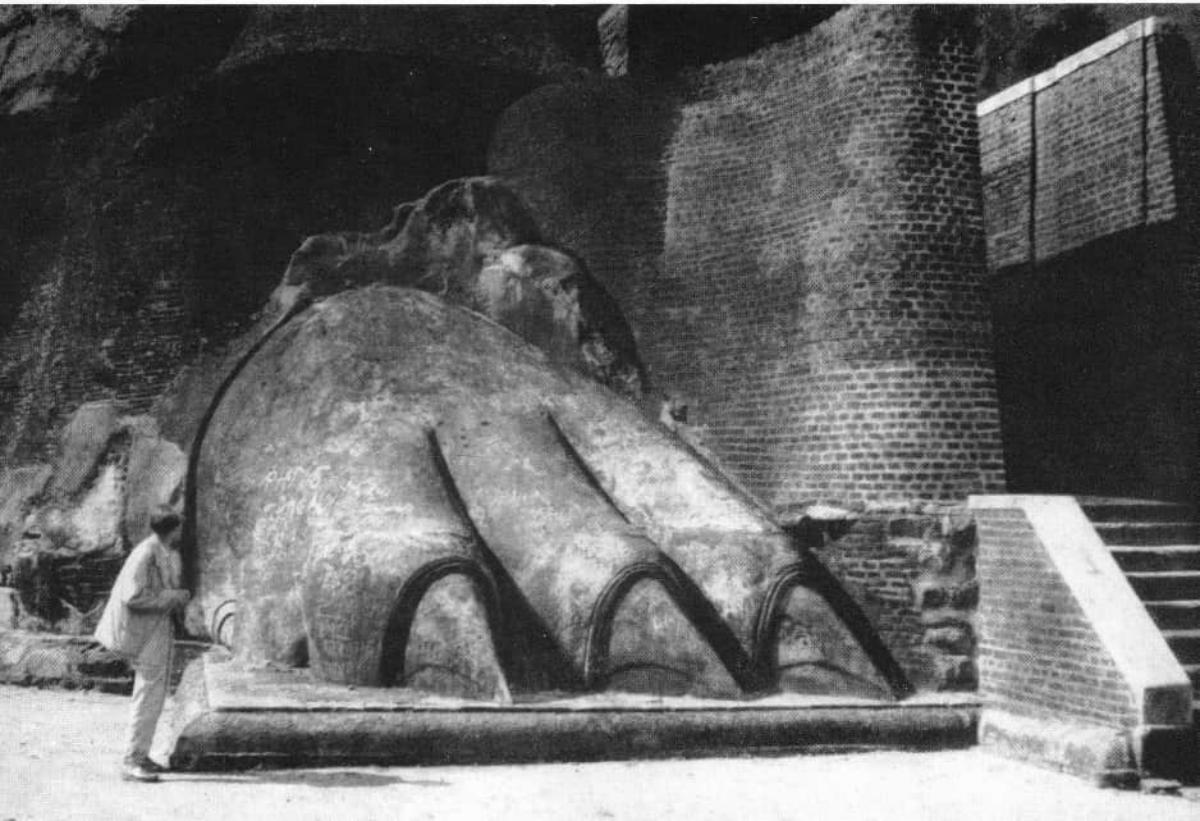
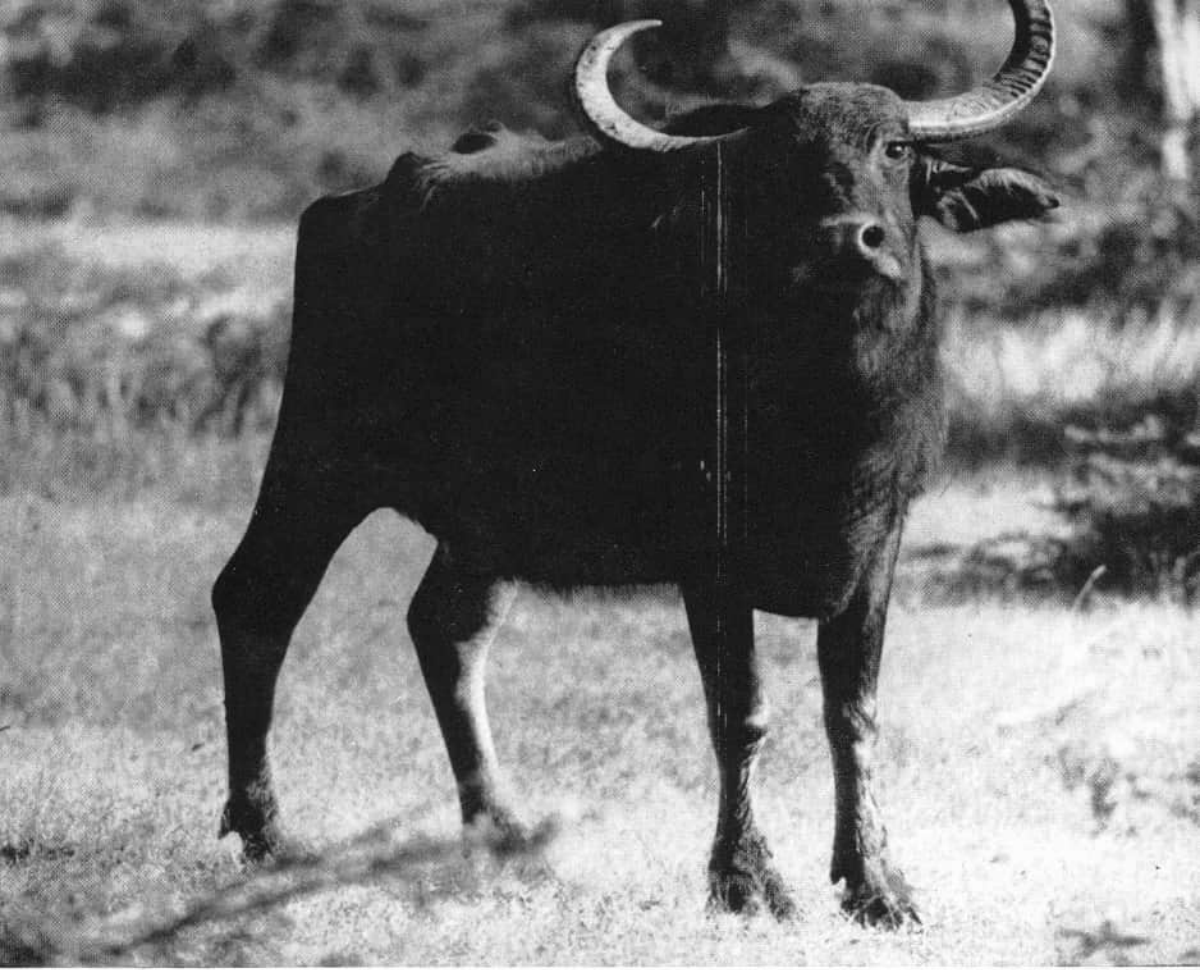
Seite 181: Einer der königlichen Reitelefanten, die an den Festtagen reich geschmückt durch die Straßen Katmandus geführt werden.

*Seite 182: Auf Holzrosten haben die Fischer von Lanka ihre Beute zum Trocknen ausgelegt.
Freundlich, aber auch schüchtern, lächeln Teepflückerinnen in die Kamera.*

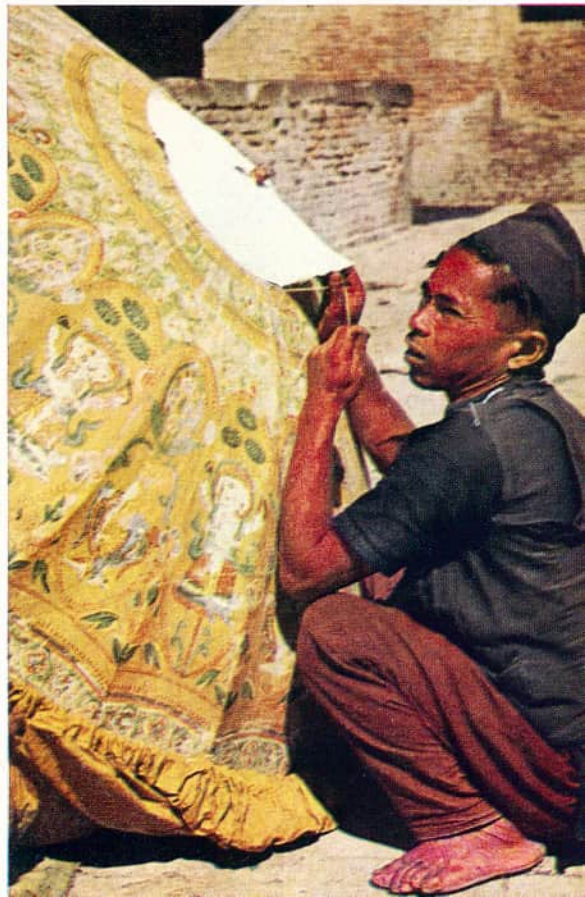
Seite 183: Das Standbild des Parakrama Bahu. Unter seiner Herrschaft wurde Polonnaruwa erbaut.

Seite 184: Über die Vorberge des Himalaja hinweg windet sich die Straße in vielen Serpentinaen südwärts. Am Horizont erheben die Achttausender ihre vom ewigen Schnee bedeckten Häupter.

















und verwahrt es in seiner Lade, um es daheim mit seinen Geschwistern zu teilen. Am Nachmittag unternehmen wir die erste Fahrt durch die Stadt. Obgleich wir im Geburtsland Buddhas sind, überwiegen die Hindutempel. In jeder Straße, fast in jeder Gasse trifft man sie. Man findet sie oft in den Höfen der Häuser, wo sie von den Kindern unbekümmert als Spielplatz verwendet werden. Deren Finger betasten die bronzenen Figuren und setzen die Gebetsmühlen in Umdrehung. Übermütig läuten die Kleinen die vielen vor dem Tempel aufgehängten Glocken und Glöckchen und benutzen die Plastiken geheiligter Tiere als Reitpferde. Kein Erwachsener rügt die Kinder. Solange sie nichts zerstören, ist ihnen das Spiel im Tempel nicht verwehrt. Sie leben mit den Göttern, und ihre Eltern sorgen dafür, daß sie nach und nach erfahren, wie man sich ihrer Gunst versichert.

Katmandu erweckt nicht den Eindruck einer Hauptstadt. In der Zahl seiner Einwohner entspricht es etwa der thüringischen Stadt Erfurt. Die wenigen, im europäischen Sinne repräsentativen Gebäude mit ihren kalkweißen, grellen Fassaden und die breiten Asphaltstraßen sind erst in jüngster Zeit entstanden. Die Jahrhunderte der Weltabgeschiedenheit machen sich bemerkbar. Ohne störende Einflüsse konnte sich Katmandu entfalten und seinen charakteristischen Baustil entwickeln. So erweist sich die Stadt als ein kulturhistorisches Museum besonderer Art, als ein Stück ablesbarer Geschichte. Schon am ersten Tage spüren wir: Katmandu ist eine Reise wert! Es würde viele Wochen dauern, bis der Tourist alle Sehenswürdigkeiten aufgesucht hätte. Sie zu studieren, brauchte er Jahre, denn im Tal von Katmandu gibt es mehr als 1000 Tempel. Die alten Häuser der Innenstadt sind mit kunstvollen Schnitzereien geschmückt. So ärmlich und ungepflegt die Fassaden auch erscheinen – ein wundervoll geschnitzter Erker, ein in Tier- oder Pflanzenmotiven prangender Giebel oder ein Fensterrahmen mit reichem Zierrat machen sie kostbar und sehenswert. Das Besondere an der Konstruktion der alten Tempel und Paläste sind ihre zwei- bis fünf- bis übereinandergetürmten Dächer. Diese Pagodenbauweise wirkt „chinesisch“. Im alten China hat man so gebaut. Aber nicht die Nepalesen ließen sich von chinesischen Architekten anregen. Der Pagodenstil ist nepalesischen Ursprungs, und was in Japan oder China späterhin entstand, weist auf diese alte Baukunst Nepals zurück.

In der Nähe des Durbar Square, des Platzes vor dem Palast der alten nepalesischen Könige, befinden sich zahlreiche Gebäude mit aufgestockten Dächern. Die meisten Tempel sind auf terrassenförmig gestuften Postamenten errichtet. Hier ist auch das mächtige Relief des Kala Bhairawa, vor dem die von verschiedenen Seuchen bedrohten Bergbewohner ihre Opfergaben niederlegen. Diese schreckliche schwarze sechsarmige Riesengestalt mit dem massigen Körper, den gebleckten Zähnen und den hervorquellenden Augen tanzt auf dem Leichnam eines Dämons. Sie schwingt ein großes Schwert und den Dreizack in ihren Händen und packt ein Bündel Menschenköpfe beim Schopf. Eine Kette von Menschenköpfen schmückt auch ihren fetten Leib. Kala Bhairawa ist eine Erscheinungsform des Gottes Schiwa. Ihm gefällt es zu zerstören und zu vernichten. Er ist das Gegenstück zu seiner Gemahlin Kali, jener

Göttin des Schreckens, der wir in den Hindutempeln Kalkuttas begegnet sind. Ihrem unheilvollen Wirken schreiben die Gläubigen den Ausbruch von Seuchen zu. Ihr ewiger Zorn ist die Ursache von Elend, Not und Verzweiflung. Mit Blumenopfern macht man sich die freundlichen Götter geneigt. Die unersättliche Kali fordert Blut. Vor hundert Jahren noch wurden Menschen geopfert, um das von ihr ausgehende Unheil abzuwenden. Manchenorts geschah es heimlich auch noch in diesem Jahrhundert. Jetzt muß sich die Ungenügsame mit dem Blut von Büffeln und Ziegen zufriedengeben, die alljährlich zu Tausenden vor ihren Tempeln geköpft werden. Die verzückt zuschauenden Gläubigen beschmieren sich mit dem noch warmen Blut und bekunden damit, daß sie teilhaben an dem der grausamen Göttin wohlgefälligen Opfer. Nahe dem steinernen Standbild des Kala Bhairawa erhebt sich ein aus roten Ziegeln gebauter Tempel, dessen Pagodendach von reich geschnitztem und mit bunten Farben bemalten Gebälk getragen wird. Neben Darstellungen von Göttern und Göttinnen entdecken wir Szenen aus dem intimsten Bereich menschlichen Zusammenlebens. Dergleichen sahen wir auch in Stein gemeißelt an indischen Tempeln. Dort war die Peinlichkeit durch Kunst gebändigt. Hier wird sie durch grelle Farben noch hervorgehoben. In Europa würden die Eltern ihre Kinder von derartigen Plastiken fernhalten. Die Nepalesen haben eine andere Einstellung. Väter weisen ihre Söhne und Töchter mit lustigen Bemerkungen auf diese Darstellungen hin.

Über die Bedeutung der erotischen Szenen an den Tempeln ist viel geschrieben worden. Die einen halten sie für Prüfsteine, an denen der zum Gottesdienst gehende Gläubige ermesen kann, inwieweit er schon in der Lage ist, Selbstzucht zu üben und sinnliche Begierden zu unterdrücken. Andere nehmen an, daß die Hindus diese betont weltliche Darstellungen in ihrer Auseinandersetzung mit dem Weltentsagung und Verzicht predigenden Buddhismus verwandten: indem sie die Freuden des Daseins zur Schau stellten, wollten sie die Anhänger der neuen Lehre wankelmütig machen und in den Schoß ihrer Kirche zurückführen. Eine dritte Gruppe schließlich behauptet, daß diese Darstellungen ohne jede Absicht die Sinnenfreude der nepalesischen Menschen widerspiegeln.

Vor dem mit farbigen Holzplastiken geschmückten Tor des königlichen Palastes, in dem die Malla-Herrscher residierten, thront auf granitem Sockel unter seidenem Baldachin Hanuman, der Affengott. Ein purpurner Mantel umhüllt die plumpe Gestalt. Blumen bedecken ihr Haupt, und eine gelbe Blütenkette schmückt ihre Brust. Hanuman hat einer alten Sage zufolge unter Einsatz seines Lebens die vom Dämon Ravana auf der Insel Lanka gefangengehaltene indische Prinzessin Sita befreit und sie ihrem königlichen Gemahl Rama zurückgebracht. Vom Gesicht des zum Gott erhobenen Affen ist wenig zu sehen. Die von einem Hindupriester aufgetragene rote Paste bedeckt es wie eine Maske. Jeder Gläubige, der mit seinem Gebet dem Affengotte huldigt, klettert an einer Stange auf den Steinsockel, reibt mit seinem Finger ein wenig von der roten Creme herunter und zeichnet sich damit die Stirn.

Wir erhalten die Erlaubnis, durch eine Pforte im großen Tor, das einst nur für

den König geöffnet wurde, in den Hof zu treten und einen Teil des Palastes zu sehen. Leider wird uns nicht gestattet, die in einigen Räumen der ehemaligen königlichen Residenz verwahrten Kunstgegenstände zu betrachten. Unser nepalesischer Begleiter, der uns behutsam durch staubige Gänge und über ätzende Stiegen führt, erklärt uns, daß jeder Malla-Herrscher dem Palast ein Pagodentürmchen hinzufügen mußte. Die nie restaurierte Holzkonstruktion ist vermorscht. Tauben nisten im uralten Gebälk, und Fledermäuse wählten sich die dunklen, trockenen Giebelstuben als Ruheplätze.

Vom Dachgeschoß des Palastes hat man einen Blick auf die alte Stadt, die von Radscha Gunakamadewa vor mehr als zwölf Jahrhunderten gegründet wurde. Ihre uralten Bauten gelten als erdbebenfest. Es ist Mittag. Der Strom der Wandernden in den engen, verwinkelten Straßen ist verebbt. Rauch quillt aus offenen Giebeln. Die Familien sitzen beim Reis. Eine Gruppe von Bergbauern, die den bescheidenen Ertrag ihrer Felder zum Markt in Katmandu tragen und schon einen mehrtägigen Marsch hinter sich haben, setzen ihre Lasten auf den Podest eines kleinen Tempels nieder und ruhen sich aus. Auch Holzhändler sind unter den Rastenden. Auf ihren gebeugten Rücken gelangt das Brennmaterial aus weitentfernten Bergwäldern in die Stadt. Nepal ist reich an Kohle, aber sie zählt noch zu den ungehobenen Schätzen des Landes. Bis zur Erschließung der Kohlevorkommen müssen sich die Nepalesen damit begnügen, Kuhdung und Holz als Brennmaterial zu verwenden. Goldene Tempeldächer blinken zu uns herauf, und in der Ferne schimmern die schneebedeckten Zinnen des Daches der Welt.

Vor dem alten Regierungsgebäude thront auf dem Lotoskapitäl einer hohen schlanken Säule die Steinplastik des Königs Pratap Malla und seiner fünf Söhne. Es scheint die Eigenart der Nepalesen zu sein, den Denkmälern ihrer Landesherren Plätze in schwindelnder Höhe zu geben, die dem Staub der Straße entrückt sind. Vielleicht läßt sich an dieser Distanz, an dieser Unerreichbarkeit auch das Verhältnis der alten Könige zu ihren Untertanen ablesen. Was waren das für Herrscher, die vor einigen Jahrhunderten über Freie und Unfreie regierten? Erst 1925 wurde die Sklaverei in Nepal abgeschafft. Wie sahen die Verhältnisse früher aus? Die in den Klöstern verwahrten alten Dokumente könnten darüber Auskunft geben. Sie sind noch nicht ausgewertet. Wenn die Berichte der ersten Reisenden den Tatsachen entsprechen, haben die Monarchen Nepals mit großem Pomp Hof gehalten und grausam regiert. Die Strafmaßnahmen, die von ihnen für Vergehen geringerer Art verhängt wurden, gleichen denen des deutschen Mittelalters. Die Scharfrichter, hier wie dort eine Klasse geächteter Menschen, hatten Hände abzuhacken, Augen auszustechen, Ohren und Nasen abzuschneiden und Zungen herauszureißen. Den Menschen, die zu töten nach dem Glauben der Hindus eine Sünde war, riß man sogar das Herz bei lebendigem Leibe heraus und vergrub es in der Erde. Diese Methode wurde bei straffällig gewordenen Brahmanen, den Angehörigen der höchsten aller Kasten, angewandt.

Die Vorsprache beim Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten, das für die

Verlängerung und Erweiterung unseres Visums zuständig ist, schafft uns erfreuliche Begegnungen. Im hohen Amtsgebäude, dessen Nüchternheit und Strenge sich nicht von europäischen Gebäuden gleicher Art unterscheidet, treffen wir kluge, warmherzige und hilfbereite Menschen. Sie wundern sich gar nicht, daß wir der Panzernashörner wegen nach Nepal gereist sind, und betrachten unsere Fotos, die wir von diesen urweltlich anmutenden Tieren in Assam gemacht haben, mit ehrlichem Interesse. Es bedrückt sie nur, uns keine Informationen über die Verbreitungsgebiete der nepalesischen Panzernashörnern geben zu können, weil keiner von ihnen jemals im Tal von Chitawan gewesen ist. Nach langem Hin- und Hertelefonieren machen sie einen Forstbeamten ausfindig, der uns weiterhelfen kann. Von ihm sollen wir Namen und Adresse eines ehemaligen Majors der nepalesischen Armee erfahren, dem der Schutz der Panzernashörner anvertraut ist. Aber es genügt ihnen nicht, unseren Wünschen nachgekommen zu sein. Sie wollen wissen, ob wir uns in Nepal wohlfühlen, und bitten uns, ihnen ehrlich zu sagen, was uns nicht gefällt. Gern möchten sie abändern, was einem regen Touristenverkehr in diesem Land, das eben erst seine Pforten zur Welt aufgestoßen hat, hinderlich ist. Unsere Freude über die Gastfreundschaft der Nepalesen quittiert der Stellvertreter des Ministers mit einem Lächeln. „Das ist doch selbstverständlich. Weder Hautfarbe noch Kaste haben eine Bedeutung für die Beziehungen der Menschen untereinander. Wichtig und entscheidend allein ist, *wie* der Mensch ist. Morgen können wir Ihre Gäste sein. Warum sollten wir Ihnen nicht geben, was wir auch von Ihnen erwarten würden?“ Er verabschiedet uns mit den besten Wünschen für eine erfolgreiche Reise und drückt uns herzlich die Hand, als wären wir alte, gute Freunde. Bei aller Beflissenheit, mit der Nepal um den Besuch ausländischer Gäste wirbt – die Gastfreundschaft seiner Menschen ist älter als der Tourismus.

Das Schwierigste steht uns aber noch bevor. Wo sollen wir in Katmandu einen Wagen auftreiben und einen Chauffeur, der bereit ist, uns über schmale Gebirgsstraßen nach dem heißen Tal von Chitawan zu fahren? Der lebenswürdige Chef des staatlichen Reisebüros möchte uns gern helfen. Er kennt diese Gegend nur vom Hörensagen und interessiert sich für unsere Reise, denn er möchte durch uns erfahren, ob es zumutbar ist, Touristen dorthin zu schicken. So bestellt er einige Besitzer geländegängiger Wagen für den Nachmittag in sein Büro. Es sind verwegen aussehende Gestalten, die kein Wort englisch verstehen. Sie diskutieren und gestikulieren über eine halbe Stunde lang. Dann verläßt einer nach dem anderen das Haus. Keiner ist bereit, uns in das abgelegene Tal zu fahren. Der Leiter des Reisebüros macht uns dennoch Mut. Er besinnt sich auf zwei Chauffeure, die bei der Zusammenkunft nicht erschienen sind, und verspricht uns, alle Überredungskünste aufzubieten, wenigstens einen von ihnen für unsere Fahrt zu gewinnen.

Mit dieser Schwierigkeit haben wir nicht gerechnet. Was nützen uns Visa und Empfehlungsschreiben der Regierung, wenn es uns nicht gelingt, einen Wagen zu mieten, der uns ans Ziel unserer Wünsche bringt?

Vor der Geschäftsstelle des Tourist-Information-Centre wartet ein Junge auf uns. „Sir, ich kenne jeden Winkel von Katmandu und kann Ihnen alle Sehenswürdigkei-

ten der Stadt zeigen und erklären. Lassen Sie mich Ihr Führer sein!“ Selbstsicher erträgt dieser kleine Erwachsene, dieser sauber gewaschene und ordentlich gekämmte Zwölfjährige unseren forschenden Blick. „Einverstanden“, sagt Wolfgang. „Komme morgen, um 8 Uhr, zu unserem Hotel.“ „In Ordnung, Sir, ich werde pünktlich sein“, gibt der Knirps mit einer Gelassenheit zurück, als wäre es die größte Selbstverständlichkeit von der Welt, daß wir ein Kind als Fremdenführer engagieren. Ohne sentimentale Geschichten von hungernden Geschwistern zu erzählen, ohne zu betteln oder zu flehen, hat er sein Ziel erreicht. Oh, er ist schon ein Jemand, einer, der ohne billige Tricks zu beeindrucken vermag, der schneller war als die professionellen Fremdenführer, die sich nun um uns drängen und den Kleinen am liebsten verprügeln möchten, weil er ihnen das Brot vor der Nase weggeschnappt hat. Dem Bereich ihrer starken Arme entronnen, schreit er triumphierend: „Okay, Sir, bis morgen. Ich werde pünktlich sein.“

In den Kuriositätenläden der Stadt entdecken wir unter vielen für die ausländischen Besucher hergestellten Souvenirs, unter edelsteingeschmückten Kukris, den Nationalschwertern der Nepalesen, unter Gebetsmühlen, Masken, Götterbildern und buddhistischen, auf Kupfer- oder Messingplatten geprägten Kalendern auch antike Gegenstände für den kultischen Gebrauch. Zwei schwarzbraune, unscheinbare Ringe mit kleinen, muldenförmigen Vertiefungen erregen unsere Aufmerksamkeit. Gleichmütig nimmt sie der Verkäufer aus dem Regal. „Das dürfte Sie kaum interessieren. Es sind Opferringe, mit denen die gläubigen Hindus den Seelen ihrer Verstorbenen am 45. Tag nach der Verbrennung der Leiche zu trinken geben.“ Wolfgang betastet die Ringe, trägt sie zum Licht, dreht und wendet sie vor den Augen. Sie sind aus dem Horn der Panzernashörner geschnitzt worden und interessieren uns mehr, als wir vor dem Besitzer des kleinen Ladens zu erkennen geben wollen, denn das empfiehlt sich in Ländern ohne feste Preise nicht. Trotzdem ist dem Mann Wolfgangs Sachkenntnis nicht entgangen. Er öffnet einen Schrank, wickelt zwei Schalen aus einer alten Zeitung und stellt sie vor uns auf den Tisch. Es sind handtellergröße, herzförmige Gebilde, in deren Rand Ornamente und Götterbilder geschnitten sind. „Darauf legen die Gläubigen die Speise, die sie den toten Seelen ihrer Verwandten zu essen geben“, erklärt der Mann und macht uns auf die Qualität der Schnitzereien aufmerksam. Es muß ein großes Horn gewesen sein, aus dem diese Schalen hergestellt wurden. In Ostasien pulverisiert man das Horn der Rhinocerosse, weil dieses „Medikament“ angeblich die Kraft der Jugend bis ins hohe Alter erhält. In Nepal fordern die Seelen der Toten Eßgeschirr aus dem Horn der Nashörner. Und um diese abergläubischen Bedürfnisse befriedigen zu können, fallen die in ihrem Bestand ohnehin gefährdeten Tiere Wilderern zum Opfer, bis man sie eines Tages in die Liste der Ausgestorbenen eintragen muß. In einem anderen Geschäft finden wir eine noch größere und noch schöner geschnitzte Schale, die uns für fast 2000 Mark zum Kauf angeboten wird. Unser Geld ist für die Beobachtung der lebenden Nashörner geplant. Wir können uns keine teuren Andenken leisten und begnügen uns mit dem Anschauen.

Sogar einer Nachbildung des sagenhaften Schneemenschen begegnen wir in

einem Kuriositätenladen der alten Stadt, einer primitiven Holzplastik, die ein schwanzloses, affenartiges, auf zwei Beinen gehendes Wesen darstellt. Viele Nepalesen haben wir nach dem Schneemenschen befragt, über dessen Existenz schon heftige Meinungsstreite unter den Wissenschaftlern Europas und Amerikas entbrannt sind und den zu entdecken bereits zahlreiche Expeditionen ausgeschickt wurden.

Für die Nepalesen ist der Schneemensch keine Sensation. Sie glauben so fest an ihn, daß sie sich durch unsere Zweifel beleidigt fühlen. Allerdings ordnen sie dieses auf zwei Beinen gehende, zottige Wesen nicht den Menschen, sondern den Tieren zu. Sie nennen es „Yeti“, und Yeti heißt „Felsentier“. Diese Felsentiere seien sehr selten geworden, sagt man uns. Sie hätten sich aus Furcht vor den Menschen in unzugängliche Gebiete zurückgezogen. Nur der Hunger treibe sie manchmal aus ihren Zufluchtsorten in den Schneeregionen der Berge zu den tiefer gelegenen Rhododendronwäldern, und das sind dann die wenigen Gelegenheiten, bei denen die auf einsamen Bergpfaden wandernden Lastenträger, die Bergreisbauern oder Holzsammler ihnen begegnen. An den Wänden der alten Tempel treffen wir auf Darstellungen merkwürdiger, menschenähnlicher Gestalten, deren Körper ein dichtes Haarkleid bedeckt, von dem nur Brust, Bauch und die Innenseite der Arme ausgenommen sind, und deren Gebiß raubtierhafte Eckzähne aufweist. Vielleicht deuten auch diese Bilder auf den Yeti hin. Ein buddhistischer Würdenträger versichert uns, daß „Yeti“ ein Sanskritwort ist, das sich mit „Teufel“ übersetzen läßt. Yetis gelten als Geisterwesen, die nur den im Schauen Geübten sichtbar sind. Seiner Meinung nach verlieren wir diese Fähigkeit, je mehr wir uns im Denken üben.

Ein Nepalese berichtet uns von einem Bekannten, der vor vielen Jahren einer Yetifrau begegnet ist, die ein Kind an ihrer Brust trug. Das behaarte Weib erschrak durch dieses unvermutete Zusammentreffen mit einem Menschen so, daß es im eiligen Davonspringen sein Kind verlor. Der Mann nahm das Yetikind schnell an sich und trug es nach Hause, doch nach zwei Tagen starb es an den Folgen des Sturzes auf das harte Felsgestein. Der Bekannte unseres Nepalesen hat die kleine Leiche in Honig konserviert, weil er glaubt, daß in diesem wunderlichen Wesen eine ihm nützliche Kraft verborgen ist. Wenn wir uns dafür interessieren, will uns der Nepalese mit dem Mann bekannt machen, der für 40 Rupien das Yetikind zu zeigen bereit sein soll. Natürlich sind wir sehr begierig zu erfahren, was uns als Schneemenschenbaby vorgestellt werden wird. Umsomehr bedauern wir, daß uns der Nepalese am nächsten Tag eine Absage erteilt. Der Mann sei überhaupt *nie* mehr bereit, dieses wundertätige Kleinod zu zeigen, weil eine Amerikanerin, die es angeblich nur fotografieren wollte, heimlich ein Stück davon abgeschnitten habe. Als wir nach dem Abendessen die Hotelbar aufsuchen, sehen wir wenigstens die plumpen, breiten Fußspuren des Schneemenschen und die markanten Trittsiegel des Yaks als eine originelle Werbung über der Eingangstür der „Yak-und-Yeti-Bar“. Die Nächte sind kalt im Frühling des Hochgebirgslandes. Der moderne runde Kamin mit dem rotgoldenen Kupferdach in der Mitte der Bar ist die einzige Wärmequelle des Hotels.

Unser kleiner Fremdenführer ist am anderen Morgen nicht nur pünktlich zur

Stelle, er hat sogar den Rest des gestrigen Tages dazu benutzt, für uns zu arbeiten. Aus dem Gespräch der Chauffeure konnte er entnehmen, daß wir einen Fahrer mit Jepp oder Landrover suchen, der bereit ist, mit uns nach Chitawan zu fahren. In seinem Eifer ruhte der Junge nicht eher, bis er einen gefunden hatte, der sich und seinem Wagen die anstrengende Reise zumuten wollte.

„Mein Freund fürchtet die Fahrt nicht“, erklärte der Knabe stolz. „Er wird am Nachmittag mit seinem Jeep zur Stadt kommen, um vor dem Postamt auf Sie zu warten. Er ist ein ausgezeichneter Chauffeur, das können Sie mir glauben. Ich werde sein Beifahrer sein und Ihr Dolmetscher, denn in der Ebene gibt es niemanden, der Sie versteht.“

Die Tüchtigkeit des Kleinen imponiert uns, und die Aussicht auf einen Wagen macht uns froh. Es behagt mir nur nicht, den Jungen auf diese Fahrt ins Ungewisse mitnehmen zu müssen. Wie erwachsen er sich auch gibt, er ist mit seinen zwölf Jahren noch ein Kind, für das ich mich verantwortlich fühlen würde. Wir werden sehen. Wir haben auf unseren Reisen gelernt, den Tag nicht vor dem Abend zu loben und auch den verlockendsten Angeboten mit Vorsicht zu begegnen. Noch bleibt uns Zeit, die berühmtesten Tempel der näheren Umgebung Katmandus zu besichtigen.

Wir lassen uns nach Swayambhunath bringen, einem Hügel vor den Toren der Stadt, der auf seinem Rücken eines der ältesten und berühmtesten Heiligtümer des Buddhismus trägt, den Swayambhunath-Chaitya. 500 Stufen führen zum Gipfel des Berges hinauf. Aber die Anstrengung lohnt sich, denn der geheiligte Hügel weist eine Besonderheit auf, die wir im buddhistischen Ceylon nicht fanden: den in breiter, behäbiger Glockenform aus dem Gipfelfelsen gemeißelten Chaitya, den Reliquienbehälter. aus dem ein mächtiger, mit einer Haube geschmückter Thoranturm aufragt. Vier riesige, nach allen Himmelsrichtungen blickende, weit ins Land schauende Augenpaare, die uns als Augen des Buddha vorgestellt werden, wachen darüber, daß die Anhänger der Lehre des Erhabenen nach seinen Geboten leben. Über dem Augenturm erhebt sich eine Pyramide aus elf, die buddhistischen Himmel versinnbildlichenden Holzscheiben. Den Abschluß dieser kunstvollen und reich vergoldeten Konstruktion bildet ein „Sonnenschirm“, ein zierlicher, goldglänzender Aufbau, der weithin sichtbar kundgibt, daß hier die sterblichen Überreste eines Heiligen ruhen. Die Kuppel ist weiß getüncht. Grell leuchtet sie in der Sonne. Zahlreiche Nischen sind ringsum in den Felsen geschlagen worden. Sie bergen die Bronzestatuen der bisher auf Erden erschienenen Buddhas. Daß auch die in Bronze gegossenen oder in Goldblech getriebenen Darstellungen aus dem Götterhimmel der Hindus hier nicht fehlen, daß man ihnen sogar Tempel und Schreine in unmittelbarer Nähe des buddhistischen Chaitya zuwies, wird gern als ein Beweis der religiösen Duldsamkeit angeführt. Wenn man den Gläubigen zuschaut, wie sie *alle* steinernen und bronzenen Stellvertreter der Gottheiten mit der gleichen Ehrfurcht und mit denselben Opfergaben bedenken, möchte man ihnen diese tolerante Haltung nicht mehr als ein Verdienst anrechnen. Der Verdacht drängt sich auf, daß den andachtsvoll sich Verneigenden die

vom Buddha gepredigte Lehre nicht genügt. Es hat den Anschein, als wollten sie sich die Gunst der vom Meister in die Bedeutungslosigkeit verwiesenen Götter nicht verscherzen, als schlossen sie insgeheim Rückversicherungsverträge ab. Menschen, seit Jahrtausenden von der Last des Aberglaubens bedrückt, nehmen ihre Zuflucht zu den Göttern, die der Buddha entthronte. Die Basis der Freiwilligkeit, auf der die Lehre des Buddha beruht, ist für sie ein zu schwacher Boden, das Leben zu meistern. Sie fühlen sich noch nicht mündig genug. Sie brauchen ihre alte Religion neben der neuen Philosophie.

Ein schmiedeeisernes Gitter trennt die Gläubigen von dem weißen Kuppelbau und dient zugleich als Stütze für eine Vielzahl von Gebetsmühlen. Im Inneren dieser aus Kupfer oder Messing getriebenen, um eine Achse drehbaren, zylinderförmigen Hohlkörper befinden sich auf Papierrollen geschriebene Lehrsätze Buddhas. Die Gebetsmühlen werden von den um das Heiligtum schreitenden und unablässig ihr „om mani padme hum“ murmelnden Buddhisten in Umdrehung versetzt. So wiederholen sie stellvertretend für die Menschen ein Gebet nach dem anderen in schneller Folge. Bunte Gebetsfähnchen flattern an Leinen, die sich vom Dach des Thoranturmes sternförmig nach allen Seiten spannen. Und über blendendem Weiß und gleißendem Gold, über Glockengeläut, dem Singsang der Priester und dem Geflüster der Betenden, über Göttern und Menschen wölbt sich der Himmel in herrlichem Blau.

Die heilige Stätte ist auch ein Tummelplatz der Tiere. Rüdige, furchtsame Hunde streunen in geduckter Haltung und mit eingezogenen Schwänzen umher und warten darauf, daß einem der Gläubigen ein Bröckchen von den Opfern herunterfällt. Dann schnappen sie gierig nach dem Bissen, verschlingen ihn unzerkaut und schleichen sich wie Diebe davon. Ihre erfolgreichsten Konkurrenten sind die Rhesusaffen. Sie hocken auf den Zinnen der hohen Umfassungsmauer, sitzen auf vergoldeten Tempeldächern und halten nach Pilgern Ausschau. Ihre langjährige Erfahrung läßt sie auf den ersten Blick erkennen, ob ein Besucher „interessant“ ist oder nicht. Menschen mit leeren Taschen locken sie nicht von ihrer hohen Warte. Sobald aber einer von denen kommt, die mit vollen Händen Opfern auszuteilen gewohnt sind, eilen die Affen flink herbei. Familien, ganze Horden rücken heran und umlagern ihn in dreister Aufdringlichkeit. Der Mann schiebt den schweren Kettenvorhang beiseite, der dem Schutz eines Götterbildes dient, und legt Reis, Früchte und Schmelzbutter der Gottheit zu Füßen. Kaum hat er den Rücken gedreht, um den nächsten Gott zu beschenken, sind schon die Affen am Schrein. Kreischend und zeternd zerren sie mit ihren schlanken Händen zwischen den Ketten alles Eßbare hervor und stopfen es in ihre Bäckentaschen, die wie Geschwülste am Halse hervortreten. Kaum ein Reiskorn entgeht ihren Blicken. Hastig verfolgen sie den Freigebigen, plündern die Altäre, und wenn der Mann nicht auf der Hut ist, entreißen sie ihm die Tasche und flüchten damit auf die höchste Spitze des Granitbuckels. Seines Inhalts beraubt, zerfetzt und beschmiert, dient das Behältnis noch für eine Weile den Affenkindern als Spielzeug. Dann wird es uninteressant und bleibt unbeachtet auf irgendeiner Zinne des Daches liegen. Niemand schilt oder vertreibt die Affen. Ihre Diebstähle sind

keine Tempelschändung. Affen, welcher Art sie auch angehören, gelten als heilige Tiere und genießen den Schutz der Religion. Sie besitzen absolute Narrenfreiheit. Dreist sichern sie sich das Vorwahlrecht am Tisch, der für die Götter gedeckt ist, und selbst die Hunde müssen sich vor ihnen in acht nehmen. Was ihrer Aufmerksamkeit entgeht, bleibt für die Tauben, die hoch oben auf dem Thoranturm, in den „elf buddhistischen Himmeln“, ihre Niststatt haben, oder den Spatzen, den braunen Allerweltsvögeln. Manchmal finden auch die Enten ein Korn, wenn sie mit ihren platten, häutigen Füßen über Gedenksteine und Heiligtümer watscheln. Eine alte Sage berichtet, daß das Katmandu-Tal einst von einem See erfüllt war. Viele Wasserpflanzen wuchsen darin. Nur eine fehlte, die den Indern heilige Lotosblume. Als einer der Buddhas diese Gegend besuchte, warf er ein Bündel Lotoswurzeln in den See und prophezeite, das Tal werde sich in ein fruchtbares Land verwandeln, wenn die Lotosblumen zur Blüte gelangten.

Die Prophezeiung hat sich erfüllt: gespeist von den Wassern des Bagmati- und des Bishnumati-Flusses, ist das Hochtal von Katmandu heute eines der fruchtbarsten Täler des kleinen Königreiches. Swayambhunath aber bezeichnet die Stelle, wo die Lotosblumen im „Nagrahd“ zum ersten Mal erblühten. So ist der Hügel vor den Toren der Stadt ein doppelt geheiligter Ort.

Der Strom der Gläubigen, die zu den kleinen Tempeln streben, reißt nicht ab. Wir verstehen nichts von dem Zeremoniell, das sich vor unseren Augen vollzieht. Tibetaner, in lange, schwere Fellmäntel gekleidet, schreiten betend um das Heiligtum. Sie berühren die Buddhastatuen flüchtig mit ihren Fingern, setzen die Gebetsmühlen mit kräftigem Schwung in Drehung und werfen bei jeder Runde, die sie gehen, Reiskörner in ein von betenden Menschen erfülltes Tempelchen. Wenn sie an uns vorüberkommen, wenden sie uns freundlich lächelnd ihre vom rauhen Gebirgsklima gerbten, braunen Gesichter zu, ohne dabei den Fluß ihrer stereotyp gemurmelten Gebete zu unterbrechen. Nach der dritten Umwanderung des Chaitya hocken sie sich vor einem von zahlreichen Gläubigen umdrängten Priester nieder, der mit lauter Stimme aus alten, vergilbten Schriften fromme Verse vorträgt. Auf seinen gebeugten Knien liegt ein aus losen Blättern bestehendes „Buch“. In der Rechten hält er eine Glocke, die er von Zeit zu Zeit läutet, und in der Linken einen Dordsche, den er unablässig in seiner Hand rollt. Dieses kleine bronzene Gerät stellt jenes Bündel Blitze dar, das der Buddha einst bei einem Streit dem Himmelsgott Indra entrissen haben soll. Es gilt als Zeichen priesterlicher Macht und ist Symbol der Unvergänglichkeit. Auf den blanken Boden vor ihm sind magische Zeichen gemalt. Gelbe und rote Ornamente schmücken auch die mit frischen Blumen gefüllten Vasen an seiner Seite. Geheimnisvolle, kunstvoll verzierte Kästchen, Näpfchen mit verschiedenen Farbpulvern und Schalen mit bunten Blüten stehen daneben. Verwelkte, von den Füßen der Gläubigen zertretene Blüten und Reiskörner bedecken den Platz. Die Tibetaner halten ihre Stirn dem Mann entgegen. Er zeichnet sie mit gelber und roter Farbe und legt ihnen Blumen auf den Kopf.

Aus einem Tempel, der von Frauen offenbar nicht betreten werden darf, schallt

Männergesang. Die Frauen hocken unbeteiligt davor. Sie machen ein Schwätzchen, scherzen mit den Kindern und bieten den schreienden Babys die Brust. Ein junger Newari-Bauer eilt keuchend die Stufen hinauf. Er hat einen weiten Weg zurückgelegt. Feiner grauer Staub haftet an seinen Kleidern, hängt in seinem Haar. Wie einen Waagebalken trägt er einen dicken Bambusknüppel auf seinen Schultern. An den beim Gehen auf und nieder schwingenden Enden sind mit kräftigen Stricken zwei flache Körbe befestigt. Ein kleiner Junge und ein kleines Mädchen sitzen darin und betrachten mit staunenden Augen ihre Umgebung. Fest umklammern ihre Händchen den Rand des schwankenden Beförderungsmittels, das den hiesigen Bedingungen viel besser angepaßt ist als ein Kinderwagen. Voller Freude machen sich die Geschwister gegenseitig auf lustige Dinge aufmerksam. Sie sehen eine Affenmutter, die ihren wagehalsigen Sohn beim Schwanz packt und mit einem energischen Ruck zu sich heranzieht, und beobachten einen kleinen Vogel, wie er sich bemüht, einen viel zu großen Wurm in Stücke zu zerhacken, und seine Beute dann doch einer Krähe überlassen muß. Der Anblick einer beim Säugen gestörten Ziege, die von ihren kläglich meckernden Zicklein beharrlich verfolgt wird, vergnügt sie so sehr, daß ihre Körbchen bedenklich zu pendeln beginnen und der Vater seine Traglast neu ausbalancieren muß. Schweiß steht auf der Stirn des Bauern, als er die Körbe behutsam vor dem Tempel auf den Boden setzt und seine Kinder heraushebt. Die beiden Kleinen verlieren sofort ihre heitere Unbekümmertheit. Scheu drängen sie sich aneinander. Die Plappermäuler schweigen still. In den Körben fühlten sie sich geborgen wie junge Tiere im Nest. Jetzt sind sie auf einmal inmitten einer Schar fremder Menschen und müssen aufpassen, einander nicht zu verlieren und nicht gestoßen oder getreten zu werden. Ein etwa dreijähriger Tibeterjunge, der von einem dicken Schafspelz wie von einem Panzer umhüllt wird, schaut den beiden nach. Das Klicken von Wolfgangs Kamera macht ihn auf uns aufmerksam. Er sieht sich plötzlich allein gelassen, weil sein Vater und die Nachbarn ihren Rundgang um den Chaitya fortgesetzt haben. Seine schmalen, dunklen Augen füllen sich mit Tränen. Die Mundwinkel zucken. Ich gehe auf den kleinen Kerl zu, will ihn bei der Hand nehmen und zu seinem Vater bringen. Aber der Junge spürt nicht, daß ich ihm helfen will. Meine weiße Haut und meine Kleidung sind ihm fremd und unheimlich. Er fürchtet sich vor mir. Durch seinen dicken schweren Mantel im Laufen behindert, stolpert er davon. Er muß um den ganzen Chaitya rennen, um seinen Vater wiederzufinden, der, streng das vorgeschriebene Zeremoniell ausübend, keine Ahnung hat von der Angst seines kleinen Sohnes.

Es lockt uns, eine Mönchszelle im Kloster auf dem Swayambhunath-Berg zu beziehen, um mehr als einen flüchtigen Eindruck von den vielen Heiligtümern und den Menschen, die sie besuchen, zu erhalten. Das ließe sich sogar verwirklichen, denn wir besitzen einen Brief Reverend Wipulasaras an den Vorsteher von Swayambhunath. Reverend Amritananda, der uns alle notwendigen Verbindungen knüpfen würde. Aber Amritananda, der zu den progressiven Würdenträgern des Buddhismus zählt – eine seiner Lehrmeinungen heißt: Himmel ist, wo gesunde und satte Menschen

glücklich sind, Hölle ist, wo Menschen hungern, frieren und an Krankheiten leiden – weit gerade zu einem Studienaufenthalt in Moskau. Außerdem fehlt es uns an Zeit und Ruhe. Solange wir noch keine Möglichkeit gefunden haben, nach Chitawan zu gelangen, sind unsere Gedanken zu sehr mit Organisatorischem beschäftigt. Und wenn es uns gelingt, einen Wagen mit Chauffeur aufzutreiben, werden uns die Panzer-nashörner mehr interessieren als die schönsten Tempel des Landes.

Am Nachmittag fahren wir nach Bhaktapur, einer 9 Kilometer von Katmandu entfernten Stadt, die im Jahre 889 von König Ananda Malla gegründet wurde. Wenn man an der Zahl der Tempel die religiöse Haltung der Menschen ablesen kann, rechtfertigt Bhaktapur seinen Namen, denn es heißt „Stadt der Frommen“, und das Bemerkenswerteste an ihm ist die Menge seiner herrlichen alten Tempel. Ein Prachtstück nepalesischer Baukunst ist die Pagode Nayatapola mit ihren fünf übereinandergestellten und nach oben sich verjüngenden Dächern, die auf einem in fünf Terrassen angelegten Sockel errichtet wurde. Von monumentalen Plastiken gesäumt, führen steile Stufen zum Tempelinneren, in dem eine Gottheit des Hinduismus verehrt wird. Die untersten beiden aus Stein gemeißelten Figuren stellen Jaya und Phatta Mallas dar, denen man das Zehnfache der Kraft eines gewöhnlichen Menschen nachsagt. Die nächste Stufe wird von einem Elefantenpaar geschmückt, dessen Kräfte noch zehnmal stärker sind. Ihm folgen zwei die Treppen flankierende Löwen, die das Zehnfache der Kraft eines Elefanten besitzen sollen. Den nächsthöheren Sockel nehmen zwei Greifvögel ein, deren Stärke das Zehnfache der Löwen beträgt, und auf dem fünften Podest thronen die Göttinnen Singhini und Bahini.

Unweit davon befindet sich der „Tempel der bellenden Glocken“. Es wird berichtet, daß sämtliche Hunde der Stadt ihre Stimmen zu einem mißtönenden Chor vereinten, wenn der dröhnende Schall der bronzenen Glocken erklang, die in torfförmig gestalteten, hölzernen Glockenstühlen unter freiem Himmel hängen. Die frommen Bewohner der Stadt deuteten das Verhalten der Hunde auf die ihnen angenehmste Weise. Sie erkannten darin die läuternde Wirkung, die Macht der geheiligten Instrumente, die sogar vermag, für einige Zeit die dumpfen Seelen der armseligsten aller Kreaturen zu erhellen. Die Reaktion der vom Lärm gepeinigten Hunde wurde zur Huldigung der Götter. Vor dem Tempel, im Schatten eines massiv hölzernen Rades vom Ausmaß eines mächtigen Mühlsteins sitzt ein junger Mann und bessert einen mit farbigen Bildern bedruckten seidenen Baldachin aus. Vielleicht ist das riesige Rad mit der zerbrochenen Achse der Überrest eines Tempelwagens, in dem man einst an religiösen Feiertagen die Götterbilder durch die Straßen der Stadt fuhr. Auch der Baldachin in Form eines weitausladenden Sonenschirms scheint kultischen Zwecken zu dienen.

Das mehr als tausendjährige Bhaktapur ist eine der reizvollsten Städte Nepals. Die repräsentativen Gebäude mit ihren prunkvollen Fassaden und die monumentalen Tempel machen den Eindruck von Museen ohne Besucher. Die weiten, aus groben Pflastersteinen gefügten Plätze sind leer, und die Götter in den uralten, von Gras

bewachsenen Tempeln sind einsam. Keine Blüten schmücken ihre Altäre, keine Räucherstäbchen erfüllen ihre dumpfen, dunklen Wohnungen mit Wohlgeruch. Es scheint, als schliefe die Stadt einen Dornröschenschlaf, als bedürfe sie eines Märchenprinzen, der sie zu neuem Leben erweckt.

Bhaktapur hat auch ärmliche enge Gassen. Die unverputzten Fassaden aus blaßroten Ziegeln geben den Häusern das Aussehen von etwas Unfertigem, Vorläufigem. Aber so stehen sie schon seit Jahrhunderten. Im Erdgeschoß sind zumeist Läden oder Ställe untergebracht. In den oberen Stockwerken wohnen die Menschen. Sie leben in Räumen, die sehr bescheiden oder überhaupt nicht möbliert sind. Für die Nepalesen hat die Wohnung eine ganz andere Bedeutung als für uns. Sie essen und schlafen nur darin und verwahren dort ihre persönliche Habe. Im Winter bietet sie ihnen Schutz vor dem eisigen Frost. Doch sobald die Tage wärmer werden, gehen die Menschen vor dem Hause ihrem Tagewerk nach. Da wird gefeilscht, gehämmert und gehobelt. Die Frauen verrichten den größten Teil ihrer Hausarbeit auf der Straße. Ohne sich im mindesten von den Vorübergehenden stören zu lassen, pflegen sie ihre Kinder, waschen ihre Wäsche, zerstampfen Gewürze und bereiten die Mahlzeiten vor, spinnen Wolle, weben Tücher und rauchen Zigaretten, wobei sie die Zigarette zur Hälfte in der geschlossenen Faust verbergen und den Rauch aus einem schmalen Spalt zwischen Daumen und Zeigefinger saugen. Auch die Kinder haben schon Geschmack am Tabak gefunden. Was unsere Halbwüchsigen heimlich tun, wird den nepalesischen Mädchen und Jungen von ihren Eltern großzügig erlaubt.

Wir spazieren an Fleischereien vorbei, wo auf der Straße das Fleisch der geschlachteten Ziegen und Schafe aus den Häuten herausgeschnitten wird. Wir sehen Berge von schmutzig-weißem Steinsalz, das vor den Häusern aufgetürmt auf Käufer wartet. Schwarze, fette, borstige Schweine ziehen durch die Straßen und ernähren sich von den Abfällen. Es gibt keine Kanalisation in Bhaktapur.

Ein kleines Mädchen sitzt vor einem Haus und hält ein Lamm in seinem Schoß. Glücklich lachend schließt es das wollige Bündel in seine Arme und herzt und küßt es wie eine Puppe. Voller Ernst spricht das Kind mit dem Tier, und weil es keine Antwort erhält, schreit es ihm sein Anliegen ins Ohr. Das Lamm erschrickt und gibt einen kläglichen Laut von sich, worauf die Kleine ihr Köpfchen neigt und sanft streichelnd mit ihrer Stirn über seinen Rücken fährt. In einer anderen Gasse, wo Stapel formschöner Töpferwaren zum Verkauf stehen, spielt ein kleiner Junge mit einem Hund. Hunde werden in Südostasien kaum beachtet, Freundschaften mit ihnen sind eine große Seltenheit. Zumeist meiden diese furchtsamen Geschöpfe, die niemandem gehören, die keiner ernährt oder pflegt, die Nähe der Menschen. Herrenlos streunen sie umher, unterernährt, verwahrlost und oft von schwärenden Ausschlägen bedeckt. Der Spielgefährte des Jungen bildet eine Ausnahme. Er hat seinen Herrn, der für ihn sorgt, der beim Fleischer Därme für ihn bettelt und mit ihm spielt. Dafür ist er ihm ganz und gar ergeben. Schwanzwedelnd kläfft er ihn an, fordert ihn zum Spiel heraus und hetzt hinter dem Holzstück her, das der kleine Junge weit von sich wirft. Wie eine für hin eroberte Beute trägt der Hund es ihm zu und legt es vor seine

Füße, läßt sich von seinem Freund kralen und zausen und duldet, daß er versucht, auf ihm zu reiten. Übermütig zerrt er an seinen Hosen, schnappt nach seinen Händen, ohne ihm wehe zu tun, und wirft sich vor ihm nieder, um von ihm geklopft und gestreichelt zu werden.

In den engen Gassen herrscht geschäftiges Treiben. Zweirädrige, mit Waren hochbeladene Ochsenkarren rollen an uns vorüber. Barfüßige Männer schleppen schwere, an einem quer über die Schultern gelegten Bambusknüppel hängende Lasten, die bei jedem Schritt auf und nieder wippen. Sie transportieren auf diese Weise riesige Bündel von Brennholz, Tongefäße, Wasser und Ziegel. Menschenmuskeln ersetzen Motorkraft. Die Nepalesen haben noch nicht teil an den Errungenschaften der Zivilisation. Es gibt noch keine Industrie. Alle Fahrzeuge müssen importiert werden. Sie sind ihres hohen Preises wegen für die meisten Nepalesen unerschwinglich. Die menschliche Arbeitskraft ist dagegen billig. Für den Verschleiß von Menschenkräften kommt der Unternehmer nicht auf. Kein Arbeitsvertrag, keine Sozialversicherung verpflichten ihn. Er mietet den Kuli und zahlt ihm seine Leistung, und an Arbeitskräften gibt es keinen Mangel. So war es vor zwei Jahrtausenden, so ist es noch heute.

Auf dem Rückweg nach Katmandu besuchen wir das größte Heiligtum der Hindus in Nepal, den Pashupatinath-Tempel.

„Sorry, Sir“, sagt unser kleiner Führer. „Da dürfen Sie nicht hinein. Noch keinem Europäer ist es erlaubt worden, seinen Fuß in das Innere des Tempels zu setzen. Ich fürchte, man wird auch bei Ihnen keine Ausnahme machen.“ Der Junge hat recht. Der Zugang zu dieser heiligen Stätte, die ein vielbesuchter Wallfahrtsort für Hindus aus allen Teilen Südasiens ist, bleibt uns versperrt. Die Füße eines Ungläubigen dürfen den Platz nicht entweihen, wo Schiwa den Streit zwischen Wischnu und Brahma, wer von ihnen beiden der Mächtigere sei, schlichtete, indem er einen die niederen und höheren Welten miteinander verbindenden Lichtstrahl ausgoß. Noch unzugänglicher wird der Tempel für uns durch den Glauben der Hindus, daß hier der Körper Schiwas ruhe, während sein Kopf im Tempel zu Badrinath beigesetzt wurde und dort immerwährend Scharen von Pilgern anzieht. Wir dürfen diesen riesenhaften, aus zahlreichen Tempeln, Gedenkstätten, Opferplätzen und Unterkünften für die Wallfahrer bestehenden Komplex nur von ferne betrachten. Er wird überragt vom zweistufigen Pagodendach des „Allerheiligsten“, das mit dickem Goldblech beschlagen ist und von reichgeschnitzten Balken gestützt wird.

„Schauen Sie nur“, ruft unser kleiner Freund begeistert, „wie der Tempel die Sonnenstrahlen auf seinen Dächern sammelt. Jeder sieht sofort, daß etwas Besonderes darin sein muß.“

Wie wir erfahren, birgt der Tempel ein steinernes Lingam-Idol in Form einer abgerundeten Säule, die zum Zeichen der Allgegenwart Gottes mit fünf Gesichtern versehen ist: vier blicken seitlich nach allen Richtungen, das fünfte schaut himmelwärts. Das Lingam, dieses Symbol der Zeugungskraft, unter dem Schiwa angebetet wird, übergießt der Priester nach streng vorgeschriebenem Ritual mit Wasser. Um

einmal von diesem herabfließenden Wasser, das als heilig gilt, zu trinken, nehmen die gläubigen Hindus monatelange Fußmärsche in Kauf. Sie kommen aus allen Teilen Indiens, wandern durch den Dämmer der Dschungel, durch den Gluthauch der Steppen, durch Sonnenhitze und Monsunregen, um einmal in ihrem Leben aus der Hand des Radsch Guru, des höchsten Brahmanen, die köstliche Gabe zu empfangen. Zuvor nehmen sie im Bagmati-Fluß ein rituelles Bad, um ihre Sünden herunterzuwaschen. Die Bagmati ist der heilige Strom Nepals. Er besitzt für die Bewohner des Landes und für seine Pilger den gleichen Wert und die gleiche Wirkungskraft wie für die Inder der Ganges. Pashupatinath entspricht in seiner Bedeutung fast der indischen Stadt Benares. Hier wie dort erwartet man Wunder von der Wirkung des Wassers, erhofft man Heilung von schrecklichen Krankheiten. Hier wie dort glaubt man, daß es der Seele Vorteile bringe, wenn der Leichnam am Ufer des heiligen Flusses verbrannt wird und wenn der Strom die Asche des Toten aufnimmt. An beiden Orten geben sich die Fakire ein Stelldichein. Zum Teil sind das wirklich Büsser, die sich in religiösem Fanatismus durch allerlei Martern von wirklichen oder eingebildeten Sünden befreien wollen, die es sich durch fortwährende und lebenslängliche Selbstpeinigung zu verdienen glauben, nicht wiedergeboren zu werden. Zum Teil aber sind es raffinierte Artisten, die ihren Beruf religiös verbrämen und sich von den spendenfreudigen Frommen ernähren lassen.

Wir wandern über die Brücke, die den Bagmati-Fluß überspannt, und hoffen, auf einem von kleinen Tempelchen gesäumten, mit Steinplatten gepflasterten Pfad zu einem Plateau zu gelangen, von dem man Pashupatinath überschauen kann. Auf dem Wege begegnen wir einem bärtigen Greis und einem kleinen Jungen. Der Alte hält eine selbstgebastelte Geige in der Hand und entlockt ihr schauerliche Töne, die gewiß auch von nepalesischen Ohren nicht als Musik empfunden werden. Der Kleine tanzt und singt dazu. Weit breitet er seine Arme aus und wirbelt herum wie ein aufgezogenes Püppchen. Er singt aus voller Brust, und es hat ganz den Anschein, als wolle er uns mit der Lautstärke seine Winzigkeit vergessen machen. Wir fragen, ob sie uns erlauben, sie zu filmen. Statt einer Antwort lächeln sie uns glücklich zu und wiederholen die Schau. Noch eifriger kratzt der alte Mann auf seiner kleinen Geige herum, und noch lauter kräht die Stimme des Bübchens, und es hüpfert und springt dazu in seinem selbsterfundenen Tanz. Das sind die liebenswürdigsten und unaufdringlichsten Bettler, die wir auf unseren Reisen je getroffen haben. Sie verlangen kein Geld. Der Alte bedankt sich nur, daß wir so geduldig zugehört haben, und überläßt es uns, auf welche Weise wir ihm und dem Kind danken wollen. Er hat ein ausdrucksvolles und schönes Gesicht mit dunklen, gütigen Augen, leicht hervortretenden Backenknochen und einem silbergrauen, gepflegten Bart, der sich merkwürdig ausnimmt auf seiner rötlichbraunen Haut. Zu den landesüblichen, ehemals weiß gewesenen Röhrenhosen trägt er ein dünnes Jäckchen. Oberhalb des Dreßhemdes sieht man seine magere, eingesunkene Brust. Straff wie Pergament überspannt die Haut Rippen und Schlüsselbeine. Der Kleine, temperamentvoll und eifrig, als ob allein er den Erfolg der bescheidenen Darbietung garantierte, steckt in einem grauen, verwaschenen

Kleidchen, das ihm fast bis zu den Knöcheln herabreicht. Beide tragen helle Käppchen auf ihren Köpfen. Wolfgang gibt ihnen Geld. Der Alte preßt dankend die Handflächen gegeneinander und greift noch einmal zu seinem merkwürdigen Instrument, um uns mit dessen Klang zu beglücken. Der Junge macht Freudensprünge und steckt dem Großvater die Münze in die Tasche, dann nickt er uns freundlich zu und zieht den alten Mann mit sich fort.

Wir kehren zum Pashupatinath-Tempel zurück. Vor einem kleinen, mit primitiven erotischen Darstellungen geschmückten Tempel der Kali ist eben einer Ziege der Kopf abgeschlagen worden. In drei Stunden, so sagt man uns, soll der Todesgöttin ein Büffelkalb geopfert werden. Die Spender haben dem Opfertier eine Kette aus gelben Blüten um den Hals gehängt und Hörner und Stirn mit roter Farbe bepudert. Hungrige Hunde lungern herum und werden von einem jungen Mann aus der Nähe des Tempels vertrieben. Auch die Rhesusaffen, die ihr freies, vom Menschen unabhängiges Leben in den Wäldern aufgegeben haben und zu Bettlern geworden sind, müssen die Opferstätte verlassen. Unter der verzückten Anteilnahme der Gläubigen wird dem Kalb mit einem einzigen Schwertstreich der Kopf vom Rumpf getrennt.

In vergangenen Zeiten war der Pashupatinath-Tempel eine Stätte des Grauens. Beim Sitschi Jatra, einem religiösen Fest, bewarfen sich die Gläubigen gegenseitig mit Steinen. Wie die Reisenden vergangener Jahrhunderte berichteten, wurden die Getroffenen anschließend im Tempel geopfert. Beim Gathia Mahal, einem anderen Fest, sollen Sklaven zu Tode geprügelt und verbrannt worden sein, und es ist noch nicht allzu lange her, da bestiegen Witwen den Scheiterhaufen, der für den toten Gatten gerichtet war, um mit ihm lebendigen Leibes verbrannt zu werden. Das Witwenopfer war weniger ein Treuebekenntnis, weniger ein Verlangen, mit dem Geliebten im Tode vereint zu sein, als vielmehr eine gesellschaftliche Pflicht, eine Sühne, die man von der Frau erwartete, glaubte man doch, daß nur der Mann vorzeitig stirbt, dessen Frau in ihrem früheren Leben eine große Schuld auf sich geladen hat. Heute gibt es zwar keine Witwenverbrennungen mehr, aber trotz aller Reformbestrebungen, die besonders im benachbarten Indien im Gange sind, haftet der Witwe nach wie vor ein Makel an.

Als wir zum Wagen zurückkehren, läuft uns ein splitterackter kleiner Junge in den Weg. Wie der leibhaftige Gott Amor trägt er Pfeil und Bogen. „Klick“, macht unsere Kamera. Der Kleine steht wie verzaubert. Er hat Angst vor den fremden Menschen und dem seltsamen Kasten, den sie vor die Augen halten, aber er wagt es nicht, sich zu rühren. Größere Jungen gehen zu ihm hin und raten ihm, Bakschisch von uns zu fordern. Sie packen sein Händchen, öffnen es, halten es auf uns zu und flüstern ihm mit Verschwörerstimme etwas ins Ohr. Da reißt sich der Kleine los und verschwindet laut weinend in einem Hauseingang.

Die Stunde unserer Verabredung mit dem jungen Mann, der uns nach Chitawan fahren will, ist gekommen. Er erwartet uns vor dem Postamt und hat seinen Wagen mitgebracht. Das Fahrzeug ist nicht vertrauenerweckend. Die Karosse ist altersschwach und zerbeult. Die Reifen sind so weit abgefahren, daß an einigen Stellen

die Leinwand hervorschaut. Diese offenkundigen Mängel stören den Mann weit weniger als uns. „Der Wagen ist o.k.“, behauptet er, und als wir den Preis hören, für den er die Fahrt zu machen bereit ist, wissen wir, daß wir es auf einen Versuch nicht ankommen lassen werden. Unser Entschluß zerstört die Hoffnungen unseres kleinen Begleiters. Traurig lehnt er sich an den Jeep und sagt: „Aber der Wagen fährt tadellos, und mein Freund ist wirklich ein ganz ausgezeichneter Chauffeur.“ Er war so stolz auf seinen Sieg gewesen und hatte sich so gefreut, einmal eine weite Reise zu unternehmen.

Wir bereuen es nicht, den jungen Mann wieder nach Hause geschickt zu haben, denn der rührige Chef des Reisebüros empfängt uns mit einer freudigen Nachricht. Er hat, was wir brauchen: einen guten Jeep, einen zuverlässigen Fahrer, der nicht zu teuer ist, und einen Automechaniker, der uns begleiten wird. Der Chauffeur ist unabhängig. Morgen schon können wir starten. Auch um unsere Unterkunft braucht uns nicht bange zu sein. Wir benötigen kein Zelt, sondern werden im Rasthaus der Regierung wohnen. Es überrascht uns, daß es eine solche Einrichtung gibt, und eingedenk der Annehmlichkeiten ceylonesischer Rasthäuser fühlen wir uns damit aller Sorgen um unsere Verpflegung enthoben. Für den Fall, daß uns eine Wagenpanne zu unliebsamem Aufenthalt zwingt, kaufen wir Teller, Tassen, Bestecke und einen kleinen Vorrat an Büchsenahrung. Das Hotel stellt uns leihweise zwei Steppdecken und ein Moskitonetz zur Verfügung und nimmt in Verwahrung, was wir an Kleidung für unsere Fahrt nach Chitawan nicht benötigen. Das Reisefieber hat uns gepackt. Wir haben keine Augen mehr für Katmandu. Seine Pagoden, seine goldfunkelnden Dächer locken uns nicht mehr. Morgen werden wir im dichten, feucht heißen Dschungel sein, der die Ufer des Rapti-Flusses säumt und das Tal in breiter Front bedeckt. Morgen werden wir auf einer langen Fahrt den Zauber der Bergwelt genießen und die weißen Häupter der Riesen dieser Erde sehen. Morgen werden wir vielleicht schon den nepalesischen Panzernashörnern begegnen. Morgen – was wird morgen sein? Wir trinken einen Whisky auf den Erfolg unserer Reise und gehen früh zu Bett.

Über das Vorgebirge des Himalaja



Die Sonne ist noch nicht aufgegangen, aber der wolkenlos klare Himmel läßt uns auf einen guten Tag hoffen. Wir haben die Tür unseres Zimmers weit aufgestoßen und atmen die kühle, belebende Morgenluft. Im Hotel herrscht Stille. Die Gäste schlafen noch. Draußen, im blühenden Aprikosenbäumchen singt ein unscheinbarer Vogel sein erstes Lied. Unser Koffer ist gepackt. Wolfgang schaut nervös auf die Uhr. Unsere Erfahrungen in Indien haben uns mißtrauisch gemacht. Pünktlichkeit ist nicht überall eine Tugend, und Unzuverlässigkeit gilt nur dort als ein Makel, wo man sich darauf verläßt, daß Versprechungen eingehalten werden. Unsere Sorge erweist sich als unbegründet. Lange vor der vereinbarten Zeit passiert unser Wagen die Pforte und rollt über den Kies zum Hotel. Mit verlegenem Lächeln drücken uns die beiden Männer die Hand. Sie sprechen kein Wort englisch und werden für die nächsten Tage unsere Gefährten sein. Schnell ist unser Gepäck verstaut. Der Zimmerkellner reicht uns den Proviantbeutel. Wir klettern in den Jeep und vertrauen uns der Fahrkunst und dem Wagen eines Unbekannten an, der uns auf schmalen Serpentinstraßen über die Katmandu umschließenden Berge hinweg nach Chitawan bringen soll.

Bald haben wir die Stadt verlassen. Im stumpfen Licht des frühen Morgens liegt sie unter uns, eingebettet in das Grün des fruchtbaren Hochtales, 1500 Meter über dem Meeresspiegel. Schon wächst die Sonne hinter den Bergen hervor und spendet Helligkeit und Wärme. Sie spiegelt sich im Fluß, der in sanften Windungen durch die Ebene zieht, und taucht das Land in neue Farben. Wir begegnen Männern, die auf breiten Traggestellen Brennholz nach Katmandu buckeln, kleinen, sehnigen Gestalten, deren muskulöse Beine sich unter ihrer Last beugen. Trotz der morgendlichen Kühle sind ihre Hemden von Schweiß durchnäßt. Feiner mehliges rotbrauner Staub bedeckt ihre Schultern, haftet an ihrer Haut, hängt an ihren Brauen und liegt auf ihren weißen Kappen. Sie sind schon seit vielen Stunden unterwegs. Ihr Tagewerk beginnt in der Nacht, wenn die anderen schlafen, wenn die Sonne ihren Weg nicht zur Qual macht und keine Fahrzeuge sie zum Ausweichen zwingen. Wenige Meilen von Katmandu entfernt versperrt ein Schlagbaum die Straße. Bis hierher hätte sich die Gültigkeit des Visums erstreckt, das uns von der nepalesischen Botschaft in Delhi

ausgehändigt wurde. Ein Polizist in Khakiuniform bittet um unsere Pässe, blättert unsicher darin herum, runzelt die Stirn, sagt etwas, was wir nicht verstehen, und verschwindet in seinem Büro. Sich in Paßangelegenheiten nicht verständigen zu können, kann unangenehme Folgen haben. Der Mann bleibt lange aus. Schon fürchten wir für unsere Weiterfahrt. Endlich bringt er uns die Pässe zurück. Mit der gleichen kummervollen Miene wie zuvor schlägt er Wolfgangs Paß auf, betrachtet das Bild, betrachtet Wolfgang, streicht mit seinem Zeigefinger vorsichtig über das Papier, bewegt lautlos die Lippen und sagt schließlich aufatmend: „Mister W-o-l-f-g-a-n-g!“ Danach händigt er meinem Mann den Paß aus. Mir gibt der Polizist den Paß ohne Anrede. Ein zweites Mal will er sich nicht damit quälen, einen ihm ungeläufigen Namen in einer fremden Schrift zu entziffern.

Der Schlagbaum hebt sich. Unsere Fahrt zu den Tieren des Terai, diesem Dschungelgebiet am Südfuß des Himalaja, steht nichts mehr im Wege. Sehr bald schon ändert sich das Bild der Landschaft. Unser Wagen folgt dem schmalen Band der Straße, die sich in endlosen, enggefügtten Serpentinaen über die Berge zieht. Sieben Stunden soll es dauern, bis wir die Ebene erreichen. Noch vor wenigen Jahren benötigte man für dieselbe Entfernung sieben Tage. Es gab keine Straßen, nur staubige Pfade. Das einzige Beförderungsmittel für den, der die Strapazen des Fußmarsches scheute, war die Sänfte, ein unbequemer, hölzerner Kasten, der von vier Kulis getragen wurde. Uns bleiben diese Mühen erspart.

Es fällt schwer, den Zauber der nepalesischen Bergwelt zu beschreiben. Welche Vergleiche soll man wählen, wenn man das Einmalige schildern will? Es gibt nichts Gewaltigeres, Mächtigeres, Höheres, Erhabeneres auf der Erde als dieses Gebirge, und nirgendwo erscheint uns der Horizont weiter, auch nicht in den Steppengebieten Ostafrikas, wo er sich im Nichts verliert. Die Luft ist klar und rein wie nach einem Gewitter. Ein solcher Tag ist ein Geschenk. Während wir in Katmandu waren, verbargen stets Wolken die Schneehäupter des Himalaja. Ein feiner Dunstschleier hing über dem Land. Er beschränkte unseren Blick, verwischte die Konturen und machte die Farben milchigtrübe. Heute liegt die ganze Schönheit dieser Landschaft unverhüllt vor unseren Augen. Viel zu schnell eilt unser Wagen dahin. Er kämpft sich auf steilen, mit lockerem Schotter bedeckten Straßen gipfelwärts. Der Fahrer zwingt ihn um Haarnadelkurven und treibt ihn an hochaufragenden Felswänden und beängstigenden Abgründen entlang. Der Nepalese beherrscht sein Fahrzeug und weiß es auch unter schwierigsten Bedingungen zu meistern. Mitunter versperren Steinschläge den Weg, und manchmal ist die Straße auf gefährliche Weise verengt, weil Regengüsse oder Erdbeben ein Stück davon in den Abgrund gerissen haben. Kein Warnschild macht auf die Gefahrenstellen aufmerksam. Häufig begegnen wir Lastkraftwagen. Sie kommen aus Indien und sind mit Waren beladen, die Indien im Rahmen des Handelsabkommens mit Nepal zu liefern sich verpflichtet hat. Jede Begegnung mit diesen schnellfahrenden Kolossen empfinden wir als eine Bedrohung, weil sie uns auf der viel zu engen, unbefestigten Straße oft bis an den Rand des Abgrundes drängen.

Die Autofahrt ersetzt nicht das Naturerlebnis, sie informiert uns nur schnell wie ein guter Kulturfilm. Das Kühlwasser kocht und zwingt uns zu einer Rast. Während unsere Begleiter die Motorhaube öffnen und sich bemühen, aus einem entfernten Bach Wasser herbeizutragen, erklimmen wir einen Hügel und genießen die herrliche Fernsicht. In schattigen Schluchten, in sonnenfernen Winkeln haftet noch der Schnee des Winters. Aber schon zeigen sich auf den grauen, glanzlosen Matten die Vorboten des Frühlings, unscheinbare blaßblaue und zartgelbe Blümchen, die ihre Köpfcchen zur Sonne erheben, lange bevor das frische saftige Grün der Bergwiesen den Beginn der neuen Jahreszeit bestätigt. Tief unter uns, an den steilabstürzenden Hang geschmiegt, liegt als weißes Band die Straße. Vor uns dehnt sich das Land in unvorstellbarer Weite und Tiefe. Berge wachsen aus den Tälern auf, die vom Fuß bis zum Gipfel von den nepalesischen Bauern für den Reisanbau genutzt werden. Wie die Stufen einer riesigen Treppe steigen die schmalen Terrassen an. Die Felder sind oft nicht breiter als einen Meter und werden ausschließlich durch Menschenkraft angelegt, bestellt, gepflegt und abgeerntet. Der unsäglichen Mühe und dem nimmermüden Fleiß der nepalesischen Reisbauern ist nur ein karger Lohn beschieden. Ihre Tüchtigkeit ist noch keine Garantie für eine gute Ernte. Sie brauchen Regen, der die Saat aus dem staubigen Boden hervorlockt. Sie benötigen Sonne zur rechten Zeit, damit das Getreide gut ausreift. Aber die Sonne darf nicht zu heiß sein, weil sonst die Pflanzen vor dem Fruchten verdorren, und der Regen darf nicht zu heftig rinnen, weil er sonst die mühsam aufgetürmten Wälle niederreißt und die Felder mit der Ernte in die Täler spült. Nach jeder Regenzeit müssen die Terrassen neu befestigt werden. Nach jeder Regenzeit tragen die Bauern den zu Tal geschwemmten kostbaren Ackerboden in Körben auf den Berg zurück. Zeugen schwerster Arbeit sind diese Berge, und es bleibt bewundernswert, daß die nepalesischen Bauern, die den Zufälligkeiten des Wetters hilflos ausgeliefert sind, dennoch nicht verzagen.

Unbeschreiblich schön ist die Landschaft unter den Gipfeln der Achttausender, schön für uns, für die Vorübergehenden. Für den Mann, der hier seinen Reis baut, ist sie eine ständige Herausforderung zum Kampf um das tägliche Brot.

Jenseits der Reistreppen liegen die breiten Rücken höherer Berge. Sie sind von den ewig fließenden Wassern zernagt, durch Erosion gespalten und durch die Sprengkraft des Eises zerborsten. Dazwischen grünen in kleinen, von Menschen unbewohnten Tälern saftige Wiesen. Erstaunlich vielfältige Formen weisen die Berge auf, die sich in kulissenhaft wirkendem Aufbau bis zum Horizont fortsetzen. Überraschend ist auch der Reichtum an Farben vor unseren Augen: im Vordergrund das Olivgrün bewaldeter Hügel, aus denen das Feuerrot blühender Rhododendren hervorleuchtet, dahinter das Rotbraun der Reisterrassen, in denen die Saat noch nicht aufgegangen ist. Die sich anschließenden Bergzüge erscheinen lila, weiter entfernte Gebirge grau-blau. Ihnen folgen die von hellblauen Schleiern verwischten Konturen höherer Gipfel. Eine schmutzigweiße Wolkenmauer baut sich darüber auf. Sie scheint die Kette der Formen und Farben abzuschließen. Aber höher noch als dieser mächtige Wall der Wolken, dort wo man nichts mehr vermutet als das Blau des Himmels, erheben

sich die von ewigem Schnee bedeckten Häupter der höchsten Berge dieser Erde. Wir sind erschüttert von der gewaltigen Schönheit dieses Landes und lassen sie stumm staunend auf uns wirken. Jetzt erst verstehe ich, warum Inder und Nepalesen den Himalaja als die Heimat ihrer Götter bezeichnen, warum sie sich scheuen, die jungfräulichen Gipfel zu erklimmen und in diese Welt der Einsamkeit und des Schweigens vorzudringen. Die Giganten des Himalaja ragen in den Himmel. Sie scheinen ewig, unwandelbar und noch älter zu sein als die Götter, die hier wohnen. Die Götter nehmen den Platz ein, der ihnen gebührt, den höchsten, menschenfernsten, den unerreichbaren. Ihr Himmel fußt auf der Erde und ist zumeist von Wolken verhüllt. So wahren die Götter ihr Geheimnis. Zahlreich sind die Barrieren, die sie errichten, damit kein Sterblicher sich ihnen naht. Das glauben die Scherpas, die tapferen Begleiter der Himalajaexpeditionen. Sturm, Nebel, Kälte und Schneetreiben sind Warnungen der Götter. Die Symptome der Bergkrankheit – Trägheit, Kräfteverfall, Pulsbeschleunigung, Kopf- und Ohrenschmerzen, Atemnot, Erbrechen, Schleimhautbluten, Schwindelanfälle, Krämpfe und das Gaukelspiel der Sinne, die Halluzinationen – werden als Zeichen des Zornes der Götter gedeutet. Nur wenige Scherpas waren bisher bereit, bis zu den Gipfeln vorzudringen. Unwissenheit und Aberglaube halten die meisten noch gefangen. Die Erfolge der Bergsteiger sind ihnen keine Ermutigung, denn die Götter strafen nur den, der sie fürchtet. Ausländer genießen den Schutz der fremden Götter, zu denen sie beten, über sie haben die Götter der Hindus keine Macht.

Unser Jeep ist wieder fahrbereit. Während die Vorderreifen fast neu sind und ein für Traktoren geeignetes Profil tragen, ist der Reifen des linken Hinterrades völlig glattgeschliffen. Der Chauffeur betrachtet ihn sorgenvoll. Das also ist der Grund, warum wir beim Bremsen in den Kurven ins Schleudern geraten und immer wieder beängstigend nahe auf den Abgrund zurutschen. Wir hoffen, daß der Nepalese in seiner Fahrweise diesen Mangel berücksichtigt. Noch höher dringen wir in die Berge vor. Es ist so kalt, daß wir uns in Decken hüllen müssen. Baumhohe, von den Stürmen zerzauste Rhododendren stehen vereinzelt neben der Straße. Zottige Bartflechten hängen an ihren kurzen knorrigen Ästen. Im Dunkelgrün ihrer dicken, mattglänzenden Blätter enthüllen schon die ersten Blütenknospen ihr flammendes Rot.

Unvermittelt treffen wir auf ein Dorf, dessen kleine, bescheidene Häuser zumeist aus Steinen errichtet worden sind. Unser Fahrer hat Durst. Er will uns erklären, warum er hier hält, aber selbst das deutlichst ausgesprochene Nepalesisch ist für uns unverständlich. Als der Mann sieht, daß seine Bemühungen keinen Erfolg haben, wendet er sich mit verlegenem Lächeln ab. Er hat schon die Straße überquert, da fällt ihm plötzlich ein, daß man auch durch Gebärden „reden“ kann. Sichtlich erleichtert hält er ein imaginäres Glas an den Mund und tut, als trinke er daraus. Dann zeigt er auf eine von zahlreichen Männern belagerte Teestube, in der er seinen Durst stillen will, und fordert uns mit einer Handbewegung auf, ihm zu folgen. Ein Blick in das Küchenabteil der Raststätte läßt uns gern auf den Tee verzichten. Ein kleiner

Junge wäscht die benutzten Gläser ab. Er trägt sie zu einem Bassin neben dem Haus, setzt sich auf dessen Rand, und weil es bequem und angenehm ist, läßt er die Füße ins Wasser hängen. Behutsam packt er die Gläser, beugt sich nach vorn, taucht sie in die trübe Flut, reibt mit seinen Fingern sorgfältig den Schmutz heraus, spült sie ab und stellt sie zum Abtropfen neben sich auf den Beckenrand. So verbindet er, fröhlich vor sich hinpfeifend, in aller Unschuld das Nützliche mit dem Angenehmen, das Gläserwaschen mit dem Fußbad. Niemand nimmt Anstoß daran. Der Tee schmeckt gut, und das allein ist wichtig.

In einem anderen Dorf am Hange eines Berges entdecken wir eine Schule, ein auf vier Pfählen ruhendes Dach, unter dem – von Regen und Sonnenschein unbelästigt – Kinder auf engen Bankreihen sitzen und in die Kunst des Lesens und Schreibens eingeweiht werden. Es muß ein Vergnügen sein, diese lernbegierigen Schüler zu unterrichten, deren Augen gebannt am Munde des Lehrers hängen, die sich nicht ablenken lassen vom Verkehr der Straße, vom Gesang der Vögel und vom Anblick der fernen, sonnenfunkelnden Schneefelder. Die Kinder lernen, als wollten sie nachholen, was ihr Volk in Jahrhunderten an Bildung versäumt hat. 96% der Bewohner Nepals sind Analphabeten! 96% können kein Buch lesen, keine Zeitung. Noch weniger haben sie die Möglichkeit, sich durch Radio über das Geschehen im Lande und in der Welt zu informieren. Sie wissen nicht mehr als das, was ihre Eltern sie lehrten. Ihre Nachrichten beziehen sie von *den* Menschen ihres Dorfes oder *den* Angehörigen ihrer Familie, die ein oder zweimal im Jahr nach Katmandu wandern.

Wir werden sehr selten angebettelt. Aber wenn es geschieht, fragen die Kinder nicht nach Geld, sondern sie bitten sehr höflich um eine Feder und manchmal auch um eine Zigarette. Der Unterricht im luftigen Klassenzimmer am Rande des Dorfes wird vorübergehend durch ein paar Ziegen gestört, die unbekümmert durch die Bankreihen spazieren. Die schattige Kühle mag ihnen gefallen, denn sie haben keine Eile weiterzugehen. Sie versuchen sogar, die Hosenbeine der Knaben zu beknabbern. Die Kinder lachen belustigt. Der junge Lehrer nimmt seinen Zeigestab und treibt die Störenfriede hinaus. Sofort wenden sich die Schüler wieder mit Ernst und Eifer dem Unterricht zu. Früher noch als unsere Kinder begreifen die kleinen Nepalesen, wie wichtig es ist, sich Wissen anzueignen.

Chitawan

N

NACH siebenstündiger Fahrt auf schmalen Serpentinstraßen sind wir über ungezählte Berge hinweg in das Tal von Chitawan gelangt. Längst schon haben wir die Decken abgelegt und Jacken und Pullover ausgezogen, denn hier in der Ebene herrscht brennende Hitze, die den Schweiß aus den Poren treibt. Der Staub klebt auf unseren Gesichtern. Der heiße, trockene Fahrtwind hat unsere Augen entzündet und die Nasenschleimhäute anschwellen lassen. Unsere Lippen sind spröde und rissig. Ich bewundere den Chauffeur, der nach anstrengender Bergfahrt ohne ein Zeichen von Ermüdung den Wagen über die schlechten Straßen lenkt. Keine Sonnenbrille schützt ihn vor der schmerzenden Fülle des Lichts, vor dem grellen Weiß der Piste. In einer kleinen Stadt, die in der Mittagshitze einen ungastlichen, menschenleeren Eindruck macht, stillen wir unseren Durst und ergänzen unsere Benzinvorräte. Der Tankstellenwart ist nicht da. Es dauert fast eine Stunde, bis sich jemand bereit findet, unsere Tanks zu füllen. Dem Lauf des Rapti-Flusses folgend, der sich in ein von fernem Bergen gesäumtes Tal ergießt, dringen wir in die Heimat der nepalesischen Panzernashörner vor. Üppige Dschungel bedecken sanfte Hügel, schieben sich als grüne Mauern ins Land und füllen schließlich unüberschaubar die Ebene. Der urwüchsige, mit einem Netz von Schlingpflanzen verwobene Wald nimmt uns auf. Unzählige Male schon haben wir erlebt, wie die Müdigkeit dahinschwand, wenn wir nach anstrengender Fahrt wieder hoffen konnten, auf Tiere zu treffen. Aber so gespannt wir auch Ausschau halten, kein Hirsch, kein Bär, kein Gaur, kein Elefant, kein Nashorn sind in der Wildnis zu erblicken. So erlischt unsere Aufmerksamkeit wieder, und die Müdigkeit stellt sich mit doppelter Stärke ein. Endlich erreichen wir den Distrikt, in dem der ehemalige Major der nepalesischen Armee mit seiner Garde von Wildhütern das Leben der seinem Schutz anvertrauten Panzernashörner verteidigt. Wir haben Glück, ihn in seinem kleinen, luftig gebauten Büro anzutreffen. Er ist ein kräftiger, sympathischer Mann, der sicherlich sehr gesprächig wäre, könnten wir uns besser mit ihm verständigen. Von ihm erfahren wir, daß der Bestand an Panzernashörnern in Nepal ernsthaft gefährdet war. Der Schutz der Bedrohten hing und hängt von der Energie der Wildhüter ab und von den Methoden, die sie an-

wenden, um den Wilderern ihr schmutziges Geschäft mit dem Mord am Tier zu verleiden. In dem von ihm überwachten Gebiet sind den Wilddieben in den letzten Jahren keine Nashörner mehr zum Opfer gefallen. Der Major hat den Dschungel in kleine Bezirke aufgeteilt und jeden seiner Helfer für einen solchen Bereich mit allen darin lebenden Tieren verantwortlich gemacht. Die Wildhüter sind mit Schußwaffen ausgerüstet. Bisher mußten sie nur einmal davon Gebrauch machen. Wenn ein Wilderer getötet wird, spricht sich das sehr schnell herum.

Mr. Nararaj Thapa hat auch Fragen an uns. Er will wissen, wie man Nashörner auf schonungsvolle Art fangen kann, und weil er nur wenige englische Wörter versteht, erklären wir es ihm praktisch. Wir bauen ihm – zum Vergnügen der Umstehenden – ein kleines Modell einer Fanggrube, wie wir sie auf der Forststation Kohora im Kaziranga-Reservat gesehen haben, in den Sand. Er versammelt seine Mitarbeiter um sich und demonstriert ihnen mit temperamentvollen Gesten, was sie tun müssen, falls sie einmal Nashörner einzufangen und umzusiedeln haben. Bereitwillig verspricht der Major, uns einen Arbeitselefanten der Forststation für unsere Erkundungsritte zur Verfügung zu stellen. Bereits morgen früh können wir uns einen Überblick über den Tierbestand des Reservates verschaffen.

Die Schatten sind schon lang, als wir uns von Mr. Nararaj Thapa verabschieden. Er gibt uns einen seiner Wildhüter mit, der uns den Weg zum Rasthaus zeigen soll. Der Ort, in dem es sich befindet, ist auf der Landkarte als Stadt vermerkt. Ganz in der Nähe soll ein Flugplatz sein, wo einmal in der Woche eine aus Katmandu kommende Maschine landet. Um so mehr sind wir erstaunt, daß sich diese „Stadt“ als ein Dorf erweist, das aus wenigen bescheidenen, mit Reisstroh gedeckten Hütten besteht. Der Ort hat nur deshalb eine gewisse Bedeutung erlangt, weil in seiner Nähe ein Kanal angelegt wird. Aus dem gleichen Grunde ist auch die Flugverbindung geschaffen worden. Das einzig Städtische sind ein paar gemauerte Gebäude, in denen man den Baustab und die zur Versorgung der Arbeiter notwendigen Einrichtungen untergebracht hat. Auch unser Rasthaus ist massiv gebaut. Es macht einen stabilen, aber unbewohnten Eindruck. Unsere Zuversicht, hier Obdach zu finden, schwindet dahin. Die Türen sind verschlossen, und niemand ist da, der uns öffnet, obwohl wir ein Zimmer gebucht haben. Müde und zerschlagen von der anstrengenden Reise, verschwitzt, schmutzig und hungrig stehen wir davor und warten vergeblich auf den Verwalter. Unser Chauffeur, der fast zehn Stunden ununterbrochen am Steuer gesessen hat und mit dieser nervenaufreibenden Fahrt eine erstaunliche Leistung vollbracht, lehnt erschöpft im Wagen. Sein Begleiter ruft ihm etwas zu, worauf er die Zündung einschaltet und ein lautes Hupsignal in die menschenleere Gegend schickt. Das war eine gute Idee, denn nach wenigen Minuten schon kommt der Verwalter des Rasthauses beflissen herbeigeeilt, begrüßt uns freundlich und versichert, daß er einen Raum für uns bereitgestellt hat. Erleichtert nehmen wir das Gepäck vom Wagen, und während ich den Staub aus den Decken klopfe und Koffer und Kameras Taschen notdürftig reinige, folgt Wolfgang dem Mann, um sich das Zimmer zeigen zu lassen. Er schüttelt sich vor Lachen, als er zurückkehrt, packt mit energischem

Griff unseren Koffer und winkt mir, ihm zu folgen. Als ich das Zimmer sehe, in dem wir für die nächsten Tage wohnen dürfen, stimme ich in sein Gelächter ein. Es ist ein Lachen, das mit Freude nichts zu tun hat, zu dem man Zuflucht nimmt, wenn man beschlossen hat, Schwieriges leichtzunehmen. Unser Zimmer sieht wie ein Gefängnis aus, das lange Zeit nicht benutzt worden ist, wie ein komfortables Gefängnis, denn zur „Zelle“ gehören ein Nebengelaß und eine Toilette. Der uns zugewiesene hohe Raum hat keine Fenster, nur einen Lichtschacht, durch den man den Himmel sehen kann. Kahle Wände, von Spinnweben überzogen, und ein zementierter Fußboden, auf dem zerknülltes Papier, welke Blätter und Zigarettenstummel verstreut liegen, weiter nichts. Das Nebenzimmer ist von gleicher Beschaffenheit, nur kleiner, und die Toilette erweist sich als ein enger, dunkler Raum mit einem Loch im Boden. Wir werden mit unseren nepalesischen Begleitern das türrenlose Appartement bewohnen.

„Haben Sie nicht wenigstens ein bedding-roll?“ fragt der Verwalter, als er unsere erstaunten Gesichter sieht. Wir verneinen. Wir besitzen keinen zusammenrollbaren Schlafsack, wie er Indern und Nepalesen auf ihren Reisen unentbehrlich ist. „Oh, das ist sehr, sehr schwierig“, seufzt bekümmert der Herr dieses Hauses, das wir uns als eine freundliche Oase in dieser trostlosen Gegend vorgestellt hatten. „Ich werde sehen, was ich tun kann“, verspricht er und läßt uns allein. Wir schicken uns schnell in das Unabänderliche und sind froh, daß sich in unmittelbarer Nähe des Rasthauses wenigstens eine Pumpe befindet, von der wir uns Wasser holen können. Um den Raum bewohnbar zu machen, lese ich das Papier auf, gieße mit einer leeren Konservendose Wasser auf den Estrich und wische den Boden mit einem im Wagen gefundenen Lappen. Wolfgang entdeckt in einem Nebengebäude die Küche, die ebenfalls unmöbliert ist. Nur ein mit drei Ziegelsteinen auf den Boden gemauerter Herd steht darin, auf dem wir uns unsere Speisen selbst bereiten müssen. Lebensmittel sind hier nicht zu beschaffen. Wie gut, daß wir uns mit Konserven eingedeckt haben. Zum Kochen brauche ich einen Topf. Es dauert fast eine halbe Stunde, bis es mir gelingt, einer Bäuerin klarzumachen, daß ich einen Topf *geliehen* haben möchte. Sie glaubt, ich will ihn ihr abkaufen, und weil es in diesem abgelegenen Ort offenbar nicht möglich ist, einen neuen zu besorgen, will sie sich nicht davon trennen. Es ist ein Glück, daß wir wenigstens Eßgeschirr besitzen. So kann ich Tee kochen in unserem einzigen Topf und muß das Getränk in Tassen und Teller gießen bevor ich das den Büchsen entnommene Essen wärmen kann. Unsere nepalesischen Begleiter und Mitbewohner des unkomfortablen Appartements sind hilflos und hungrig wie wir. So müssen wir das wenige, was wir haben, mit ihnen teilen.

In der Zwischenzeit bringen zwei Männer ein Bett herbei, eine aus verschiedenen großen und verschiedenen starken Brettern zusammengenagelte Holzpritsche, auf der ein feuchter Strohsack liegt. Auf das Polster wollen wir gerne verzichten. Das Bett aber nehmen wir dankend an. Es wird uns vor der Kühle des Bodens schützen, und nachdem wir die vom Hotel geliehenen Decken darüber gebreitet haben, erweist es sich sogar als eine bequeme Lagerstatt. Wir säubern uns an der Pumpe, wo ein kleines Mädchen aus dem Dorfe die Kleider seiner jüngeren Geschwister wäscht, und

reden uns ein, daß das primitive Leben, auf das wir als Gäste des Rasthauses der königlich nepalesischen Regierung nicht vorbereitet waren, doch wenigstens romantisch ist.

Während die Sonne schon hinter den Bergen verschwindet und der rötliche Schein des Himmels das Land in warme Farben taucht, machen wir einen Spaziergang, um die nähere Umgebung unseres Hauses kennenzulernen. Gleich daneben befindet sich ein von Stacheldraht umzäuntes Barackenlager und weiter entfernt eine Bauernsiedlung, in der es sogar eine Schule gibt. Die Bewohner der mit Reisstroh gedeckten Hütten haben kleine Vorgärten angelegt, in denen Rizinusstauden, Bananenpflanzen, Papayen und Kürbisse wachsen. Hühner suchen in der Nähe der menschlichen Behausungen ihr Futter, und manchmal sehen wir auch einen Hund, der uns mit wütendem Gekläff entgegenfährt, sich aber sehr bald mit eingezogenem Schwanz wieder trollt, wenn er bemerkt, daß er uns mit Gebell und Zähnefletschen nicht in die Flucht jagen kann.

Nach Sonnenuntergang kommt ein leichter Wind auf, der uns den Duft der blühenden Wälder zutreibt. Langsam wandern wir zu unserer Herberge zurück. Die beiden Nepalesen haben sich schon zur Ruhe begeben. Um am nächsten Morgen vor unliebsamen Überraschungen geschützt zu sein, haben sie das Reserverad und die Benzinkanister in ihrem Zimmer in Sicherheit gebracht. Und wir bringen schnell *uns* in Sicherheit und löschen die Petroleumlampe, die in gefährlicher Nähe der beiden Benzinkanister brennt. Im Dunkeln ziehen wir uns aus und legen uns auf der Pritsche zum Schlafen nieder. Aber der Schlaf will nicht kommen. Es war nicht möglich, das Moskitonetz aufzuhängen. Nirgends fanden sich Stöcke, mit denen wir aus dem schlaffen Netz einen Käfig hätten bauen können, der uns vor den Stechrüsseln der vielen, uns umschwärmenden Moskitos bewahren könnte. Was nützt es, daß wir eine der beiden Decken, auf denen wir liegen, hervorziehen und sie über uns breiten, wenn wir nun die Hitze nicht ertragen, die uns wie ein lästiger Mantel einhüllt? Was hilft es, daß wir um uns schlagen, damit uns die aufdringlichen Plagegeister nicht stechen? Was ändert sich, wenn wir warten, bis sie sich auf unserer Haut niederlassen, um sie töten zu können, bevor sie den Weg zu unseren Venen gefunden haben? Sie stechen uns doch und hören nicht auf mit ihrem hohen Summen, das an unser Ohr dringt. Unsere nepalesischen Begleiter lassen sich von den Mücken nicht stören. Erschöpft von den Strapazen der anstrengenden Fahrt und genügsamer als wir, liegen sie in ihren Kleidern auf dem harten Zementboden und schlafen den Schlaf der Gerechten. Wir sehen sie nicht, aber wir *hören* sie. Belustigt erst, dann neidvoll und schließlich verärgert lauschen wir auf ihr lautes Schnarchen, das in den hohen, leeren Räumen widerhallt.

Wolfgang hat Kopfschmerzen, die sich schon am Abend eingestellt haben. Die Tabletten wirken nicht, der Schmerz wird ihm zur Qual. Er stöhnt. Das sind keine gewöhnlichen Kopfschmerzen. Das ist ein Malariaanfall, ausgelöst durch die Anstrengungen des heutigen Tages. Ich kenne diese Schmerzen aus eigener Erfahrung, denn ich habe in Ostafrika auch Malaria gehabt.

Seltsame Geräusche nehmen meine Aufmerksamkeit gefangen. Ich höre halblaute Stimmen und das Schlurfen von Ketten, die über den Boden gezogen werden. Ein Glöckchen läutet. Ein Mann ruft, es klingt wie ein Befehl. Dann ist Stille. Fahles Mondlicht fällt durch den Lichtschacht und zeichnet ein weißes Rechteck auf den dunklen Boden. Erschöpft schlafe ich ein. Als wir nach wenigen Stunden des Schlafes die Augen öffnen, dämmt schon der Morgen. Wir riegeln die Tür auf und treten vor das Haus. Ein Blick zum stacheldrahtumspannten Barackenlager klärt mich über die seltsamen Geräusche dieser Nacht auf: dort werden Sträflinge von ihren Ketten befreit und unter starker Bewachung zum Kanalbau geführt. Diese mittelalterlichen Fußfesseln, die mit einer schweren Eisenkugel verbunden sind, sollen die Gefangenen an der Flucht hindern. Das Glöckchen war das Zeichen für die Wachablösung.

Während unser Cauffeur mit seinem Begleiter den Wagen säubert und ich mich bemühe, mit feuchtem Holz den Herd zu heizen und auf der primitiven Kochstelle einen Tee zu bereiten, rüstet Wolfgang die Kameras für unseren ersten Ritt zu den Panzernashörnern. Frühzeitig brechen wir auf. Wir begegnen einer Rinderherde, die von einer Frau auf die Weide getrieben wird. Es sind geschlechte, schlecht genährte Tiere mit kleinen Eutern. Wie alle Rinder weichen sie dem Fahrzeug nicht aus. Auf den Feldern arbeiten schon die Bauern. Mit kurzstieligen Hacken reißen sie den harten Boden auf und bereiten ihn für die Aussaat vor.

Ein Fluß kreuzt als Hindernis unseren Weg. Doch er muß eine Furt haben, denn die Straße setzt sich am jenseitigen Ufer fort. Vorsichtig lenkt der Nepalese den Jeep in die Flut. Die Räder tauchen ins Wasser. Der Fahrer kämpft gegen die Strömung an, die gegen unsere Karosse drückt, aber trotz geschickten Manövrierens kann er es nicht verhindern, daß der Wagen in der Mitte des Flusses stehenbleibt. Der Motor versagt seinen Dienst. Vergeblich versucht der Nepalese, ihn wieder in Gang zu bringen. Nun muß der Mechaniker sein Können beweisen. Er kriecht über das Dach nach vorn auf den Kotflügel, öffnet die Motorhaube und löst mit ein paar geschickten Griffen den Treibriemen. Dann klappt er die Haube wieder zu, setzt sich auf den Kühler und befiehlt dem Fahrer, den Motor anzulassen. Der springt auch sofort an. Sobald wir am anderen Ufer angekommen sind, befestigt der Mechaniker den Treibriemen, setzt sich wieder in den Wagen und wendet uns sein strahlendes Gesicht zu. Endlich hat er zeigen können, daß er sein Handwerk versteht und daß wir ihn brauchen.

In einem kleinen Bauerndorf am Ufer des Rapti wartet schon der Elefant. Er ist so groß, daß er mit seinem Rüssel bequem das Reisstroh von den Dächern der Hütten fegen könnte. Unsere Freude über die Zuverlässigkeit und Pünktlichkeit der Nepalesen wandelt sich schnell in Besorgnis, als wir bemerken, daß der Elefant statt eines Sattels nur einen leeren Sack auf dem Rücken trägt. Man braucht wohl keine Erfahrung mit Reitelefanten zu haben, um sich vorstellen zu können, wie man auf einem ungesattelten Elefanten sitzt. Unsere Hauptsorge gilt der großen Tasche mit den Kameras. Es bleibt mir nichts anderes übrig, als daß ich sie mir mit Lederriemen

am Leibe befestige. Von einem Erdhaufen am Rande des Weges steigen wir auf den Rücken des großen Tieres. Vorn, im Nacken des Elefanten, sitzt der Mahaut, dahinter nehme ich Platz, Wolfgang setzt sich hinter mich. Auf der Schwanzwurzel des Riesen hockt der Wildhüter, der uns begleitet, und er hält sich an einem Seil fest, das um den Körper des Elefanten gespannt ist. Er hat ein Gewehr geschultert und ist vom Major beauftragt worden, uns zu schützen. Außerdem kennt er die Aufenthaltsorte der Tiere und kann uns ohne unnötigen Zeitverlust an die Nashörner heranzuführen.

Der Elefant macht sich auf den Weg, und damit beginnt eine Folter, die sich im Laufe der nächsten Stunden bis zur Unerträglichkeit steigert und erst endet, als wir vom Rücken des Reittieres wieder herunterklettern, denn wir sitzen auf der Wirbelsäule des Elefanten wie auf einer gebogenen Eisenstange, die sich bei jedem Schritt bewegt.

Wir müssen den Rapti durchqueren, weil sich das Wohngebiet der Panzernashörner am jenseitigen Ufer des Flusses befindet. Ohne Furcht vor Pannen können wir uns dem Verkehrsmittel Elefant anvertrauen. Der Jeep ist zwar ein bequemes, leistungsfähiges Fahrzeug, aber außerhalb der Straßen zeigt sich der Elefant ihm überlegen. Er bricht durch den dichtesten Dschungel. Im hügeligen Gelände, wo den Autos Achsenbrüche drohen, ist er so gut zu Fuß wie im Sumpf, wo die Kraftwagen versinken würden. Auch beim Passieren von Wasserläufen versagen Elefanten nie. Bedächtig einen Fuß vor den anderen setzend, wandern sie selbst durch reißende Ströme hindurch.

Sehr bald schon spüren wir, daß unser Elefant kein Reittier ist, sondern ein Arbeitselefant. Der Mahaut ist es nicht gewohnt, Touristen in den Dschungel zu führen. Er lenkt das Tier unter die Äste der Bäume, die uns vom hohen Sitz herunterstreifen würden, wären wir nicht auf der Hut. Er treibt den Elefanten durch das dichteste Unterholz, wo dornige Zweige unsere Beine zerkratzen, Nesseln uns brennen und kleine, mit winzigen Widerhaken versehene Pflanzensamen sich an unsere Haut heften und einen unerträglichen Juckreiz erzeugen. Sein Sitz ist von den starken Nackenmuskeln des Riesen gepolstert, und seine Beine werden durch die großen Ohren des Elefanten geschützt.

Der Dschungel an den Ufern des Rapti ist nicht hoch, aber dicht und mit üppigem Unterholz bewachsen. Das macht es den wilden Tieren leicht, unsere Annäherung rechtzeitig zu bemerken. So ergreifen sie meist schon die Flucht, bevor wir sie zu Gesicht bekommen. Oft bestätigt uns nur das Brechen von Zweigen und das Knacken durrer Äste, daß wir ein Rudel Axishirsche aufgespürt haben. Das Dickicht aus Bäumen und Sträuchern macht es fast unmöglich, sie zu sehen. Zwei Herden dieser herrlichen rotbraunen, weißgefleckten Tiere sehen wir für wenige Sekunden. Dreimal vernehmen wir das Poltern und Schnaufen flüchtender Panzernashörner. So sehr sich der Mahaut auch bemüht, ihnen den Weg abzuschneiden und sie zu stellen, im unüberschaubaren Gewirr der Blätter und Zweige bleiben sie für uns unauffindbar. Fast eine Stunde reiten wir schon durch den dichten Dschungel. Der Mahaut lenkt den Elefanten an einem Graben entlang, der den Tropenwald von einem Sumpfgebiet

trennt. Wie ein Getreidefeld zur Erntezeit sieht dieses gelbbraune, von der sengenden Sonne verdorrte Gras aus. In einer solchen Umwelt dürfen wir Nashörner vermuten. Aufmerksam schauen wir von der Grabenwand auf das Dickicht der im Winde wogenden Halme. Zweihundert Meter von uns entfernt bewegt sich das Gras in entgegengesetzter Richtung. Ein grauer Rücken erscheint und schiebt sich langsam durch die gelbe Pflanzenmauer. Vergessen sind unsere Schmerzen. Vergessen sind die ekelhaften Fliegen, die sich in Trauben an unsere Wunden hängen. Wir spüren auch die Stiche der winzigen, kaum einen Millimeter großen Insekten nicht mehr, die sich auf Hals, Armen und Beinen niederlassen. Wolfgang mißt das Licht. Wohl ein dutzendmal hat er es schon gemessen. Ich bereite die Kameras vor, rüste sie mit der 180-mm-Optik aus und reiche sie ihm nach hinten. Der Wildhüter flüstert einen Befehl. Der Mahaut klopf mit seinen Fersen gegen die Brust des Elefanten, worauf sich das große, starke Tier anschickt, langsam den steilen Abhang hinunterzusteigen. Mit dem Rüssel vortastend, setzt er behutsam seine Säulenbeine auf die glatte, lehmige Bahn und überwindet halb steigend, halb gleitend das Hindernis. Der Kopf des Panzernashorns hebt sich aus dem Gras. Deutlich erkennen wir die grauen Tütenohren, die beunruhigt nach allen Seiten spielen. Sie haben ein verdächtiges Geräusch aufgefangen und bemühen sich, es zu orten. Der Wind steht günstig. Er weht dschungelwärts und wird dem Nashorn unsere Witterung nicht zutragen. Langsam reiten wir an das Tier heran. Es ist seltsam. Wenigstens hundertmal haben wir uns schon Panzernashörnern genähert. Wir kennen ihre Verhaltensweisen. Wir wissen um ihre Neugier und ihren Argwohn. Wir haben sie auf der Flucht und im Angriff erlebt. Und doch sind wir so gespannt, als sei dies unsere erste Begegnung. In einer Entfernung von etwa 150 Metern bleiben wir stehen. Wolfgang, der versucht hat, sich auf den Elefanten zu knien, benutzt meine Schulter als Armstütze und macht seine erste Aufnahme. Das Nashorn unterbricht seine Wanderung und wendet sich uns zu. Es muß uns gehört haben, denn riechen kann es uns nicht, weil der Wind für uns günstig steht. Auch sehen kann es uns nicht, denn diese Tiere sind sehr kurzsichtig. Langsam reiten wir näher heran. Der Entfernungsmesser auf dem Teleobjektiv zeigt 50 Meter an. Das Tier wird unruhig. Wir bleiben stehen. Jetzt erst können wir es deutlich erkennen. Es schwenkt den schweren Schädel hin und her. Die Nüstern sind gebläht. Sein Kopf erscheint uns kantiger, verglichen mit dem indischer Panzernashörner, seine Maulpartie breiter. Der Elefant steht ruhig. Wolfgang fotografiert wieder. Vermutlich sind das die ersten Farbaufnahmen, die von nepalesischen Panzernashörnern gemacht werden. Das Nashorn rührt sich nicht, nur seine Ohren bewegen sich. Plötzlich klatscht der Mahaut in die Hände und ruft dem Tier etwas zu. Ich packe seine Schultern, schüttle sie und zische ihm ins Ohr, daß er diesen Unfug bleiben lassen soll. Aber er versteht mich nicht. Er lacht und bemüht sich weiter, das Nashorn, das erschreckt zusammengefahren ist, in die Flucht zu treiben. Und es gelingt ihm. Prustend rennt das Tier davon. Nach hundert Metern bleibt es stehen und sichert. Der Mahaut, der während des ganzen Rittes ruhig und geduldig war, schlägt seinem Elefanten den Haken auf den Schädel und stößt ihm die Fersen in die Seiten.

Mit seinem massigen Leib die Graswand teilend, nähert sich der Elefant dem Nashorn, das ihn auf 40 Meter herankommen läßt und dann abermals die Flucht ergreift. Der Mahaut ist glücklich und lächelt uns zu. Er weiß nicht, daß er uns eine Gelegenheit verdorben hat, die sich so schnell nicht wieder bieten wird. Offenbar glaubte er, es langweile uns, das Nashorn so unbeweglich zu sehen. Er wollte uns zeigen, wie leicht es ist, ein derartig wehrhaftes Tier zu vertreiben, und kann nicht begreifen, daß wir gern stundenlang am gleichen Ort gestanden hätten, um das Nashorn zu beobachten, daß wir es in angemessenem Abstand verfolgt hätten, wenn es, wieder beruhigt, weitergewandert wäre. Verärgert durch das törichte Verhalten des Elefantenlenkers und angestrengt vom unbequemen Sitzen auf der Wirbelsäule unseres Reitieres, setzen wir unseren Streifzug durch die Wildnis fort. Wir folgen den Wechsellinien der gepanzerten Riesen, die sich als ein weitverzweigtes Straßennetz durch den Grasdschungel ziehen. Vergeblich halten wir nach Suhlen Ausschau, in denen Panzernashörner liegen könnten. Wir finden auch keine Äsungswiesen, auf denen sie sich an saftigen Kräutern sättigen könnten, wie es ihre Brüder in den Flußniederungen am Brahmaputra um diese Tageszeit tun. Kein Vogel fliegt auf. Kein Kuhreier reitet auf grauen Rücken. Sechs Panzernashörner sollen in diesem Distrikt leben, wie uns der Wildhüter versichert, aber sie zeigen sich nicht. Gegen Mittag, als der Mahaut schon durch Gebärden zu verstehen gibt, daß die auf sechs Stunden festgelegte Arbeitszeit seines Elefanten abgelaufen ist und wir nach Hause reiten müßten, treffen wir auf ein zweites Nashorn, das leider von uns Witterung empfängt und sofort flüchtig wird. Kurze Grunzlaute ausstoßend, trabt es auf unsichtbaren Pfaden davon. Niedergeschlagen reiten wir heimwärts.

Wir haben wenig erreicht. Die nepalesischen Panzernashörner gesehen zu haben und die vielleicht einzigen Farbaufnahmen dieser Tiere nach Hause zu tragen, macht uns nicht froh. Schweren Herzens geben wir den Plan auf, hier Panzernashörner über längere Zeit hinweg zu beobachten. Ein solches Vorhaben erfolgreich zu meistern, setzt eine genaue Kenntnis der örtlichen Verhältnisse voraus. Es kostet mehr Zeit und Geld, als wir auf dieser Reise aufbringen können. Wir brauchten einen eigenen Jeep und ein Zelt mit allem Zubehör, um unabhängig zu sein. Wir müßten Lebensmittel in ausreichender Menge, einen Sattel für den Elefanten und einen Mahaut haben, dem man begreiflich machen kann, *warum* wir zu den Panzernashörnern reiten und was wir zu sehen wünschen. Das sind die unbedingt notwendigen Voraussetzungen, um diese Aufgabe zu bewältigen. Wir hatten angenommen, daß wir hier arbeiten könnten, wie wir es von Assam her gewohnt waren. Niemand außerhalb Nepals wäre imstande gewesen, uns über die Verhältnisse im Nashorngebiet zu informieren. Nicht einmal in Katmandu wußte man über die Situation im Tal von Chitawan Bescheid. So betrachten wir unsere Safari zu den nepalesischen Nashörnern als eine Erkundungsfahrt, als Vorbereitung einer Reise, die wir vielleicht einmal später unternehmen werden. Jedenfalls können wir dem Leiter des Reisebüros in Katmandu nur raten, vorläufig keine Touristen nach Chitawan zu schicken.

Wir haben das Ufer des Rapti erreicht. Der Elefant steigt in den Fluß und stillt

seinen Durst. Viermal füllt er seinen Rüssel mit dem klaren, kühlen, von den Bergen herabströmenden Wasser und spritzt es sich in das geöffnete Maul. Dann bläst er sich Wasser gegen den Bauch, und er würde wohl auch seinen Rücken duschen, gäbe ihm der Mahaut nicht den Befehl weiterzugehen. Aber so heftig auch der Mann mit seinen Fersen die Schultern des Elefanten beklopft, das Tier bleibt stehen und entleert erst Darm und Blase, bevor es sich zwingen läßt, den Fluß zu durchqueren.

Durstig, staubig, zerschunden und zerkratzt erreichen wir das kleine Dorf am anderen Ufer des Rapti. Wir gleiten vom Rücken des Elefanten herab und haben Mühe, uns auf den Beinen zu halten. Unsere Begleiter empfangen uns mit mitleidigem Lächeln. Sie nehmen uns die Kameras aus den Händen und verwahren sie im Wagen. Es stört uns nicht, daß wir auf der Rückfahrt zum Rasthaus bei der Überquerung des Flusses dreimal steckenbleiben. Irgendwie schaffen es die beiden Nepalesen, den Jeep ans andere Ufer zu bringen. Eine halbe Stunde später sind wir wieder in unserem Zimmer, trinken eine Tasse Tee, essen ein paar Biskuits und ruhen uns auf unserem harten Lager aus. Morgen schon werden wir nach Katmandu zurückkehren. Noch eine Nacht mit Moskitos, die uns umschwärmen, mit dem Schnarchen der beiden Männer, die unser „Gefängnis“ teilen, mit dem Schlurfen der Ketten und dem Bimmeln des Glöckchens im benachbarten Sträflingslager. Dann werden wir wieder über die Berge fahren und die unvergängliche, unvergleichliche Schönheit dieses Landes schauen: Die Wälder blühenden Rhododendrons und die Schneefelder ferner Gipfel.

Wieder im Tierparadies Assams



IE Grenzstreitigkeiten mit China beunruhigen das indische Volk. Assamesische Menschen verlassen ihre Dörfer und suchen Zuflucht im Inneren des Landes.

Und wir wollen in diesen Staat reisen, an dessen Grenze gekämpft wird, der voller Militär sein soll.

Uns zieht es nach Assam, weil dort die Panzernashörner leben, an denen wir unsere vor vier Jahren begonnenen Beobachtungen fortsetzen möchten. „Kommt!“ schreibt unser indischer Freund Dr. Robin Banerjee, der uns eingeladen hat, bei ihm zu wohnen. „Hier ist es ruhig. Ihr braucht nichts zu befürchten.“ Die Behörden sind anderer Meinung. Erst nach langen Verhandlungen gelingt es uns, eine Sondergenehmigung für die Einreise nach Assam zu erwirken.

Der Flughafen von Jorhat hat sich in einen Militärflughafen verwandelt. Lange Reihen von Flugzeugen stehen zum Einsatz bereit. Stacheldraht zäunt Barackensiedlungen ein, in denen Soldaten wohnen, und überall sorgen Posten dafür, daß sich kein Unbefugter in das vom Militär in Besitz genommene Gebiet begibt. Unsere Sondergenehmigung wird sorgfältig geprüft und schließlich anerkannt. Wir dürfen passieren.

Unser Freund holt uns mit dem Wagen vom Flughafen ab. Voll Herzlichkeit schließt er uns in die Arme. Vor vier Jahren haben wir Dr. Banerjee in Assam kennengelernt. Vor zwei Jahren verbrachte er seinen Urlaub in unserer Heimatstadt Dresden. Robin ist Chefarzt der 12 kleinen Krankenhäuser eines riesigen Teedistriktes und ehrenamtlicher Wildhüter des Kaziranga-Reservates. Unsere gemeinsame Liebe zu den Tieren war der Ausgangspunkt unserer Freundschaft.

Wir feiern Wiedersehen mit der uns vertrauten Landschaft. Nach dem Aufenthalt im fremden Nepal erscheint uns dieses Stück Erde heimatlich. Während am Wagenfenster Teegärten, Felder und schmale Streifen tropischen Urwaldes vorüberziehen, schildert uns Robin die gegenwärtige Situation. Die Kampfhandlungen sind eingestellt. Die meisten Evakuierten sind in ihre Dörfer zurückgekehrt. Auch die Familien der schottischen Pflanzer, die von der Teegesellschaft nach Europa geschickt worden waren, sind wiedergekommen.

Robin, der sich bei seiner in Kalkutta wohnenden Schwester hätte in Sicherheit bringen können, ist dageblieben. „Ärzte haben keinen Job“, sagte er, der Tagores Schü-

ler war. „Ärzte haben eine Berufung, und die ist mit der Verantwortung gegenüber den Menschen verbunden. Unsere Hospitäler sind überfüllt. Die Kranken brauchen ärztliche Hilfe. Wie hätte ich sie verlassen können?“

Das Kaziranga-Reservat ist nicht von Militär besetzt gewesen. Aber die Wilderer nutzten die Zeit der Angst und der Unsicherheit. Ohne Furcht, entdeckt zu werden, hoben sie auf den Wechsellern der Panzernashörner 99 Gruben aus, deckten sie sorgfältig mit Schilfgras zu und warteten, bis die arglos zu ihren Suhlen oder Äsungsplätzen ziehenden Dickhäuter hineinstürzten. Sie schlugen die gefangenen, wehrlosen Tiere auf grausame Weise tot, schnitten ihnen die Hörner vom Kopf und verkauften diese zu Schwarzmarktpreisen. Nach wie vor blüht der Handel mit den angeblich wundertätigen Hörnern, die über Kalkutta nach Ostasien gelangen und in den dortigen Apotheken mit Gold aufgewogen werden. Beziehungen zu einflussreichen Leuten, gut bezahlte Rechtsanwälte und Geld, mit dem man die Meinung eines Menschen umstimmen kann, sind den Händlern eine gute Gewähr dafür, daß sie ihren ungesetzlichen Handel auch weiterhin ungestraft betreiben können. Gefährdet sind nur die Wilderer, die sich von ihrer Schuld nicht loskaufen können. Sie riskieren ihre Freiheit und haben den geringsten Gewinn. Unter dem Zwang ihrer wirtschaftlichen Not werden sie zu willigen Werkzeugen der Aufkäufer. Solange Menschen

Seite 217: Kaziranga, das Tierparadies am Brahmaputra, beherbergt neben Sambar- und Barasinghahirschen auch Schweinshirsche (oben) und Muntjaks.

Seite 218: Frühling in Katmandu. Schwatzend hocken die Männer auf der Straße. Plastiken von Elefanten sind heute wohl in Nepal zahlreicher als ihre lebenden Vorbilder.

Seite 219: Formschöne Töpferwaren werden zum Kauf angeboten. Bis vor wenigen Jahren war Katmandu eine verschlossene Stadt.

Seite 220: Das Hirschreservat von Katmandu beherbergt vorwiegend Axishirsche. Eine Aufnahme, die wir mit vielen Strapazen erkaufte haben: das nepalesische Panzernashorn.

Seite 221: Wir haben die wilden Büffel in das hohe Gras getrieben, um ihre Angriffstaktik zu studieren. Auf ihren Wanderungen nehmen sie die Kälber in die Mitte.

Seite 222: Auch die Ohrläppchen werden von der Nepalesin mit schweren Metallreifen geschmückt.

Seite 223: Die Bauern sind mit ihren Familien tagelang auf schmalen Pfaden über die Berge gewandert, um nach Katmandu zu kommen.

Im Gespräch mit Tibetanern.

Seite 224: Die Arnis haben uns entdeckt und gehen in Igelstellung.



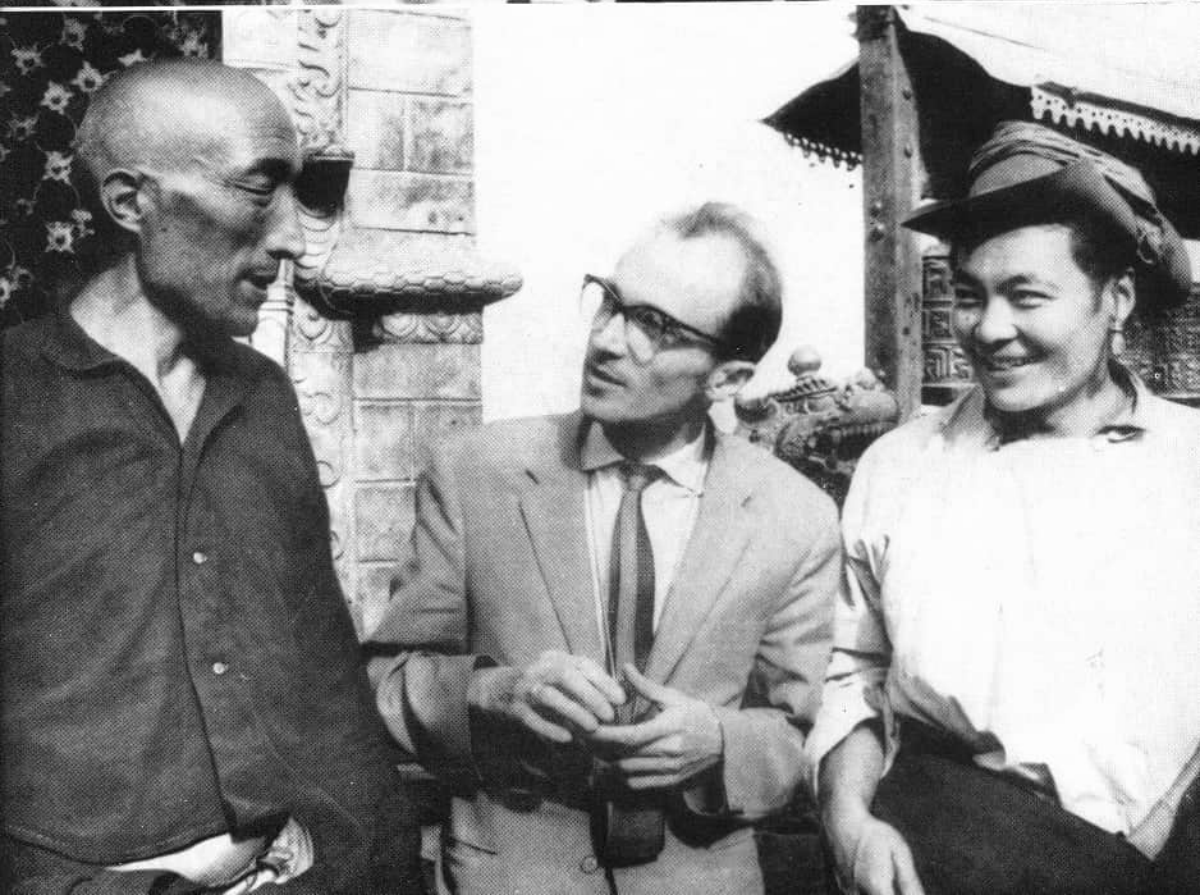














noch Hunger leiden, werden sie kein Verständnis für die Notwendigkeit aufbringen, wilde Tiere zu schützen.

Robin berichtet uns, daß die Luschai Elefantenjäger geworden sind. Eine zu lange währende Trockenzeit hatte ihre Ernten vernichtet. Sie litten bittere Not und sahen sich gezwungen, wilde Tiere zu essen. Dabei stellten sie fest, daß der Elefant eine leichte Beute ist und ihnen große Mengen Fleisch liefern kann. Sie schlachteten die riesigen Tiere, schnitten das Fleisch in dünne Streifen und machten es durch Trocknen haltbar. Wozu einst Hunger sie zwang, das möchten sie nun auch in Zeiten guter Ernten nicht missen. Und so tragen die Luschai dazu bei, daß der Bestand an assamesischen Elefanten bedrohlich zurückgeht. Es wäre leicht, die indische Bevölkerung mit Fleisch zu versorgen. 300 Millionen Rinder leben in diesem Land, dessen Einwohnerzahl jetzt auf 550 Millionen geschätzt wird. Aber das Rind ist ein heiliges Tier, das nicht angetastet werden darf. Lieber würde ein gläubiger Hindu den Hungertod erleiden, als eine Kuh zu schlachten, denn das Fleisch dieser Heiligen zu essen ist in seinen Augen schlimmer als Kannibalismus. So wächst die Zahl der Rinder, die zu nichts anderem nütze sind, als Milch für die Ernährung der Kinder und Dung für die Herdfeuer der indischen Hausfrau zu spenden. Da sich die Rinder in Indien ohne Lenkung durch den Menschen vermehren, eine Züchtung auf Leistung somit ausgeschlossen wird, ist der Milchertrag sehr kümmerlich und für die Ernährung der indischen Bevölkerung fast bedeutungslos. Der geringe Nutzen, der aus dem Viehreichtum des Landes erwächst, steht in keinem Verhältnis zu dem unermeßlichen Schaden, den die Rinder anrichten. In den Städten bilden sie eine ernste Gefahr für den Straßenverkehr, und auf den Dörfern beanspruchen sie Weideland, das die Bauern dringend als Ackerland brauchten. Außerdem machen die Rinder den Wildtieren die letzten Lebensbereiche streitig. Sie dringen in die Reservate ein, vertreiben Hirsche, Panzernashörner und Wasserbüffel aus ihren Weidegebieten und sind gefährliche Überträger von Tierseuchen.

Der Rinderplage in den großen Städten versucht man zu begegnen, indem man von Zeit zu Zeit wenigstens die Bullen einfängt, sie auf Lastwagen verlädt und leider nicht zu den Schlachthäusern bringt, was vernünftig wäre, sondern sie außerhalb der Städte wieder freiläßt. In Gudscharat, einem Staate in der Nähe von Bombay, gibt es sogar „Altersheime“ für Rinder. Die Bewohner einiger Dörfer nehmen gegen ein geringes Entgelt die alten und kranken Rinder der Bauern auf, um sie bis zu ihrem Tod zu pflegen. Altersheime für Menschen kennt man in Indien nicht. Die Greise sind einzig und allein auf die Fürsorge ihrer Kinder angewiesen.

Nach fast zweistündiger Fahrt erreichen wir Bokakhat, das Dorf, in dem unser Freund wohnt. Sein Bungalow liegt am Rande des Dschungels. Ein Diener öffnet die Pforte, aus der uns zwei Hunde freudig kläffend entgegenspringen. Robin muß gut aufpassen, daß sie ihm nicht unter die Räder geraten. Sie gebären sich wie toll und umkreisen immer wieder in wilder Jagd den Wagen. Den letzten Hund Robins, den wir kannten, hat inzwischen der Leopard geholt. „Tiny Tim“, der wie ein Glatthaardackel

aussieht, und „Bruno“, den man für eine Kreuzung zwischen einem schwarzen Schäferhund und einem Dackel halten würde, trösten Robin über den Verlust hinweg. Bruno ist ein Allerleutehund. Er begrüßt uns mit der gleichen Begeisterung wie seinen Herrn, springt schwanzwedelnd an uns hoch und versucht, unsere Gesichter zu belecken. Tiny Tim verhält sich reserviert. Er hat nur Augen für seinen Herrn. Der Bungalow ist für unseren Besuch vorbereitet. Die Wände sind getüncht worden, frische Blumen stehen auf den Tischen, neue Vorhänge hängen vor den Fenstern. Illustrierte Zeitungen liegen zum Anschauen bereit, Farbdrucke aus unseren Büchern schmücken die Wände, Reiseandenken, die sich Robin auf der Fahrt durch die Deutsche Demokratische Republik sammelte, finden wir auf Simsen und Borden, sie sollen uns freundlich an unsere Heimat erinnern. Robin will uns verwöhnen. Er hat sich auf unser Kommen gefreut und bringt es auf mannigfaltige Weise zum Ausdruck. Der angenehmste und kühlste Raum seines Hauses steht zu unserer Verfügung. Als wir das Badezimmer öffnen, um unser Waschzeug abzulegen, ist schon das Badewasser bereitet, und als wir gesäubert und erfrischt auf die Veranda treten, hat Hemanshu, Robins umsichtiger Diener, schon den Tisch für den Fünf-Uhr-Tee gedeckt. Mit einem „ganz kleinen Whisky“ feiern wir unser Wiedersehen. Während die andernorts so scheuen Bülbüls auf der Veranda im Philodendron ihr Nest bauen und die Hunde schläfrig auf unseren Füßen liegen, tauschen wir alte Erinnerungen aus und planen für den nächsten Tag. Für die Dauer unseres Aufenthaltes will uns Robin seinen Landrover überlassen, mit dem wir bis zum Gradschungel des Kaziranga-Reservates fahren können. Dort wird ein von ihm bestellter Elefant allmorgendlich zur gleichen Stunde auf uns warten und uns zu unseren Beobachtungsplätzen tragen. Robin übernimmt auch unsere gesundheitliche Betreuung und verordnet uns eine Kur gegen die Ruhramöben, die sich in unserem Darm angesiedelt haben und, wie eine gründliche Untersuchung erweist, schon bis zur Leber vorgedrungen sind.

Von der Veranda können wir den von Robin mit viel Liebe gepflegten Garten überblicken, in dem Blumen, die in unseren Breiten nur in Treibhäusern gedeihen, ihre bunte Blütenpracht entfalten. Über einem von Fischen bewohnten Bassin breitet schattenspendend ein Feigenbaum seine Zweige aus. Orchideen wachsen in den Gabelungen seiner Äste. Wie Robin erzählt, war der Baum einmal Aufenthaltsort eines wunderschönen, blauschillernden Königsfischers. Die Freude über diesen Eisvogel war aber von sehr kurzer Dauer, denn er hatte es auf die Fische abgesehen, die sich im Wasser tummelten. Auf einem Ast über dem Bassin sitzend, sah er unverwandt auf den glatten Wasserspiegel hinab. Zeigte sich ein Fisch an der Oberfläche, um Luft zu schöpfen, schoß der Königsfischer in steilem Sturzflug hinunter und fing sich die zappelnde Beute. Robin mußte ein Drahtgeflecht auf das Bassin legen. Hinter dem Wasserbecken trennt ein Maschendrahtzaun den Garten vom Dschungel. Es ist Sekundärwald mit niedrigen Bäumen und dichten, weitausladenden Büschen. Täglich zwischen 17 und 17,30 Uhr taucht an einem Strauch ein „jungle murghiee“ auf, ein Dschungelhuhn, das eilig über eine sonnenbeschienene Lichtung strebt und im Dunkel des Unterholzes wieder verschwindet. Nachts streift der Panther ums

Haus. Er wittert die Hunde und hofft, auch Tiny Tim und Bruno noch zu erbeuten. Robin kennt die Gefahr und nimmt deshalb seine vierbeinigen Freunde des Nachts mit in sein Zimmer. Eine Lebensversicherung für die Hunde ist das freilich nicht, denn den letzten holte sich der Leopard von der Veranda, während Robin mit seinen Gästen dort Tee trank.

Ein Glöckchen schellt und ruft uns zum Abendbrot. Der Koch hat sich viel Mühe gemacht und ein aus mehreren Gängen bestehendes Festmahl bereitet. Auf dem großen Eßtisch steht ein altes Grammophon. Robin erstand es bei einem Trödler in Kalkutta, um sich die in der DDR gekauften Schallplatten anhören zu können. Er, der nur indische Musik und europäische Schlager zu hören gewöhnt war, hat seine Liebe zur klassischen deutschen Musik entdeckt. Er erinnert sich noch mit Begeisterung eines in Dresden erlebten Sinfoniekonzertes und weiß ganze Passagen der „Pastorale“ Beethovens auswendig. Während wir die köstlichen Currygerichte genießen, spielt das Grammophon „Eine kleine Nachtmusik“. Robin will uns damit eine besondere Freude machen. Schnell bricht die Nacht herein.

Vor einer jungen Pflanze des heiligen Feigenbaums entzündet Hemanshu ein Öllämpchen. Obwohl er sich zum Hinduismus bekennt, erfüllt er diese Pflicht stellvertretend für den buddhistischen Diener, der zur Beerdigung seines Vaters gefahren ist. Diese tolerante Haltung hat ihn unser Freund gelehrt. Robin ist in Santiniketan, der Wirkungsstätte des großen indischen Dichters und Lehrers Rabindranath Tagore, zur Schule gegangen und hat sich diesen klugen und duldsamen Menschen zum Vorbild gewählt. Die Eindrücke, die er dort als Knabe empfangt, wurden bestimmend für sein Leben. Sie formten seinen Charakter. Als Kleinkind schon hatte er die Mutter verloren. Sein Vater war durch seinen Beruf zu häufigem Ortswechsel gezwungen und konnte sich um die Erziehung des Kindes nicht kümmern. So kam Robin nach Santiniketan und wuchs in der Gemeinschaft von Angehörigen verschiedener Kasten und verschiedener Religionen heran. Jeder Schüler besaß die gleichen Rechte und Pflichten. Es gab keinen, der durch Kaste oder Vermögensverhältnisse der Eltern bevorzugt oder benachteiligt worden wäre. Wer zu Hause gewohnt war, bedient und umsorgt zu werden, lernte hier unter der verständigen Anleitung erfahrener Pädagogen, freudig kleine Arbeiten zu verrichten und für die Sauberhaltung des Körpers, der Kleidung, des Eßgeschirres und der Zimmer selbst zu sorgen. Die Kinder wurden dazu angehalten, in jedem Mitschüler den Menschenbruder zu erkennen und zu würdigen. Der Brahmane galt soviel wie der Paria, der Christ oder der Hindu soviel wie der Mohammedaner. Neben dem Unterricht im Lesen, Rechnen und Schreiben wurde auf die musischen Fächer besonderer Wert gelegt. Die Lehrer erzogen nicht nur den Geist, sondern auch das Herz.

Robin verwirklicht in seinem Beruf und in seinem Haus die Ideale von Santiniketan. Er behandelt die Patienten der niedersten Kaste mit der gleichen Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit wie den gutzahlenden schottischen Pflanzer in den Teeplantagen Assams. Ja selbst die Parias, die „Unberührbaren“, werden von ihm ärztlich aufs beste betreut, obwohl ihr Schatten nach altem Glauben ihn, den Brahmanen, schon

so zu beflecken vermag, daß unser Freund sich nur durch ein Bad in den heiligen Fluten des Ganges von der Verunreinigung befreien könnte. Mit den im Hause beschäftigten Dienern geht er, der kinderlos ist, so gütig und verständnisvoll um, als wären sie seine Söhne. Kein Wunder, daß die Diener mit Liebe und Verehrung an ihm hängen.

Dr. Banerjee ist unverheiratet, denn er möchte nach seiner Pensionierung in die Berge ziehen und den Menschen helfen, die keinen Arzt kennen und auch kein Geld besitzen, ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen. Ein solches bescheidenes und opferungsvolles Leben glaubt er, keiner Frau zumuten zu dürfen.

Vom Licht der kleinen Öllampe angelockt, hüpfen Kröten herbei und schauen mit ihren goldschimmernden Augen unverwandt in die Flamme, als wären sie gekommen, die junge Pflanze des heiligen Baumes zu bewundern. Aber sie interessieren sich nur für die kleinen Insekten, die zum Licht fliegen, und erbeuten sie mit geschickten Sprüngen. Fünf Kröten finden sich nach und nach ein und bleiben die ganze Nacht. Sie sind Stammgäste in Robins Bungalow wie die an den Wänden und Decken huschenden Geckos, deren schnalzender Ruf von Zeit zu Zeit durch das stille Haus klingt, und wie die Gottesanbeterin, die immer an einem von Pflanzen umrankten Pfeiler der Veranda zu finden ist. Dieses grüne, einem Heupferd ähnliche Raubinsekt lauert mit scheinbar betenden „Händen“ unbeweglich auf Käfer und Fliegen, um sie blitzschnell zu packen und mit ihren gefräßigen Kiefern auszuhöhlen, bis von ihnen nichts weiter übrigbleibt als eine leere Chitinhülle.

Die Mücken verleiden uns den Aufenthalt im Freien. Schon macht der Nachtwächter seine Runde. Er wird nicht lange wachen. Sobald wir zur Ruhe gegangen sind, legt er sich auf zwei aneinandergerückten Sesseln zum Schlafen nieder. Robin weiß das und übersieht es stillschweigend. Auch ein schlafender Nachtwächter schreckt die Diebe, die in Indien trotz Not und Elend weit weniger zahlreich sind als in Europa.

Wenn die Panzernashörner Hochzeit feiern

R

ROBIN schläft noch, als wir zum Dschungel der Panzernashörner aufbrechen. Unser Elefant wird inzwischen die Forststation verlassen haben, um auf schmalen Pfaden, an den kleinen Reisfeldern der Assamesen vorüber zum Sumpf zu wandern. Einige Dutzend Male sind wir auf den Rücken der grauen Riesen vom Rasthaus der Forstverwaltung, das wir damals bewohnten, zum Gradschungel geritten. Wir kennen den Weg genau, wissen, an welchen Stellen er den Fluß überquert, in dem die fleißigen Hausfrauen von Kohora ihre Wäsche waschen, ihre Töpfe scheuern und ihre Kinder baden. Dann wird der Elefant die Hauptstraße kreuzen und auf einem, auch in der Monsunzeit befahrbaren Dammweg zum Sumpfland vordringen. Bauern werden auf den Feldern sein, um mit den von Hausbüffeln gezogenen primitiven Holzhakenpflügen die schwere Erde aufzureißen. Frauen werden Rinderherden zum Rande des Reservates treiben, damit die Tiere die auf dem sumpfigen Boden gedeihenden saftigen Kräuter abweiden können.

Über zwei Brücken führt der Weg zu den Panzernashörnern. Die erste, aus dicken Bohlen gefügte darf der Elefant benutzen. Vor der zweiten wird er links abbiegen, vorsichtig den hochaufgeschütteten Damm verlassen und durch den kleinen Bach steigen, denn diese Brücke hält sein Gewicht nicht aus.

Während wir auf asphaltierter Straße im 100-Kilometer-Tempo an Teegärten vorüberjagen und kleine Dörfer passieren, deren Hütten aus Lehm gefügt und mit Reisstroh gedeckt wurden, während wir geschickt den arglos die Straße als Tummelplatz wählenden Hunden und den Kühen ausweichen, steigt der Elefant bedächtig über die niedrigen Wälle der abgeernteten Reisfelder hinweg. Der Weg, den er täglich geht, hat sich wie der Wechsel der wilden Tiere in den staubigen Boden geprägt. Bald wird er das kleine Turmhaus erreichen, von dessen Galerie die Touristen mühe-los und ungefährdet die zu den Salzlecken kommenden Panzernashörner beobachten können. Dort, am Rande des Dschungels wird er auf uns warten. Schon von weitem sehen wir ihn und erkennen mit Freude, daß es Mohan ist, der berühmte Elefant von Kohora. Er gilt mit seinen tadellos gewachsenen, langen, weißen Stoßzähnen und dem hohen schlanken Schädel nicht nur als der schönste, sondern auch als der stärkste, tapferste und klügste unter den zwölf Arbeitselefanten der Forststation. Kein Nashorn kann den kampferprobten Recken in die Flucht jagen. Stundenlang trägt er ohne ein

Zeichen von Ermüdung seine Reiter in sengender Sonnenglut durch den Sumpf, und wenn der Sahib oder Memsab auf seinem Rücken wilde Tiere filmen oder fotografieren wollen, steht er so ruhig wie ein Fels. Einen einzigen Nachteil besitzt Mohan, er hat eine wahrscheinlich durch seine Größe bedingte Gangart, die den Reiter schüttelt, statt ihn sanft hin und her zu wiegen. Gemessen an den Strapazen unseres Rittes auf einem ungesattelten Elefanten scheint uns dieser kleine Mangel bedeutungslos. Auch der Mahaut ist uns bekannt. Er weiß, was wir zu sehen wünschen, und hat gelernt, von der richtigen Seite an die wilden Tiere heranzureiten, damit wir nicht gegen die Sonne fotografieren müssen. Er kennt auch unsere Eigenarten und weiß, daß wir nicht in kurzer Zeit möglichst viele Tiere sehen wollen, sondern oft stundenlang bei einer Herde verweilen möchten. Werden wir auch unter den Panzernashörnern alte Bekannte finden? Wenigstens zehn von ihnen könnten wir an ihren „besonderen Kennzeichen“ wiedererkennen: an ihren verkrüppelten Ohren, ihren Narben, ihren verschiedenartig geformten Hörnern und untypischen Hautfalten. Kräftig ausschreitend dringt Mohan in den grünen Wald der Gräser vor. Sein mächtiger Körper pflügt sich eine Bahn durch die üppige Pflanzenwildnis. Unbelästigt von den sich an Brust und Seiten des Riesen raschelnd reibenden Rohren sitzen wir auf schaumgummigepolstertem Sattel, dreieinhalb Meter über dem Erdboden, und blicken von unserem wandernden Aussichtsturm weit über das wogende Grün.

Wir müssen die Panzernashörner nicht lange suchen. Ihre hellgrauen, staubigen Rücken verraten ihre Standorte. Bei gutem Wind nähern wir uns einer Gruppe von drei Tieren, die sich hastiger durch das Gras bewegen, als wir es von den sonst so ruhigen Nashörnern gewohnt sind. Bald erkennen wir, daß es die Liebe ist, die sie so verändert hat. Zwei Bullen werben um die Gunst eines Weibchens. Allerdings nach Art der Panzernashörner, denn die lassen ihre Schönen nicht wählen und nehmen auf deren Neigungen keine Rücksicht. Sie wittern ein Weibchen und begehren es. Aufdringlich verfolgen sie die Kuh und treiben die Entfliehende meilenweit durch den Dschungel. Ihre Werbung ist ein Kampf gegen die Sprödigkeit des Weibchens und gegen den Mitbewerber, den sie in die Flucht zu schlagen versuchen. Teilnahmslos schaut die Begehrte der Auseinandersetzung der beiden Rivalen zu, sieht, wie sie mit geöffneten Mäulern aufeinanderprallen und sich mit ihren unteren Schneidezähnen Schultern und Flanken aufschlitzen. Gleichmütig erwartet sie das Ende des stürmischen Kampfes und wird sich dem Sieger nach anfänglichem Widerstreben fügen. Er wird der Vater ihres Babys sein, das sie nach 480 Tagen irgendwo im Grasdschungel von Kaziranga gebären wird. Sie schenkt ihre Gunst dem, der sie von ihr fordert, und die Bullen selbst sorgen dafür, daß es der Stärkste ist.

Wir brauchen gar nicht auf den Wind zu achten. Die Liebe hat die ohnehin schon kurzsichtigen Tiere nicht nur völlig blind gemacht, sondern auch unvorsichtig. Nichts außer der Witterung des Artgenossen kann sie erregen.

Der Kampf ist zu Ende. Der Unterlegene flieht. Der Sieger kann sich unangefochten dem Liebesspiel widmen. Mit rauher Zärtlichkeit bedrängt er seine Schöne, reibt die Spitze seines Hornes an ihrem Hals, beriecht interessiert ihre Schwanzgend

und versucht, sie spielerisch in die Lenden zu beißen. Die Nashornkuh entzieht sich dem ungestümen Bewerber durch die Flucht. Dieses Davonlaufen ist kein Zeichen der Ablehnung. Während das Weibchen vom Bullen verfolgt wird, ist es sorgsam darauf bedacht, daß der Verfolger die Verfolgte nicht aus den Augen verliert. Bleibt der Bulle stehen, stoppt auch das Weibchen seine „Flucht“.

Wir folgen dem vertriebenen Rivalen, der beim Kampf eine heftig blutende Wunde empfangen haben muß, denn die Gräser auf der rechten Seite seines Wechsels sind mit Blut bespritzt. An einer Lichtung treffen wir ihn wieder. Er äst, als wäre nichts geschehen. Zwei Kuhreihier reiten auf seinem Rücken und picken ihm die Insekten von der Haut. Als er unsere Witterung empfängt, fährt er hoch und starrt uns mit seinen kurzsichtigen Augen an. Die Nasenlöcher blähen sich und saugen den ihn beunruhigenden Duft ein. Die tütenförmigen Öffnungen der großen Ohren sind nach vorn gerichtet. Obgleich wir kaum zehn Meter von ihm entfernt am Rande des Grasdschungels stehen, kann er uns offenbar nicht erkennen. Deutlich sehen wir die klaffende Wunde am rechten Schulterblatt. Die Haut ist handbreit aufgerissen und hängt schlaff herunter. Blut sickert aus der Wunde hervor, rinnt als ein dünnes Bächlein am Bein hinab und benetzt das Gras. Plötzlich schwenkt der Bulle herum und tritt auf einen Wechsel zu, der wie ein Stollen in die dichte Mauer des Grasdschungels führt. Bei jedem Schritt *schwappt* Blut aus der Schulter des Bullen und zeichnet eine hellrote, glänzende Bahn auf das stumpfe Grau seiner Haut. So gefährlich die Wunde auch aussieht, in wenigen Stunden schon wird sie verkrustet sein, und in ein paar Tagen hat sie sich geschlossen. Kaum ein Bulle bleibt von Verletzungen dieser Art verschont. Fliegen legen ihre Eier in die nässende Wunde, und die sich aus ihnen entwickelnden Maden werden von den „Wundärzten“ der Panzernashörner, den Kuhreihern, Mynastaren und Drongos mit den Pinzetten der spitzen Schnäbel hervorgezupft und verspeist. In wenigen Wochen, wenn die Zeit der Liebe vorbei ist, wird nur noch eine rote Narbe vom Kampf der beiden Bullen künden – ein individuelles Kennzeichen, das es dem Beobachter leicht macht, die Tiere eines bestimmten Territoriums voneinander zu unterscheiden.

Unser Elefant bleibt plötzlich stehen. Der Mahaut stößt einen Schrei aus und reißt das Tier zurück, um es schnell in einen anderen Wechsel zu lenken. Er ist blaß geworden und wischt sich mit dem Handrücken den Angstschweiß von der Stirn. Zwei große Kobras, die sich paarten und wie ein aus zwei Stricken gewundenes Tau auf dem Weg lagen, haben ihn in Aufregung versetzt. Sie hätten ihm und auch dem Elefanten nicht gefährlich werden können, aber nach dem Glauben der Inder gilt es schon als ein schlechtes Omen, *einer* Kobra zu begegnen. Zwei zu finden ist mehr, als die Nerven eines abergläubischen Menschen ertragen können, weil es die negative Wirkung verdoppelt. Man kann sich vor den unheilvollen Folgen eines solchen Zusammentreffens nur dadurch schützen, daß man den Weg zurückgeht und einen neuen findet. Ich verdenke dem Mahaut, der sich nur langsam von dem Schreck erholt, seine Furcht nicht. Gibt es doch auch in unseren Breiten noch Menschen, die stolz auf ihre Bildung sind, den Aberglauben der anderen belächeln, aber selber

erschrecken, wenn sie mit dem rechten Fuß stolpern. Sie gehen dann unauffällig noch einmal zurück, um an der „Unglücksstelle“ links zu stolpern, damit sie vor Ärger bewahrt bleiben. Andere befürchten tatsächlich Unannehmlichkeiten, wenn sie eine schwarze Katze von links nach rechts über den Weg laufen sehen. Sie klopfen dreimal auf Holz oder sagen „unberufen toi-toi-toi“, um damit ihr Glück festzuhalten, wenn sie eine ihnen wichtige, aber noch anfechtbare Nachricht erfahren oder weiter erzählen. Sogar die Hotels tragen dem Aberglauben der Zeitgenossen Rechnung und richten lieber ein Zimmer 12a ein, als daß sie den Gästen zumuten, sich der Wirkung einer Unglückszahl auszusetzen. Ein Freitag, der 13., kann selbst Menschen beruhigen, die sonst sehr nüchtern denken. Wir haben wahrhaftig keinen Grund, den Aberglauben fremder Völker zu belächeln, denn wir sind selbst noch nicht frei davon, so ungern wir das auch zugeben. Dem Mahaut, der nie eine Schule besuchte, den kein Wissen von der Furcht vor dem Unerklärlichen befreite, der den Traditionen verhaftet ist und sich streng an die überlieferten Vorschriften hält, kann man den Aberglauben verzeihen – uns nicht.

Langsam reiten wir am Ufer eines langgestreckten Sees entlang, um zu einer Lichtung zu kommen, auf der wir Sumpfhirsche vermuten. Träge sitzt eine Gruppe von Kormoranen im kahlen Geäst eines Baumes und ruht sich vom Fischfang aus. Ihre Flügel weit spreizend, trocknen die Vögel in der Sonne ihr Gefieder. Vier Wechsel von Panzernashörnern münden in eine kleine, von den Füßen schwerer Tiere zertretene Bucht. Deutlich haben sich die Trittsiegel der Nashörner in den zähen Schlamm geprägt und werden nahe dem See zu tiefen, mit Wasser gefüllten Löchern. Eine Schildkröte strebt auf ihren kleinen Beinen eilig dem Dickicht zu. Der Mahaut flüstert einen Befehl, worauf der Elefant die Fliehende mit dem Rüssel packt und seinem Meister in den Schoß legt. Durch diese Bewegung ist ein Panzernashorn auf uns aufmerksam gemacht worden, das nach Art der afrikanischen Flußpferde bis zum Hals im Wasser lag. Ängstlich schnaufend steigt es an Land, stapft durch den Schlamm, der seine Flucht behindert, und rennt auf einen Wechsel zu. Die Nässe läßt seinen massigen Körper schwarz erscheinen. Nur sein trockener Kopf ist grau. Das erschreckte Tier bricht durch die Mauer des hohen Grases und wird für uns unsichtbar. Der Mahaut hat die unheilverkündende Begegnung mit den beiden Schlangen vergessen. Amüsiert weist er auf den Tunnelgang, in dem das fliehende Nashorn verschwand, und ahmt lachend sein Schnaufen nach. Das seelische Gleichgewicht unseres Elefantenlenkers ist wiederhergestellt.

Scharen von Geiern kreisen am Himmel. Wahrscheinlich haben diese Aasvögel eine lohnende Beute aufgespürt. Voll Sorge, daß den Wilderern ein Nashorn zum Opfer gefallen sein könnte, verzichten wir auf die Hirsche und reiten in entgegengesetzter Richtung durch den Sumpf auf jene Stelle zu, die uns die Rundflüge der Geier weisen. Hunderte dieser Todesvögel haben sich am Ufer eines Sees eingefunden. Dicht gedrängt hocken sie am Boden und in den Zweigen benachbarter Bäume. Aufgeregt schrillen ihre Stimmen durcheinander. Futterneidisch fahren sie wie wütende Ganter mit gestreckten Hälsen aufeinander los. Die Beute liegt im See. Wir

sehen einen hellen, geblähten Bauch, der sich als kleine schwimmende Insel über den Wasserspiegel hebt, und ein Horn. Schnell erkennen wir, daß nicht ein Panzernashorn, sondern ein Arni hier seinen Tod gefunden hat. Es ist den Geiern fast unmöglich, das Fleisch des schon in Verwesung übergegangenen Tieres in ihren Mägen zu bestatten. Die Anflugfläche ist zu klein. Nur ein Geier kann sich jeweils auf der schwankenden Insel niederlassen. Bis zur Hälfte des Halses fährt sein Kopf in die geöffnete Leibeshöhle. Sein scharfer Schnabel faßt nach den Därmen, zerrt sie heraus, und während er versucht, ein Stück davon zu verschlingen, landet schon der nächste Geier und vertreibt ihn mit heftigen Flügelschlägen. Blutbesudelt kehrt er zu seinen Gefährten zurück, die ihn aufgeregt schnatternd umdrängen. Es gibt viel Zank und Streit unter den sonst so geduldig wartenden Aasvögeln. Der Anblick der schwierig zu erreichenden Beute erregt sie. Bald wird der verwesende Kadaver des Büffels an der Wasseroberfläche schwimmen und damit vielen Geiern Platz bieten.

Als die Sonne schon im Zenit steht und der Mahaut zum Aufbruch mahnt, treffen wir an einer Schlammsohle mitten im Dschungel ein Nashornpäarchen. Der mit trübem Wasser gefüllte Pfuhl ist so klein, daß nur ein Tier darin liegen kann. Es muß Zufall sein, daß der Bulle der Kuh den Vortritt läßt. Wohlig wälzt sich das Weibchen in dem dünnen Brei, der braun glänzend von seinen Seiten rinnt. Es wirft sich hin und her, daß der Schlamm glucksend schwappt und sein Gesicht besudelt. Mit heftigem Blinzeln versucht es, den Brei aus den Augen zu drücken. Schlammbäder sind Höhepunkte im Nashornalltag. Um so bewunderungswürdiger ist die Geduld des Bullen, der in der Mittagshitze steht und keinen Versuch unternimmt, das Weibchen aus der Suhle zu vertreiben. Er senkt nur den Kopf und berührt mit seinem Maul ihre Wange. Das plötzliche Prusten unseres Elefanten erschreckt das verliebte Paar. Die Kuh erhebt sich schnell, stellt sich an die Seite des Bullen. Beide versuchen, mit Nasen und Ohren die Ursache ihrer Ruhestörung zu ergründen. Obgleich wir uns nur zehn Meter von ihnen entfernt befinden, können sie uns nicht erkennen, und weil wir gegen den Wind stehen, können sie uns auch nicht wittern. Objekte, die sich bewegen, vermögen sie auch mit ihren schwachen Augen auszumachen, aber unser Elefant steht wie eine Plastik. So verliert sich ihr Argwohn wieder. Die Suhle ist jetzt leer. Nun endlich könnte auch der Bulle seinen erhitzten Körper abkühlen. Er tut es nicht. Er sieht nur seine Frau, die im hautengen Schlammkleid vor ihm steht. Zärtlich reibt er sein Horn an ihrem Horn und seine Wange an ihrer Wange. Als er den Kopf senkt und mit der Spitze seines Hornes ihr Kinn massiert, schließt sie die Augen. Ein Kuhreiher landet auf seinem Rücken. Der Nashornmann spürt es nicht. Voll Eifer macht er seiner Schönen den Hof. Sie duldet es, daß er wie ein säugendes Baby seinen Kopf unter ihren Leib schiebt und witternd ihre Schenkelwinkel betastet. Sie hebt sogar das Bein an. Als er den Kopf wieder hervorzieht, hängt seine Unterlippe schlaff herab und entblößt die schaufelförmig angeordneten Schneidezähne. Den Kopf waagrecht gestreckt und die Oberlippe leicht angehoben, flehnt er. Als er in seiner Verliebtheit versucht, die Weichen des Weibchens zu beknabbern, zieht sie sich zurück. Je ungestümer seine Werbung wird, desto zurückhaltender zeigt sich die

Umworbene, und schließlich ergreift sie die Flucht. Sie rennt genau auf uns zu, denn wir stehen auf ihrem Wechsel. Es sieht so aus, als wolle sie uns angreifen. Der Mahaut gibt seinem Elefanten einen Befehl, worauf der sofort laut trompetend ein paar Schritte auf das verduzt stehenbleibende Panzernashorn zugeht. Wie ein Zirkuspferd wirft es sich auf den Hinterbeinen herum und jagt, gefolgt von dem Bullen, in entgegengesetzter Richtung davon. Das werbende Entfliehen hat sich plötzlich in eine echte Flucht verwandelt. Der Mahaut lobt seinen Elefanten und lenkt ihn auf Nashornstraßen zum Turmhaus zurück.

Robin hat im Rasthaus zu Kohora ein Zimmer für uns bestellt, wo wir uns in der für Tierbeobachtungen ungeeigneten heißen Mittagszeit ausruhen können. Wir treffen alte Bekannte in dem Haus, das wir im Jahre 1959 für einige Zeit bewohnten: den Koch, dessen „Kunst“ bewirkte, daß wir in drei Wochen um zehn Pfund leichter wurden, Jimmy, unseren Diener, der damals noch ein Knabe war und heute als selbstbewußter junger Mann vor uns steht, und ein namenloses schwarzes Hündchen, das „unser“ Hund war, solange wir uns in Kohora aufhielten. Während wir die belichteten Filme registrieren und die Kameras für die Nachmittagspirsch vorbereiten, deckt Jimmy den Tisch. Die Hoffnung, daß der für das Wohl der Gäste des Rasthauses sorgende Mann inzwischen kochen gelernt hat, erweist sich als trügerisch. Er setzt uns vor, was er uns drei Wochen lang mittags und abends in der Zeit unserer unfreiwilligen Abmagerungskur auf den Tisch brachte: blasses, mageres, zähes Hühnchen, dessen fad schmeckendes Fleisch man nur mit Mühe von den Knochen lösen kann. Lediglich die Beilage unterscheidet sich von dem uns sattsam bekannten Gericht. Statt der glasigen kleinen Kartoffeln reicht er uns eine schlierige Masse, und damit wir diese Neuerung entsprechend würdigen, sagt er, darauf zeigend: „Madam, das ist *Kartoffelbrei!*“

Hinter dem Rasthaus wachsen die Mikirberge auf. An ihren bewaldeten Hängen haben wir vor Jahren den Gibbons nachgespürt, deren melodischer Ruf bis zum Dschungel der Panzernashörner zu hören war. Ihr Gesang ist verstummt. Es gibt keine Gibbons mehr nahe der Forststation, denn die immergrünen Wälder, die ihre Heimat waren, sind vom Feuer verzehrt worden. Die Bergreisbauern entfachten es, um neue Felder anlegen zu können. Die Böden, auf denen ihr Reis gedieh, waren verbraucht. Unbekümmert um die Folgen warfen sie die Brandfackel in den jahrhundertealten Baumbestand und vernichteten den ganzen Wald. Nur einen winzigen Teil davon können sie unter den Pflug nehmen. Es wäre ein leichtes gewesen, das Feuer zu kontrollieren. Warum aber sollten sie es tun? Was macht es schon aus, wenn der ganze Wald verbrennt? Er gehört niemandem. Die Mikir haben seit alten Zeiten ein Recht darauf, durch Brandrodung Neuland zu gewinnen und die nach einigen Jahren der Bewirtschaftung ausgelaugten Felder dem Dschungel zurückzugeben. Ist es ihre Schuld, wenn durch die Verzögerung des Monsuns das Land austrocknete und deshalb das Feuer die ganzen Berge kahlfraß? Die Forstbeamten, deren Pflicht es wäre, für den Schutz der Wälder zu sorgen, sitzen in ihren Büros und schauen nicht einmal von ihren Büchern auf, wenn ihnen der Wind die Ascheflocken vor das Fenster trägt. So sterben die Wälder und mit ihnen die Tiere, die sie bewohnten.

Die Mütterheime der Nashörner



Am Nachmittag reiten wir wieder zu den Panzernashörnern. Wir treffen sie schon am Rande des Dschungels, dicht neben den Feldern der assamesischen Bauern! Die Liebe hat diesen Tieren die Scheu vor dem Menschen genommen. Wieder sind es zwei Bullen und eine Kuh, denen wir in unmittelbarer Nähe des Turmhauses begegnen. Der Kampf der Rivalen hat schon stattgefunden. Sie bluten aus vielen Wunden. Aber der Unterlegene will das Feld nicht räumen. Er gibt die Hoffnung nicht auf, das Weibchen doch noch zu erobern. Erregt steigt er den beiden nach und nähert sich herausfordernd dem Bullen. Den Nebenbuhler witternd, fährt dieser wütend herum und stößt mit der Kraft seiner 40 Zentner wie ein Rammbock gegen den Störenfried vor, der eilig die Flucht ergreift. Obgleich der Bulle ihn nur vertreibt und nicht verfolgt, rast der Abgewiesene, hohe klagende Laute ausstoßend, davon. Einen halben Kilometer weit rennt er in die Reisfelder hinein. Die Bauern lassen erschreckt ihre Pflüge fallen und nehmen schreiend Reißaus. Aber der Bulle gewahrt die Menschen nicht, die vor ihm flüchten. Er fürchtet nur seinen stärkeren Artgenossen. Allmählich verlangsamt sich seine Flucht. Dann bleibt er stehen und hebt witternd die Nase. Im großen Bogen kehrt er gemächlich in seine grüne Graswildnis zurück.

Bei unserem ersten Besuch im Dschungel der Panzernashörner haben wir die Tageseinteilung dieser urigen Riesen aufgezeichnet. Mit großer Wahrscheinlichkeit konnten wir sagen, zu welcher Stunde wir sie in der Suhle treffen und wann sie auf der mit saftigen Kräutern bestandenen Wiese inmitten des Grasdschungels äßen. Diese Tagespläne haben ihre Gültigkeit verloren, und auch die Territorien, die Wohnbereiche der Panzernashörner, sind in Unordnung geraten. Die große Wiese, auf der wir um diese Zeit mindestens vier Mütter mit ihren Kälbern fanden, ist verwaist. Nicht ein Nashorn ist zu erblicken. Nur ein paar Muntjaks und Schweinshirsche – beides Zwerge unter den Geweihträgern – äßen am Rande der Lichtung. Die Panzernashörner bewohnen statt der Wiese nunmehr Teile eines entlegenen Sumpflandes, wo wir sie früher niemals sahen. Wir begegnen vielen Nashörnern, aber Mütter mit Kälbern sind nicht dabei. Immer wieder treffen wir nur verliebte Paare oder einzelne Bullen, die entweder noch kein Weibchen erobert haben oder zu alt sind, um mit den jungen Bewerbern um den Besitz einer behörnten Schönen zu kämpfen.

Im Dschungel der Panzernashörner regiert die Liebe und macht für die Dauer ihrer Herrschaft alle einst so gewissenhaft eingehaltenen Regeln ungültig. Sie schafft vorübergehend eine neue Ordnung, die von den Bullen bestimmt wird.

Aus dem Wasser eines kleinen Sees ragt der Kopf eines alten Nashornbullens. An seinen verkrüppelten Ohren erkennen wir ihn wieder. Wir wissen, daß sein unter Wasser liegender massiger Körper von zahllosen weißen Narben bedeckt ist. Er ist ein alter Kämpe, der keine Händel mehr sucht. Als er von uns Wind bekommt, versucht er zu fliehen. Er fährt aus dem Wasser und stapft an Land. Aber wir sind ihm schon zu nahe. Wie ein grauer Fels baut sich der Elefant auf dem Wechsel vor ihm auf. Eine Sekunde zögert der Bulle. Dann geht er langsam rückwärts und schiebt sich wieder ins Wasser hinein. Wir wollen das Tier nicht unnötig ängstigen und ziehen weiter, glücklich, daß wir einen alten guten Bekannten wiedergetroffen haben.

Am jenseitigen Ufer des Sees scheinen weiße Reiher über die Spitzen der hohen Gräser zu wandern. Sie reiten auf den Rücken der Arnis, der wilden Wasserbüffel, deren Körper der grüne Dschungel verbirgt. Gegen den Wind nähern wir uns der Herde. Auf den Straßen der Panzernashörner ziehen im Gänsemarsch die Stammväter der asiatischen Hausbüffel durch das Grasland. Die Herde wird von erwachsenen Tieren angeführt, die mit breitausladenden Hörnern bewehrt sind. In der Mitte des Zuges laufen die Kälber. Ihnen folgt ein zweiter Trupp erwachsener Büffel, und den Abschluß bildet eine Gruppe von drei Nachzüglern, zwei Kühen und einem Bullen, die in etwa 20 Meter Entfernung ihren Artgenossen folgen. Wir wollen die Büffel auf ihrem Weg begleiten, aber es gelingt uns kaum, auf 150 Meter an sie heranzureiten. Obwohl der Wind für uns günstig steht, bemerken sie unsere Annäherung. Sie bleiben stehen, heben ihre Köpfe über das Gras, drängen sich zusammen und machen Front gegen uns. Die erwachsenen Tiere schieben sich vor die wehrlosen Kälber. Die Nachzügler rücken auf und reihen sich ein. Wir müssen mit einem Angriff rechnen. Plötzlich schwenken die Tiere herum und brechen flüchtend durch den Dschungel. Das Gras rauscht, und die Erde dröhnt unter den stampfenden Hufen der Tiere. Erschreckt flattern die weißen Vögel auf und folgen fliegend der Herde, um sich, sobald die erregten Büffel zur Ruhe gekommen sind, wieder auf ihren hellgrauen Rücken niederzulassen. Morgen werden wir die Herde im Sumpfland suchen und uns bemühen, von ihnen unbemerkt, ihren Tagesablauf zu studieren.

Auf einer Wiese, die so naß ist, daß Wasserhyazinthen sich darauf ansiedeln konnten, steht einsam ein Panzernashorn. Es braucht den Kopf nicht weit zu senken, um die saftigen Pflanzen abweiden zu können, denn es steht bis zur Hälfte seiner Säulenbeine im Morast. Auch unser Elefant versinkt tief in dem zähen Schlamm, der von einer trügerischen Pflanzendecke überzogen ist. Es kostet ihn viel Kraft, seine Beine aus den engen, ihn wie Saugnäpfe umklammernden Schächten zu ziehen. Fauchend und schmatzend geben sie ihn frei. Die Geräusche machen das Nashorn aufmerksam. Es unterbricht seine Mahlzeit und hebt den Kopf. Ein Pflanzenbündel hängt ihm aus dem Maul. Aber sein Mißtrauen legt sich schnell. Bedächtig zermahlen seine Backenzähne den grünen Bissen, und arglos fährt es fort, die saftstrotzenden

Kräuter abzuweiden. Die am anderen Ende der Wiese äsenden Schweinshirsche werden unruhig. Sie werfen ihre Köpfe hoch, bleiben einige Sekunden wie aus Stein gemeißelt stehen, bis der Warnlaut eines Artgenossen ihnen die Flucht befiehlt. Mit ein paar Sprüngen erreichen sie das schützende Dickicht des Grasdchungels und schlüpfen hinein. Sie benutzen weder auf der Flucht noch auf der Wanderung die breiten, bequemen Wechsel der Panzernashörner. An keinen Weg gebunden, ziehen die zierlichen Hirsche durch den wogenden Wald der Gräser. Nur die Kammschweine, die unseren Wildschweinen sehr ähneln und noch in großer Zahl im Reservat von Kaziranga anzutreffen sind, benutzen gern die ausgetretenen Pfade der Panzernashörner auf ihren Wanderungen. Und wenn sie auf Lichtungen von einer alarmierenden Witterung oder von einem verdächtigen Geräusch überrascht werden, rennen sie schnell auf die Eingänge der Tunnelstraßen zu und suchen in ihnen Zuflucht.

Lange reiten wir durch den Sumpf, ohne einem Tier zu begegnen. Das Gras hat seine Farbe geändert. Es ist gelb. Der von den Förstern mutwillig gelegte Brand hat den Saft aus seinen Stengeln gesogen und sie hart und dürr wie Rohrstöcke gemacht. Klappernd schlagen die Halme gegen die Seiten unseres Elefanten und streifen den Ruß auf seiner grauen Haut ab. Immer häufiger treffen wir auf Baumleichen, die ihre verbrannten Äste zum Himmel strecken. Nie wieder wird aus ihrem toten Holz ein grünes Blättchen hervorsproßen. Nie wieder werden sie den Tieren Kazirangas Schatten spenden oder Nahrung bieten. Jedes Jahr fallen den Grasbränden viele Bäume zum Opfer, und es gibt keine Hoffnung, daß der Baumbestand sich erneuern könnte, weil durch das Feuer auch die jungen Bäumchen vernichtet werden. Die Förster glauben, vernünftig zu handeln, wenn sie während der Trockenzeit das Gras abbrennen. Sie behaupten, auf diese Weise könnten sich die nach dem ersten Regen aus der Erde hervorbrechenden Grastriebe viel schneller und kräftiger entfalten. Außerdem dünge die Asche der verbrannten Gräser den Boden, und das wirke sich auf die Äsung der Pflanzenfresser günstig aus. Zweifellos ist an der Theorie der Förster etwas Wahres. Für uns ist es sogar angenehmer, den Wildtieren in den vom Feuer gelichteten Teilen des Grasdchungels zu begegnen, weil man sie dort früher entdeckt und besser beobachten kann. Aber wie auch die Förster das Grasabbrennen begründen mögen, die Vorteile wiegen die Nachteile nicht auf. Die letzten Schattenspender verbrennen, die Galeriewälder werden vernichtet, und auch der Baumdschungel, die letzte Zufluchtsstätte der Elefanten, Gaur und Sambarhirsche, schrumpft von Jahr zu Jahr mehr zusammen. Die Landschaft verödet. Die Tiere aber, die eine schattige, von Bäumen und Sträuchern bestandene Umwelt zu ihrem Wohlbefinden benötigen, verlassen das Reservat und sind damit ungeschützt. So gibt es in Kaziranga nur noch wenige Sambarhirsche, und ob Gaur, die größten Wildrinder Indiens, die in den Reservaten Südindiens noch in einigen Herden leben, in Kaziranga überhaupt noch vorhanden sind, kann niemand sagen. Wir sind ihnen nie begegnet. Für unsere Warnungen haben die Förster kein Ohr. Sie tun, was immer üblich war, und kümmern sich nicht um die Folgen. Die Verantwortung für die Reservate, für die letzten Oasen der Tierwelt, sollte, solange es keine ausgebildeten Wildhüter gibt, den besten

und erfahrensten Forstbeamten übertragen werden. Leider ist das aber nicht so. Seit unserem letzten Besuch in Kaziranga wurde der Posten des Distriktförsters nicht weniger als dreimal umbesetzt. Jeder Neuling macht erst einmal Fehler. Er hat keine Gelegenheit, aus den Fehlern seiner Vorgänger zu lernen, weil er nicht eingearbeitet wird.

Der Abend kündigt sich schon an, als wir in ein Gebiet gelangen, das wir 1959 nur selten aufgesucht haben, weil keine Panzernashörner darin lebten. Um so erstaunter sind wir, als wir plötzlich auf eine Mutter mit einem nur wenige Monate alten Kalb treffen. Sie hören und sehen uns nicht, und so können wir ganz nahe an sie heranreiten. Das Baby ist so reizend, daß ich vergesse, Wolfgang die Kamera zuzureichen. Wie ein übermütiges Kind läuft er um die gewichtige Mama herum und drängt sich an ihre Schultern. Es ist im Sumpf herumgestapft und hat nasse Beine. Wie schwarze Lackstiefelchen glänzen sie in der Sonne. Es streckt sein Mäulchen in den grünen Pflanzenrasen und versucht, mit seinen Lippen die Kräuter abzuzupfen. Aber das Baby spielt nur damit. Es kaut nicht einmal darauf herum. Wie alle Kinder sind auch die Kinder der Panzernashörner verspielt, aber sie finden keinen geeigneten Partner. So sehr sich auch das Kleine bemüht, seine große, schwere Mutter zum Laufen zu bewegen, sie reagiert nicht auf sein Locken und quitiert seine ungeduldigen Knüffe mit Gleichmut. Die dicken, saftigen Stengel der Sumpfpflanzen nehmen ihre ganze Aufmerksamkeit gefangen. Knirschend zerbrechen sie zwischen ihren Kiefern. Das Nashornbaby verläßt seine Mutter und geht neugierig ein paar Schritte auf uns zu. Die Mutter wird unruhig und hebt den Kopf. Das Kleine verliert seinen Mut und läuft schnell zur Mutter zurück. Die Aufmerksamkeit der alten Nashornkuh gilt nicht nur dem Kalb. Ihre Sinnesorgane haben ihr eine Gefahr signalisiert. Das Baby steht neben der Mutter und wittert ebenfalls gespannt zu uns herüber. Plötzlich macht das Kalb kehrt und läuft, gefolgt von der Nashornkuh, in eiligem Trab davon. Im gleichen Gebiet des Reservats begegnen wir in kurzer Zeit acht Nashornmüttern, die Babys führen, aber keinem einzigen Bullen. Es hat den Anschein, daß dieses zu anderer Zeit von den Panzernashörnern nicht bewohnte Gebiet für die Dauer der Brunst den Müttern und Kindern als Zuflucht dient. Das „Ausweichterritorium“ befindet sich etwa einen Kilometer von dem Territorium der Hochzeit feiernden Nashörner entfernt. Würden die Kühe mit ihren Kälbern in dem ehemaligen Gemeinschaftsterritorium verbleiben, so könnte es geschehen, daß die liebessollen Bullen auch die Mütter bedrängen und ihnen ihre „ernsten Absichten“ durch kilometerweites Treiben zum Ausdruck brächten. Die Babys wären gezwungen, sich an dieser Jagd zu beteiligen, und hätten nicht die Kraft, mit den Großen Schritt zu halten. Aber selbst wenn die Nashornkinder ihre Mütter nicht verlören, würde sich deren Hochzeit für die noch Schutzbedürftigen ungünstig auswirken. Die Natur sorgt dafür, daß die Arten erhalten bleiben. Im Falle der Panzernashörner garantiert das „Exil“ der Mütter und Kälber die fürsorgliche Aufzucht der Jungtiere. Wenn der Monsunregen die erhitzten Gemüter abkühlt und das stürmische Liebeswerben im Dschungel der Panzernashörner ein Ende findet, werden auch die Mütter mit ihren Kälbern in die ver-

trauten Territorien zurückwandern. Im nächsten Jahr sind die Jungen schon groß genug, ihre eigenen Pfade zu wandern. Während die Kühe, die jetzt Hochzeit feiern, mit ihren neugeborenen Kälbern die „Abteilung Mutter und Kind“ aufsuchen werden, lassen sich dann die in diesem Jahr von der Liebe ausgeschlossenen von den Bullen umwerben.

Der Mond steht schon am Himmel, als wir auf Mohans Rücken langsam zum Turmhaus zurückreiten. Die Zikaden lärmen. Feuchte Kühle steigt aus dem Sumpf auf. Die sonst so scheuen Hirsche treten aus dem Schutz des Grasgürtels und ziehen friedlich äsend über die Wiesen. Ganz nahe lassen sie uns an sich herankommen. Auch die Kammschweine haben ihre Scheu vor den Menschen verloren. Mit ihren langen spitzen Schnauzen wühlen sie im Morast und verleiben sich mit hörbarem Schmatzen ihr Abendbrot ein. Quakend, quarrend und keckernd hebt der vielstimmige Chorgesang der Frösche an. Die „Feuerfliegen“ haben ihre Laternen angezündet und zeichnen winzige, langsam schwebende Lichtpunkte in die Dunkelheit. Auf dem Rücken unseres Reitelefanten, dreieinhalb Meter über dem Erdboden, werden wir sanft schaukelnd durch die nächtliche Wildnis getragen. Ein Teil unseres Herzens gehört diesem Land, seinen Menschen, seinen Dschungeln und Grasebenen und den wilden Tieren, die sie bewohnen. Kaziranga ist ein Tierparadies, das dem Schutz des Menschen anvertraut ist. Noch wissen seine Betreuer nicht, welchen Reichtum sie verwahren. Noch sind die letzten Oasen der wilden Tiere bedroht, noch führen Unwissenheit und Aberglaube zur Zerstörung der Landschaft. In den Mikirbergen lodert das Feuer. Seine Flammen verschlingen die Wälder und nehmen der Tierwelt Nahrung und Unterschlupf. Diese Hügel sind Zufluchtsgebiete der Panzernashörner. Dorthin ziehen sie sich in den Monsunzeiten zurück, wenn der Brahmaputra über seine Ufer tritt und Kazirangas Gradschungel in weite Seen verwandelt. Berge, die vom Feuer kahlgefressen werden, bieten den vor der Flut zurückweichenden Tieren weder Schutz noch Äsung. So bilden die unkontrollierten Brände neben der Wilderei eine ernste Gefahr für die letzten großen Wildtiere Assams.

Mit Robins Landrover fahren wir nach Bokakhat zurück. Aus den Hütten der Teepflücker und Reisbauern dringt der warme Schein der Petroleumlampen. Wie freundliche Herbergen wirken diese armseligen Behausungen bei Nacht. Nur in den Bungalows der Teepflanzer, die sich eine Lichtmaschine leisten können, brennt elektrisches Licht. Auch am Tage ist es schwer, Hütte und Hof eines Bauern vom Anwesen eines Teearbeiters zu unterscheiden. Es gibt keine Scheunen und erst recht keine landwirtschaftlichen Maschinen und Fahrzeuge. Der Holzhackenpflug ist das einzige Hilfsmittel des assamesischen Landwirts bei der Bestellung seiner Felder. Statt der Misthaufen sieht man die mit gehäckseltem Stroh verkneteten Kuhfladen als flache Kuchen an den Außenwänden der Hütten kleben. Sorgfältig getrocknet dienen sie den Hausfrauen als Brennstoff. Eine planmäßige Düngung der Felder ist unbekannt. Indien ist arm an Kohle, weil seine Bodenschätze nur zu einem geringen Teil erschlossen sind. Es ist auch arm an Wäldern. Stundenlang kann man über indisches Land fliegen, ohne etwas anderes zu sehen als das Mosaik der kleinen Felder, in das

hin und wieder ein Dorf eingebettet liegt. Um so schädlicher ist die leichtfertige Zerstörung der Wälder, das sinnlose Verbrennen des Holzes, das klug genutzt werden könnte.

Seite 241: Wilde Tiere sind keine Bestien: Wenige Meter vor unserem Reitelefanten zieht ein Panzernashornpärchen über die Lichtung.

Ein wilder Elefant betastet uns mit seinem Rüssel.

Seite 242: In Assam feierten die Nashörner Hochzeit. Deshalb waren die Kühe mit ihren Kälbern in das Mütter-und-Kinder-Territorium umgesiedelt.

Seite 243: Geier streiten sich um einen im seichten Wasser liegenden Arnikadaver.

Seite 244: Von der verendeten Kuh ist nur noch die Haut übriggeblieben. Trotzdem hocken zahlreiche Geier in ihrer Nähe.

Seite 245: Vom frühen Vormittag bis zum Abend liegen die Arnis in der Suhle. Die drei Büffel im Vordergrund bilden das Verteidigungskollektiv.

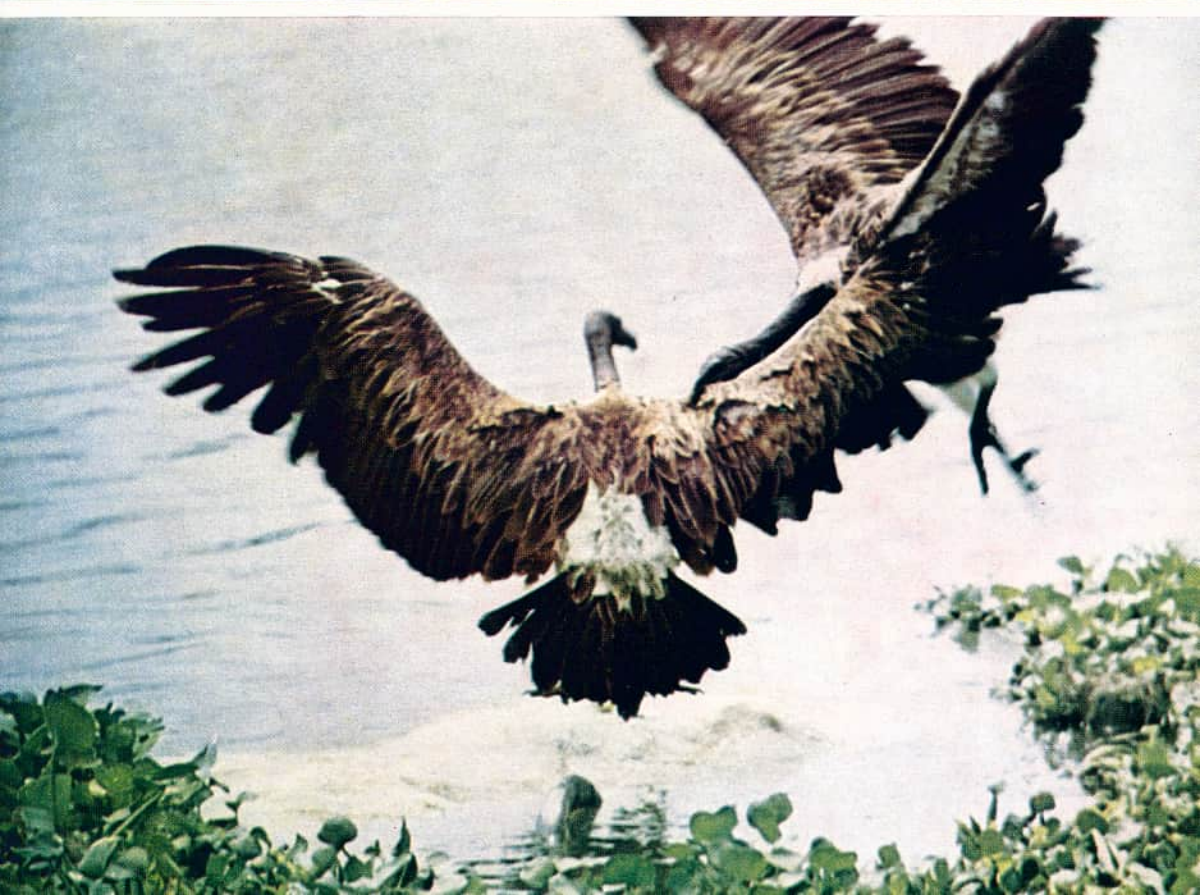
Seite 246: Auch die Barasinghahirsche gehören zu den bedrohten Tieren.

Seite 247: Im hohen Elefantengras von Kaziranga leben noch einige Rudel Barasinghahirsche.

Seite 248: Dieser fast erwachsene Elefantenjüngling kam bis auf einen halben Meter an unseren Reitelefanten heran.

















Robin, der Dschungeldoktor

R

OBIN ist von seinen Konsultationen zurückgekehrt und erwartet uns auf der Veranda seines Hauses. Er freut sich auf unsere abendlichen Gespräche. Die Hunde ordnen uns begeistert in den Kreis seiner Freunde ein. In plumper Aufdringlichkeit trägt uns Bruno seine Zuneigung an. Mit heiser gauksendem Gebell springt er an uns hoch und bemüht sich eifrig, unsere Hände zu belecken. Als gälte es, einen imaginären Feind zu verjagen, rast der dicke schwarze Hund auf seinen lächerlich kurzen Beinen durch den Garten. Selbst Tiny Tim, der Unnahbare, läuft freudig wedelnd auf uns zu.

Als wir uns zu später Stunde von Robin verabschieden, ist Bruno unauffindbar. Er reagiert nicht auf das Rufen seines Herrn, und wir fürchten schon, daß er das Schicksal seines Vorgängers geteilt hat. Als das Licht in unserem Zimmer verloschen ist, hören wir ein kratzendes Geräusch unter unserem Bett. Noch bevor Wolfgang die Lampe wieder anzünden kann, wird meine Matratze zaghaft berührt, und im nächsten Augenblick springt ein schwarzer, schwerer Hundekörper auf meinen Leib und versucht, sich behaglich in die Decken zu kuscheln. Bruno war heimlich in unser Zimmer eingedrungen. Er hat sich unter den niedrigen Bettkasten gezwängt und auf unser Kommen gewartet. Aber seine Hoffnung auf ein warmes, weiches Lager an der Seite seiner neugewonnenen Freunde erfüllt sich nicht. Wir weisen dem ungebetenen Schlafgast die Tür und übergeben ihn dem Nachtwächter.

Am nächsten Morgen weckt uns das Knattern des Regens, der mit unvorstellbarer Heftigkeit auf das Wellblechdach des Bungalows trommelt. Die Regenrinnen können die unablässig strömenden Wassermengen nicht mehr fassen. Plätschernd ergießen sich die Fluten in Robins liebevoll gepflegte Blumenbeete, zerschlagen die zarten Blütenköpfe und spülen die Wurzeln der Pflanzen frei. Der kurzgeschorene Rasen vor des Freundes Haus hat sich in einen See verwandelt. Dunkle Wolken hängen tief und schwer über dem Land und verhüllen die nahen Berge. Wir müssen auf unseren Dschungelritt verzichten, denn auch nachdem der Wolkenbruch vorüber ist, hört der Regen nicht auf. Gleichmäßig und sanft, wie die Reisbauern ihn wünschen, fällt er auf das Land und wird von der Erde gierig aufgesogen. So beschließen wir,

Robin auf seiner morgendlichen Visite durch die Krankenhäuser der Teedistrikte zu begleiten. Täglich besucht er wenigstens drei der zwölf sich auf eine Strecke von fast hundert Kilometern verteilenden kleinen Hospitäler, denen indische Ärzte vorstehen. Jeder Arbeiter in den Teefabriken, jede Teeplückerin in den riesigen Plantagen der Teegesellschaft hat Anspruch auf kostenlose ärztliche Betreuung und Medikamente. Wer durch Krankheit arbeitsunfähig wird und das Hospital aufsucht, erwirbt sich außerdem das Recht auf Krankengeld. Die sauberen, luftigen Räume für die Schwerkranken, die freundliche, umsichtige Betreuung durch die Schwestern, das wohlschmeckende, gehaltvolle Essen und die Erfolge der Ärzte haben schnell das Mißtrauen schwinden lassen, das die meisten einfachen, zum Aberglauben erzogenen indischen Menschen gegenüber den mit Spritzen und Stethoskopen hantierenden, Tabletten und Tropfen verteilenden Männern in Weiß beherrscht. Die anfängliche Furcht wird durch den Trost verdrängt, daß man sich durch den unangenehmen Besuch beim „Doctor“ einen Anspruch auf Krankengeld erwirbt. Der finanzielle Anreiz ist eine gute Gewähr dafür, daß jeder Kranke sich meldet. Das ermöglicht den Ärzten, den Epidemien entgegenzuwirken und sogar Ruhr, Typhus, Cholera und Pocken unter Kontrolle zu bringen. Die Hospitäler sind mit den modernsten und wirkungsvollsten Medikamenten des In- und Auslandes versehen. Auch Seren gegen Schlangengifte werden von den Ärzten der kleinen Krankenhäuser verwaltet. Um zu verhüten, daß Arzneien weggeworfen, in falscher Dosierung genommen oder daß Mixturen getrunken werden, die zur äußerlichen Anwendung bestimmt sind, müssen die Patienten täglich zur vorgeschriebenen Zeit zum Hospital kommen und sich die Heilmittel von einer Krankenschwester verabreichen lassen.

In einem Einzelzimmer liegt ein mageres, zwölfjähriges Mädchen, das den Arzt mit einem scheuen Lächeln begrüßt. Robin hat der Kleinen in Jorhat eine Puppe gekauft und drückt sie ihr in die dünnen Ärmchen. Sie preßt das Puppenkind an ihre Brust und streckt dem Arzt ihre kleine schmale Hand hin. Ein gesundes Kind ihres Alters hat oft schon eigene Kinder. Ihr wird dieses Glück vielleicht für immer versagt sein, denn sie leidet schon seit einem halben Jahr an Knochentuberkulose. Robin ist zwar mit dem Heilungserfolg zufrieden und meint, seine kleine Patientin in einem Monat entlassen zu können. Aber daheim muß sie schwere Arbeiten verrichten und wird bei der einseitigen Nahrung bald einen Rückfall erleiden. Hier erhält sie täglich Milch, Fleisch und Früchte und hat die Ruhe, die sie zur Genesung braucht. Deshalb möchte Robin, der dieses geduldige Kind liebt, den Zeitpunkt der Entlassung so weit als möglich hinauszögern.

In der Entbindungsstation des Hospitals sind in der vergangenen Nacht Zwillinge geboren worden. Glücklich lächelnd hält die junge Mutter ihre sauber gewindelten Söhne dem Doktor entgegen. Robin freut sich mit der Frau. Einen Sohn zu gebären, erfüllt das Herz einer jeden Inderin mit Stolz. Zwei Knaben das Leben zu schenken, verdoppelt das Glück der Frau und wird ihr Ansehen innerhalb der Familie stärken.

Aber Freud und Leid wohnen in einem Hospital in enger Nachbarschaft. Im Nebenzimmer ist eben einer Mutter das Kind gestorben. Es litt an schweren Ernährungs-

störungen und war viel zu spät dem Arzt vorgestellt worden. Robin kann nur noch den Tod bescheinigen. Als die junge Frau die schmerzliche Nachricht erfährt, wirft sie sich weinend über den Säugling. Sie küßt seine kleine, von kaltem Schweiß bedeckte Stirn und schüttelt ihn, als könnte sie ihn damit wieder zum Leben erwecken. Ihr Mann ist still zu dem Bett getreten. Nun stimmen die Eltern nach altem Ritual die Totenklage an. Sie knien nieder und sprechen in monotonem Singsang Verse. Die Schreie der Mutter, ihr verzweifertes Weinen sind verstummt. Die Frau fügt sich ihrem Schicksal und erfüllt ihre religiöse Pflicht gegenüber dem toten Kind.

Robin ist zornig. Zum ersten Male sehen wir ihn erregt. „Das Kind hätte nicht sterben müssen“, sagt er bitter. Es hatte schon seit zehn Tagen heftigen Brechdurchfall. Gestern erst wurde es eingeliefert. Wie sollen wir dann noch helfen können? Jeder Mensch, der bei uns stirbt, erschüttert das Vertrauen der Patienten, ganz gleich, ob es sich um hoffnungslose Fälle handelt oder nicht. Die Menschen, die keine Ahnung haben von den Funktionen ihrer inneren Organe, die oft fünf, sechs Kinder zur Welt gebracht haben und nicht einmal wissen wie sie entstehen, betrachten uns Ärzte als Zauberer, die mit geheimnisvollen Mächten im Bunde stehen. Wie soll man ihnen die Wirkungsweise einer Therapie erklären? Einerseits begegnen sie uns mit Mißtrauen und meinen, sich auszuliefern, wenn sie zu uns kommen, andererseits erwarten sie von uns Wunder.“

Robin beschäftigt in seinen Hospitälern Nagamädchen als Schwestern, Nachkommen der einst so gefürchteten Kopffjäger. Diese Mädchen erweisen sich als kluge, umsichtige, zuverlässige und saubere Helferinnen der Ärzte und Betreuerinnen der Patienten. Sie scheuen sich vor keiner Arbeit und geben den Leidenden durch ihr heiteres, freundliches Wesen Kraft und Zuversicht.

Am Nachmittag regnet es noch immer. Robin schlägt uns vor, ein Mikirdorf am Ufer des Difloo-Rivers zu besuchen. Hier, am Fuße der Berge, hat das Unwetter noch heftiger getobt als in Bokakhat. Die Furt ist unpassierbar geworden, weil die Wolkenbrüche den Fluß in einen reißenden Strom verwandelt haben. Auf einer aus schwankenden Bambusstangen gefügten Brücke überqueren wir die gurgelnd dahinschießende braune Flut. Bei diesem Wetter wird der Sinn der Pfahlbauten deutlich. Die von den Bergen herabrinnenden und sich zu Sturzbächen vereinigenden Wasser fließen unter den in luftiger Höhe errichteten Wohnstätten dahin, und ihre Bewohner behalten trockene Füße. Als der Regen nachläßt, erscheinen die Mikirmädchen auf der Veranda und stecken tuschelnd und kichernd die Köpfe zusammen. Robin ist ihnen vertraut. Die Mikir gehören zu seinen Patienten, obgleich sein Vertrag ihn nicht dazu verpflichtet. Die Medikamente bezahlt er aus seiner eigenen Tasche. Uns kennen sie nicht. Eine Frau in Männerhosen zu sehen, belustigt sie. Scherzworte fliegen herüber und hinüber. Das Lächeln der gutgelaunten Mädchen ermuntert mich, unseren Regenschutz zu verlassen und durch den knöcheltiefen Schlamm zu ihnen zu waten. Kleine schwarze Schweinchen, die sich kaum von ihren wilden Ahnen unterscheiden, ergreifen vor mir die Flucht. Die Mikirmädchen winken mich übermütig heran und bedeuten mir, daß ich über eine Bambusleiter zu ihnen hinaufstei-

gen soll. Befangen bestaunen sie mich, als käme ich aus einer anderen Welt. Ich muß aufpassen, daß ich nicht durch die Bretterlücken im Boden der Pfahlhütte in die Tiefe stürze. Das Leben in der Behausung der Bergreisbauern ist bei schlechtem Wetter nicht sehr gemütlich. Das Reisstrohdach hat den Regen nicht abschirmen können. Pfützen stehen auf dem Holz. Der Hausrat ist ärmlich. Ein paar zusammenge-rollte Schlafmatten sind das einzige „Möbiliar“. In einer Ecke stehen Töpfe und ein einfacher, aus Bambus gefertigter Webstuhl. An der Decke baumeln an Baumwollfäden aufgereihte ausgeblasene Eier. Ich vermute, daß sie weder einen praktischen noch einen ästhetischen Zweck erfüllen, sondern magische Bedeutung haben. Leider kann ich die Mädchen nicht fragen, denn die Mikir verstehen nicht englisch. Mich mit den Mädchen nicht unterhalten zu können, macht mich verlegen. Die Sprache ist mehr als ein Verständigungsmittel. Sie verbindet. Sie schafft Vertrauen. Wo sie fehlt, entsteht trotz Sympathie, trotz Verständigungsbereitschaft ein Vakuum, das sich durch freundliche Gebärden nicht füllen läßt. Man spürt auf einmal, daß man sich „nichts zu sagen hat“, und fühlt sich peinlich überflüssig. Junge Mädchen kann man sich nicht wie Kinder durch das Verteilen von Bonbons geneigt machen, und so verabschiede ich mich schnell, indem ich auf indische Weise die Handflächen vor der Brust zusammenlege.

Als ich durch die Regenpfützen zu den Männern zurückspringe, löst sich die Beklemmung der Mädchen. Sie sind wieder so heiter und unbekümmert wie vor meinem Besuch und blicken mir kichernd und schwatzend nach.

Robin verbindet einen jungen Mann, der sich beim Holzspalten ein Fingerglied abgehackt hat, und läßt sich von einem kleinen Mädchen die Zunge zeigen. Eine alte Frau tritt aus der Hütte. Auf die Schulter eines Knaben gestützt, tastet sie sich unsicher auf uns zu. Sie ist blind. Ein trüber Schleier liegt auf ihren Augen. Sie fragt, was mit dem Finger ist, und tadelt die Ungeschicklichkeit ihres Sohnes. Robin schaut ihr in die Augen und schüttelt den Kopf. Er greift nach der Hand der Greisin und unterhält sich mit ihr wie mit einem Kind. Sie muß in jungen Jahren einmal schön gewesen sein. Das Alter hat das Ebenmaß ihres Gesichtes nicht zerstört. Plötzlich hebt die alte Frau abwehrend ihre Hände und bedeutet dem Knaben mit heftiger, ungeduldiger Gebärde, daß sie wünscht, in die Hütte zurückgeführt zu werden.

„Seit zehn Jahren ist die Frau blind“, sagt Robin erregt. „Seit drei Jahren bemühe ich mich, sie zu einer Operation zu bewegen. Sie hat grauen Star und könnte mit fast hundertprozentiger Sicherheit ihr Augenlicht zurückerhalten. Nicht einen Pfennig brauchte sie dafür zu bezahlen. Aber sie weigert sich so hartnäckig, daß man verzweifeln möchte. Sieben Enkel sind ihr inzwischen geboren worden. Sie kann sie nicht sehen, nur betasten. Der Schwiegertochter, die den großen Haushalt versorgt, ist sie eine Last. Aber sie will sich nicht operieren lassen.“


Am Abend sind wir im Klub der Teeplanzer zu Gast. In einem weißgetünchten, nüchternen Raum ohne jeden Komfort treffen sich an einem Tage in der Woche die Inspektoren der großen Teeplantagen aus einem Umkreis von mehr als 60 Kilometern. Wir werden herzlich begrüßt. Robin hat ihnen von uns berichtet und den Film

gezeigt, den er auf unserer gemeinsamen Rundreise durch die DDR gedreht hat. Die Frauen verwöhnen mich. Sie bieten mir Sandwiches an, laden mich zum Whisky ein und sorgen mit liebenswürdigem Eifer dafür, daß ich mich in ihrem Klub nicht langweile. Für die Frauen der Pflanze ist der Abend im Klub nahezu die einzige Möglichkeit, geselligen Umgang zu pflegen. Es gibt keine Büchereien, keine Kinos, keine Restaurants in erreichbarer Nähe. Das Leben der Pflanze ist einsam. Die Annehmlichkeit, Diener in beliebiger Zahl für wenig Geld beschäftigen zu können, wird den meisten Frauen zur Geißel. Sie haben zu viel Zeit, die ungenutzt verstreicht, und beginnen sich zu langweilen. Nichtigkeiten werden ihnen zum Problem. Die Klubabende, die das Niveau eines kleinstädtischen Kaffeeklatsches besitzen, dienen dazu, die angestauten Spannungen abzutragen. Man schaut sich einen belanglosen Film an, über den zu diskutieren sich nicht lohnt. Dann gehen die Männer zur Bar, um ihre Leber zu strapazieren, und die Frauen rücken ihre Stühle zusammen und unterhalten sich über brave oder ungezogene Kinder, über tüchtige oder faule Dienstboten, über Schneiderinnen, Kochrezepte oder Blumenpflege. Es sind stets die gleichen Themen, und immer erweisen sie sich als unerschöpflich. Wenn die Frauen müde werden und die Männer genug getrunken haben, trennt man sich wieder. Whiskyselig und ohne Furcht vor Verkehrskontrollen setzen sich die Teeplanze an das Steuer ihres Wagens und fahren fünfzig, sechzig Kilometer durch die Nacht zu ihren Bungalows zurück.

Robin ist allgemein beliebt, als Arzt und als Mensch. Alle schätzen ihn wegen seiner Bescheidenheit, Hilfsbereitschaft und Zuverlässigkeit. Er kennt Wesen und Charakter seiner Patienten und hat oft neben den ärztlichen Pflichten noch das Amt des Seelsorgers zu versehen. In trinkfreudiger Runde schätzt man ihn als witzigen, unterhaltsamen Gesellschafter. Deshalb ist er meist auch einer der letzten, die den Klub verlassen. Auf dem Heimweg erfassen unsere Scheinwerfer drei Augenpaare, die schnell in der Dunkelheit untertauchen. Robin verlangsamt die Fahrt. Am Straßenrand liegt der Kadaver einer Kuh. Die große Blutlache läßt uns vermuten, daß das Tier überfahren wurde. Sein Anblick wird am nächsten Morgen die Gläubigen in Wut versetzen, denn das Töten einer Kuh ist ein Vergehen, das eigentlich nur mit dem Tod gesühnt werden kann.

Hunde haben sich bei dem Kadaver eingefunden. Scheu weichen sie vor uns zurück. Ihre Bäuche sind gebläht vom Fleisch, das sie sich gierig einverleiben. Wer weiß, wie lange sie ihren Hunger nicht stillen konnten. Sie müßten längst satt sein. Ihre Mägen sind prall gefüllt. Furchtsam wie Schakale am Löwenriß, wenn die große Raubkatze noch die Beute bewacht, versuchen sie immer wieder zum Kadaver zu gelangen. Die Angst vor den Menschen läßt sie die Ohren anlegen und den Schwanz einkneifen. Morgen, wenn die Geier kommen, wird von der toten Kuh nichts weiter übrig sein als ein leerer Hautsack und ein Häufchen Knochen.

Dem Tiger auf der Spur

AS Wetter hat sich gebessert. Wir können unsere Beobachtungen im Reservat fortsetzen. Schon nach kurzem Suchen finden wir die Büffelherde. Sie liegt in einer Suhle. Die Arnis sind mit zähflüssigem Schlamm bedeckt. Sie haben unsere Annäherung nicht bemerkt, und so können wir uns bei günstigem Wind, fast 80 Meter von ihnen entfernt, im Schutz der Gräser aufstellen. Mit sichtlichem Behagen genießen die Tiere ihr morgendliches Bad. Von Zeit zu Zeit, wenn die heiße Sonne ihre Schlammhüllen zu trocknen beginnt, wälzen sie sich in der Suhle, tauchen ihre Hörner in den breiigen Morast und schleudern ihn wie mit Schaufeln auf ihre breiten Rücken. Die Kuhreiher stehen neben den Büffeln im Gras. Wenn die Arnis weiterziehen und die Schlammkrusten wie mürbe Kuchen von ihren Seiten brechen, werden die weißen Vögel sich von ihnen wieder durch den Grasdschungel tragen lassen. Wir reiten näher an die Herde heran. Die Tiere werden unruhig. Sie schlagen den Schlamm aus ihren Ohren, heben ihre Nasen und wittern zu uns herüber. Wir bewegen uns nicht. Die Büffel geraten in einen inneren Widerstreit. Sie möchten sich über eine mögliche Gefahr orientieren, möchten aber auch die angenehme Kühle des Schlambades weiter genießen. Lange zögern sie. Schließlich erheben sich zwei erwachsene Tiere und geben damit der Herde das Zeichen zum Aufbruch. Ein Büffel nach dem anderen trennt sich von der Suhle. Unschlüssig bleiben sie eine Weile stehen. Ihre Köpfe sind uns zugewandt und zeigen damit den noch ahnungslosen Artgenossen, aus welcher Richtung die Gefahr zu erwarten ist. Plötzlich formiert sich die Herde und ergreift ohne Eile die Flucht. An der Spitze der Marschordnung und an ihrem Schluß ziehen erwachsene Tiere. In der Mitte wandern Halbwüchsige und Jungtiere. Es ergibt sich die gleiche Gruppierung wie bei unserer ersten Begegnung. Drei erwachsene Büffel, eine alte Kuh und zwei Bullen sind in der Suhle zurückgeblieben. Als ginge sie die Aufregung der anderen nichts an, lassen sie sich den Schlamm über den Rücken schwappen. Nachdem sich die Herde etwa 30 Meter entfernt hat, steht die Kuh auf und versetzt dem jungen, noch im Schlamm liegenden Bullen ein paar leichte Stöße mit ihren Hörnern. Sie bedeutet ihm, sich zu erheben, und er gehorcht auch. Wie mit braunem Lack überzogen glänzen die feisten Körper

in der Sonne. Die Büffel folgen der Herde, rücken aber nicht auf, sondern halten einen Abstand von 20 bis 30 Metern, bilden also das „Schlußlicht“ des Marschzuges. Wolfgang meint, daß die Gruppe der Drei für die Verteidigung der Herde verantwortlich ist. Um Klarheit zu schaffen, müssen wir die Büffel zum Angriff herausfordern. Der Mahaut ist von unserem Vorhaben wenig begeistert. Panzernashörner zu provozieren ist ihm eine Freude. Vor Büffeln aber hat er Respekt. Wenn ihm und uns bei einer kämpferischen Auseinandersetzung mit den starken, hörnerbewehrten Büffeln auch keine Gefahr droht, so kann doch der Elefant, für den er die Verantwortung trägt, erheblich verletzt werden. Um die Tiere, deren Lebensweise wir beobachten wollen, nicht zu vergrämen, verschieben wir die Attacke auf den letzten Tag unseres Aufenthaltes im Gradschungel von Kohora.

Bis dahin haben sich die dunkelgrauen Riesen schon gut an unsere Anwesenheit gewöhnt. Sie fühlen sich nicht mehr gestört, wenn wir sie aus einer Distanz von 50 Metern beim Äsen, Suhlen oder Baden fotografieren. Es scheint, als wären wir zu einem Teil ihrer Umwelt geworden ähnlich den Panzernashörnern, denen sie gelegentlich auf den Dschungellichtungen begegnen. Nur im hohen Elefantengras sind die Büffel nach wie vor scheu und mißtrauisch, denn der Graswald behindert ihre Sicht und narrt ihr Gehör durch die Geräusche, die sie bei jedem Schritt darin hervorrufen. Hier fliehen sie früher als im offenen Gelände und würden zweifellos angreifen, wenn man die kritische Distanz überschreitet, in der nicht mehr die Flucht, sondern der Angriff erfolgt. Wir müssen einen großen Bogen um die von der Suhle zum Äsungsterritorium wechselnden Büffel reiten, damit wir uns bei günstigem Wind nähern können. Das Gras ist so hoch, daß es den Gesichtskreis der wandernden Tiere empfindlich einschränkt. Sie sind von grünen Mauern umschlossen und sehen nur die grauen Rücken der vor ihnen ziehenden Artgenossen. Quer zu ihrer Marschordnung stoßen wir gegen den Mittelteil der Herde vor, in dem sich die Jungtiere befinden. Als sei das Manöver für Ernstfälle schon tausendmal geübt worden, schieben sich die beiden Gruppen der erwachsenen Tiere vor die Kälber. Wie eine Wagenburg schirmen sie mit ihren Leibern die Schutzbedürftigen gegenüber dem Feind ab. Die Nachhut postiert sich mit erhobenen Köpfen drohend zwischen Herde und Elefant. Wir wagen es, noch näher an die erregten Tiere heranzureiten. Da starten die drei stets am Schluß der Herde ziehenden Büffel einen Angriff. Polternd brechen sie durch das Gras und galoppieren auf uns zu. Der Mahaut packt seinen Eisenhaken, bereit, ihn dem ersten Büffel auf den Schädel zu werfen, der es wagen sollte, den Elefanten anzugreifen. Aber die beiden Bullen und die alte Kuh führen den Angriff nicht bis zum Ende durch. Etwa fünf Meter vor uns stoppen sie ihren Lauf und kehren zögernd, in sanftem Bogen, damit sie uns im Auge behalten können, zur Herde zurück, die abwartend stehengeblieben ist. Zweimal greifen die Drei an, beide Male gehen sie, ohne gekämpft zu haben, zu ihren Artgenossen zurück. Auf einen Kampf wollen wir es auch nicht ankommen lassen. Es genügt uns, die Vermutung bestätigt zu finden, daß die Gruppe der Nachzügler auch für die Verteidigung der Herde verantwortlich ist. Als die Büffel spüren, daß ihr Drohen keinen

Eindruck auf uns macht, ziehen sie, ihre ursprüngliche Marschrichtung ändernd, eilig davon. Erst nachdem die Herde einen Vorsprung von etwa 100 Metern gewonnen hat, schließt sich die Nachhut dem Troß an. Sie hatte uns nicht aus den Augen gelassen und die Rückendeckung der sich in gewohnter Weise formierenden Büffel übernommen. Befriedigt reiten wir weiter. Der Mahaut lobt seinen Elefanten. Er hat sich während der Scheinangriffe der Büffel nicht von der Stelle gerührt. Wolfgang lacht und sagt: „Nun braucht uns bloß noch ein Tiger vor das Objektiv zu laufen, dann ist unser Glück vollkommen.“ Kaum zehn Minuten später treffen wir auf eine frische Tigerfährte, die sich deutlich auf dem lehmigen Boden abzeichnet. Aufmerksam suchen wir das Gelände ab. Es ist ein durch zahlreiche Lichtungen aufgelockerter Teil des Gradschungels, in dem das Feuer noch nicht alle Bäume zerstört hat. Schattenspendend breiten sie ihre dichtbelaubten Äste über das sumpfige Land. Ich habe in freier Wildbahn noch nie einen Tiger gesehen und weiß nicht, an welchen Plätzen sie sich mit Vorliebe lagern. Die Löwen Afrikas lieben es, die heiße Zeit des Tages unter Schirmakazien zu verschlafen.

Die Schatten sind kurz, denn die Sonne steht im Zenit. Senkrecht fallen ihre Strahlen auf den Gradschungel und saugen die Nässe aus dem schwammigen Boden. Es ist heiß. Modrige Düfte steigen aus dem Sumpf. Der klirrende Gesang der Zikaden ist verstummt. Langsam schiebt sich der breite Körper unseres Reitelefanten durch den Wald der Gräser. Der Sattel schaukelt rhythmisch wie eine Wiege und schäfert unsere Aufmerksamkeit ein. Müdigkeit befällt uns. Der Mittag taugt nicht für Tierbeobachtungen. Längst schon sind die leichtfüßigen Hirsche von den Äsungswiesen verschwunden, und auch die Panzernashörner haben den Schutz der hohen Gräser aufgesucht. Wolfgang gibt das Zeichen zur Umkehr. In weitem Bogen reiten wir zum Fahrdamm zurück. Der Elefant erklimmt den steilen Hang und strebt mit weitausgreifenden Schritten dem Turmhaus zu. Plötzlich sehe ich, kaum 50 Meter vom Wege entfernt, einen Tiger. Er hat im Schatten eines Baumes gelegen. Jetzt steht er auf und tritt ins Licht. Ich bin so aufgeregt, daß ich nicht sprechen kann. Ich klopfte Wolfgang auf die Schulter und zeige ihm das Tier. Für wenige Sekunden wendet uns der Herr des Dschungels seinen schönen Kopf zu. Schnell nimmt Wolfgang die Kamera ans Auge. Ich habe meine stets schußbereit im Schoße liegende Kamera vergessen und verpasse damit unsere erste und einzige Gelegenheit, einen Tiger in freier Wildbahn aufzunehmen, denn als ich endlich danach greife, verschwindet die gestreifte Katze im Dickicht. Ohne Hast, mit geschmeidigen, anmutsvollen Bewegungen taucht der Tiger im Dschungel unter. Vier Jahre mußten wir auf diesen Augenblick warten! Der Mahaut, dem es gleichgültig ist, ob er die Besucher Kazirangas an Wasserbüffel, Hirsche oder Tiger heranführt, der nur weiß, daß sich die Zufriedenheit seiner Gäste auf die Höhe des von ihm erwarteten Trinkgeldes auswirkt, setzt ein strahlendes Lächeln auf und sagt so stolz, als sei die flüchtige Begegnung mit dem Tiger kein Zufall, sondern ein Beweis seiner Tüchtigkeit: „Tiger! Tiger!“

Der Elefant profitiert von der Freude der Menschen, die auf seinem Rücken sitzen, denn sein Herr ist gutgelaunt und vergißt, ihn mit dem Eisenhaken zu einer

schnelleren Gangart anzutreiben. Am Horizont sind dunkle Wolken aufgezogen. Schnell breiten sie sich über den Himmel aus. Sie kündigen Regen an, der am Nachmittag kommen wird. Noch bevor wir mit unserem Landrover Robins Bungalow erreichen, öffnet der Himmel seine Schleufen und schüttet unvorstellbare Wassermassen auf das Land. Die Fahrstraße wird zum gurgelnd dahinschießenden Bach, der den Lehm hinwegschwemmt und tiefe Furchen in den Weg gräbt. Felder und Wiesen verwandeln sich in weite Wasserflächen, und das Wellblechdach von Robins Bungalow trägt eine weiße Haube von der Fülle der aufspritzenden Tropfen. Die drei Sprünge vom Wagen bis zur schützenden Veranda genügen, uns bis auf die Haut zu durchnässen und unsere Schuhe mit Wasser zu füllen. Noch nie haben wir heftigere Regenfälle erlebt als während des Monsuns in Indien. In kurzer Zeit ist die Luft mit Feuchtigkeit gesättigt. Das Schreibpapier verliert seine Festigkeit und zerreißt unter dem Druck der Feder. Die Kleider werden feucht. Das Leder verliert seinen Glanz und beginnt nach ein paar Regentagen zu schimmeln. Die Nässe dringt ins Gemäuer und bemalt die Wände. Sie steigt aus dem Boden und bringt die aus Pflanzenfasern geflochtenen Teppiche in Gefahr. Das Holz der Möbel verzieht sich. Schubfächer lassen sich nicht mehr öffnen und Schranktüren nicht mehr schließen. Das Mehl in der Speisekammer wird dumpf. Zucker und Salz verwandeln sich in steinharte Blöcke. Wochenlang kann fast pausenlos der Regen fallen. Eines Tages bricht dann die sehnstlich erwartete Sonne aus der grauen Wolkendecke hervor und gibt den Bauern die Möglichkeit, ihre Felder zu bestellen. Sie läßt den Reis wachsen und reifen. Aber bald kommt die Zeit, wo sie zur Qual wird, wo die steinharte, dürstende Erde aufreißt, wo die Menschen in ihrer sengenden Glut stöhnen und von den Göttern den Regen erleben.

Unsere Tage in Kaziranga nähern sich ihrem Ende. Wir sollten mit unserer Arbeit zufrieden sein. Wir hatten Gelegenheit zu interessanten Beobachtungen und leisteten damit einen Beitrag zur Feldforschung an südostasiatischen Großtieren. Wenn uns die Kameras nicht im Stich gelassen haben, werden wir auch gute fotografische Belege unserer Beobachtungen vorweisen können. Trotzdem fühlen wir uns beklommen. In den vergangenen 15 Jahren ist der Wildtierbestand Indiens auf ein Zehntel zusammengeschrunpft. Es erfüllt uns mit Traurigkeit, Augenzeugen der unaufhaltsamen Zerstörung landschaftlicher Schönheit zu sein, zu sehen, wie Tiere, die späteren Generationen zu einem glückhaften Naturerlebnis verhelfen könnten, durch Gewinnsucht, Unvernunft und Aberglauben ausgerottet werden. Allein im Jahre 1962 haben Wilderer in Kaziranga 32 Panzernashörner getötet. Im Verlaufe von zwei Jahren konnten sie ungestört 99 Fanggruben auf den Wechsellern im Elefantengrassdschungel ausheben. Unsere Erfahrungen haben uns gelehrt, daß man nicht einmal den von den Forstämtern herausgegebenen Statistiken über die Zahl der in den Reservaten lebenden wilden Tieren Glauben schenken darf. Wie solche „Inventuren“ durchgeführt werden, erleben wir jetzt, im April 1963, in Kaziranga.

In den kommenden drei Tagen ist es uns nicht möglich, einen Reitelefanten zu mieten. Zehn der im Dienst der Forststation stehenden grauen Riesen werden für

eine Tierzählung herangezogen. Wir erleiden durch diese Aktion keinen Zeitverlust, weil wir ohnehin des unablässig strömenden Regens wegen unsere Beobachtungen nicht fortsetzen können. Die Förster meinen, daß das schlechte Wetter einer exakten Zählung nicht abträglich sei, und so reiten zehn mit Regenschirmen und Planen bewaffnete Männer an drei Tagen auf zehn Elefanten in den vor Nässe dampfenden Dschungel, um die auf einer Fläche von 430 Quadratkilometern lebenden Tiere zu registrieren. Es wundert uns nicht, daß die „Zählung“ unter diesen Bedingungen nur ein sehr fragwürdiges Ergebnis erbringt. So behaupten die Männer, 600 Panzernashörner gesehen zu haben. Im Jahre 1959 betrug der Nashornbestand in Kaziranga nach offiziellen Meldungen 350 Stück! Bei dem großen Aderlaß, den gerade diese Tierart durch Wilderei erlitt, *muß* diese Angabe falsch sein. Der Divisional-Forest-Officer gibt das unumwunden zu und ändert die Zahl willkürlich auf 250 ab. Diese dem Ministerium für Ernährung und Landwirtschaft zugeleitete Statistik ist also nicht das Ergebnis einer planvoll durchgeführten Zählung, sondern eine Mutmaßung ohne Wert. Statistiken dieser Art können kein reales Bild von der Situation in Indiens Steppen und Urwäldern vermitteln. Voll Sorge stellen wir uns die Frage, ob es noch eine Hoffnung gibt, die wilden Tiere Indiens vor dem Aussterben zu retten. Wie lange noch können Menschen die Freude haben, dem indischen Großwild in den Dschungeln seiner Heimat zu begegnen? Was ist zu tun, um den Artentod aufzuhalten? Wenn nicht bald entscheidende Maßnahmen zum Schutz der Natur eingeleitet werden und deren Durchführung streng kontrolliert wird, dauert es nur noch eine sehr kurze Zeit, bis alle großen Säugetiere völlig vernichtet sind. Verfallene Tempel kann man restaurieren und zerstörte Paläste wieder aufbauen. Ausgestorbene Tierarten aber sind der Menschheit unwiederbringlich verloren. Tierfreunde in aller Welt sorgen sich um die Erhaltung der afrikanischen Tierwelt, während fast unbemerkt die einst so reiche Tierwelt Südasiens zugrunde geht. Vielleicht sind die Filme, die wir heute drehen, und die Fotografien, die wir anfertigen, morgen schon letzte Zeugen ehemaliger landschaftlicher Schönheit, einstiger Vielfalt interessanter Tierformen.

Der schönste Tag seines Lebens



IR sind mit dem Landrover nach Arimara gefahren, einem entlegenen und selten besuchten Teil des Kaziranga-Reservates. Als wir am zeitigen Morgen Robins Bungalow verließen, zogen Gewitter auf. Glücklicherweise blieben wir vom Regen verschont. So ließ der Zustand des schmalen Weges, der uns durch den Elefantengrassdchungel führt, nur ahnen, wie schwierig es sein muß, ihn während eines Wolkenbruches oder nach einigen Regentagen zu befahren. Die Räder unseres Wagens schlingerten auf dem schmierigen Lehm. Gefährlich bogen sich die glitschigen Bohlen der schmalen Brücke, unter der glatt und träge die angestaute Flut eines Nebenarmes des Brahmaputra dahinfließt. Am liebsten hätten wir den Wagen verlassen und die Brücke zu Fuß überquert. Aber wer zeigt schon gern seine Angst! Es ging gut, und wir erreichten wohlbehalten das einsame Rasthaus, in dem wir hoch über dem wogenden Grasmeeer ein Zimmer bezogen. Zwei harte, aber saubere Betten mit den im Sumpfland unerläßlichen Moskitonetzen, ein Tisch, zwei Stühle und ein Kleiderständer sind die Einrichtung unseres Zimmers. Am Abend steht im „Baderaum“ sogar eine Wanne, die Hemanshu mit einem Pferdeeimer heißen Wassers füllt. So brauchen wir nicht einmal auf das tägliche Bad zu verzichten. Wir vermissen nur den Elefanten, den die Förster schon am Vortag nach Arimara zu schicken versprochen. Vergeblich halten wir nach ihm Ausschau. Er kommt erst am späten Vormittag und ist schon müde, bevor seine eigentliche Aufgabe beginnt, denn er ist in stundenlangem, anstrengendem Marsch von Kohora nach Arimara gewandert. Der Mahaut zeigt sich taub für unsere Vorwürfe. Er versteht unsere Sprache nicht. Außerdem können wir nicht ihm die Schuld geben. Die Förster haben ihre Versprechungen nicht eingehalten. Der Mahaut führt nur die Befehle seiner Vorgesetzten aus.

Die Morgenpirsch bringt uns nicht den erwarteten Erfolg. Wir sehen weder Nashörner noch Büffel, weder Bären noch Warane, so angestrengt wir auch nach ihnen suchen. Ein kleines Rudel Schweinshirsche äst friedlich am Rande einer Lichtung. Langsam nähern wir uns der Gruppe. Die Tiere werden auf uns aufmerksam und werfen die Köpfe hoch. Der Elefant bleibt stehen. Wir fotografieren die kleinen, gedrunghenen Hirsche. Das Klicken des Auslösers macht sie neugierig. Sie kommen

zögernd auf uns zu, bis sie plötzlich unsere Witterung wahrnehmen und mit kurzen, erschreckten Bellauten das Weite suchen. Auch einen wilden Elefanten entdecken wir im hohen Grase, der aber sofort die Flucht ergreift. Wir sehen nur seinen grauen Rücken und hören sein quiekendes Trompeten.

Unser Reitelefant ist erschöpft. Er geht langsamer, als es dem Mahaut gefällt, und reagiert nicht sofort auf die ihm gegebenen Befehle. Der schwächliche kleine Mann im Nacken des großen Tieres ist wütend und gebraucht seine „Zuchtrute“, den eisernen Elefantenhaken, häufiger und kräftiger, als es notwendig wäre. Mit voller Wucht schlägt er ihn auf den Schädel des müden Elefanten. Weil es sinnlos ist, mit dem ungeduldigen Mann zu streiten, stoße ich bei jedem Schlag einen kläglichen Jammerlaut aus, als sei ich die Gequälte. Das scheint er bald zu begreifen, denn nun läßt er die sinnlosen Züchtigungen. Wieder ist es Mohan, der uns durch den Dschungel trägt. Von den fünfzig Jahren seines Lebens stand er wenigstens dreißig tagtäglich im Dienste des Menschen. Man sollte ihm für die letzten zehn oder zwanzig Jahre, die er noch zu leben hat, die Freiheit schenken. Er verdient Ruhe und Schonung und würde unangefochten im Dschungel als Einzelgänger seine Nahrung finden. Aber seine Arbeitskraft wird von den Menschen gebraucht, die über sein Schicksal bestimmen. Sie werden sie nutzen bis zum letzten Tag. Dafür wird er, der beste Arbeitselefant von Kohora, einmal ein ehrenvolles Begräbnis erhalten wie einst Akbar, sein berühmter Vorgänger, dessen Grab noch heute eine weiße Flagge schmückt.

Am Mittag darf sich der Elefant endlich ausruhen. Der Mahaut schnallt den schweren Sattel ab, legt ihm Fußfesseln an und treibt ihn ins hohe Gras, damit er sich sein Mittagessen selber suchen kann. Langsam verschwindet der graue Riese hinter der grünen Mauer, und an der Bewegung der Halmspitzen erkennen wir, daß es ihm schmeckt.

Vor dem Rasthaus befindet sich ein schlammiger Tümpel. Dort taucht Mohan eine Stunde später auf, um seinen Durst zu stillen. Argwöhnisch und zögernd wie ein wilder Elefant tritt er aus dem Schutz der Gräser. Sein grauer Rücken ist dick mit Erde bedeckt. Elefanten lieben es, sich mit Schmutz zu bewerfen, und sobald die Reitelefanten der Aufsicht des Mahauts entronnen sind, verschaffen sie sich schnell die Wohltaten, die ihnen verwehrt sind, solange Menschen auf ihren Rücken sitzen. Langsam stapft Mohan durch den Schlamm zum Wasser, das nur handrückenhoch über der zähen grauen Masse steht, saugt vorsichtig seinen Rüssel voll und entleert ihn in sein durstiges Maul. Dann drückt er mit dem Rüsselansatz ein tiefes Loch in den Schlamm, das sich sofort mit trübem Wasser füllt, und bläst hinein, daß es gurgelnd aufschäumt. Mohan saugt den Schlammbrei mit seinem Rüsselrohr auf und schleudert ihn mit kräftigem Schwung nach hinten über den Kopf auf den Rücken. Ein paar Moorhühner, die neben den hohen Säulenbeinen des grauen Riesen spazierten, bekommen den Schwall des herabrinneenden Schlammes auf ihr Gefieder. Zeternd rennen sie davon und schlüpfen ins Dickicht. Der Elefant unterbricht seine Beschäftigung und blickt den Vögeln nach. Er weiß keinen Grund für ihre Aufregung. Einen Augenblick lang steht er unbeweglich, als hielte er lauschend den Atem an. Dann

läßt er spielerisch den Rüssel baumeln, klappt mit den großen Lappenohren und bereitet die nächste Schlammdusche vor. Bald ist sein Körper über und über mit grauem, glänzendem Brei bedeckt. Der Mahaut, der im Schatten eines Baumes sein Mittagschläfchen hielt, sieht es und verfärbt sich vor Zorn. Laut scheltend stapft er auf den „Übeltäter“ zu, packt ihn am Ohrrand und führt ihn aus dem Schlamm zum Rasthaus zurück. Er befiehlt Mohan, sich niederzulegen und reibt ihm unter fortwährendem Schimpfen mit einem Strohwisch den Schlamm vom Rücken. Folgsam wie ein Hündchen ordnet sich das große, starke Tier seinem Meister unter, ertägt seine Schläge und läßt sich geduldig den schweren Sattel auflegen. Jeder Mahaut hat eine andere Methode, mit seinem Elefanten umzugehen. Sie hängt weniger von Charakter des Elefanten, als vielmehr vom Charakter des ihn erziehenden Pflegers ab. Es gibt Elefantenlenker, die gänzlich ohne Schläge auskommen und deren Schützlinge dennoch auf den leisesten Wink reagieren. Andere wieder glauben, beim geringsten Anlaß ihre „Überlegenheit“ durch brutale Schläge mit dem Eisenhaken beweisen zu müssen. Mit solchen Mahauts zu reiten, verdirbt mir die Freude an der Landschaft und an den Tieren. Der Nachmittagsritt ist noch unergiebig als die Morgenpirsch. Außer ein paar Wildschweinen und Hirschen entdecken wir nicht ein einziges Großtier. 1959 begegneten wir im Gebiet von Arimara fast ebenso vielen Panzernashörnern wie im Bezirk von Kohora. Haben in Arimara, das selten besucht und noch seltener kontrolliert wird, die Wilderer Schuld an der Verarmung der Tierwelt?

Ringsum aufziehende Gewitter treiben uns zur vorzeitigen Rückkehr. Tief-schwarze und violette Wolkenmassen bauen sich drohend am Horizont auf, schieben sich vor die Sonne und verdecken das letzte Blau. Sturm kommt und peitscht Bäume und Sträucher. Er reißt den Staub zu steilen Säulen hoch und treibt ihn über das Land. Mit ungestümer Gewalt wirft er sich auf die grüne Mauer des Sumpfgrases und zwingt sie nieder. Von unserer hohen Warte sieht es aus, als laufe das Gras ihm davon, wie der „Sommerwolf“, der über unsere im Winde wogenden Getreidefelder zieht. Es ist kein Vergnügen, bei einem Monsungewitter auf einem Elefanten durch die Grasebene zu reiten. Schon spannen die Blitze ihre grellen Netze über den Himmel, und der Donner grollt. Bevor er sich zu einem ohrenbetäubenden Krachen steigert, wollen wir das Rasthaus erreicht haben. Als wir in Arimara ankommen, fallen die ersten Tropfen. Aber es gibt keinen Regen, und erstaunlicherweise bleiben uns auch die Gewitter fern. Ringsum leuchten die Blitze, und der Donner klingt wie Schlachtenlärm. Arimara bleibt verschont. Während der ganzen Nacht hört das Rumoren nicht auf. Wenn Wetterleuchten das Land erhellt, können wir die Hirschrudel erkennen, die im Schutze der Dunkelheit zum Tümpel gezogen sind, um ihren Durst zu stillen. Am nächsten Morgen strahlt der Himmel in herrlichem Blau. Zum letzten, vielleicht zum allerletzten Mal besteigen wir den Rücken unseres Reitelefanten. Hemanshu, Robins treuer Diener, der uns den Aufenthalt in Arimara angenehm gemacht hat, und der Chauffeur begleiten uns. Beide sind noch nie auf einem Elefanten geritten. Wir wollen ihnen „unsere“ Tiere zeigen und uns damit für ihre

Dienste bedanken. Sie betrachten die Einladung als eine große Ehre, denn auch der freundlichste englische Teepflanzer würde fürchten, sein Gesicht zu verlieren, wenn er sich mit seinen Dienern auf einen Elefanten setzt. Leider beeindruckt diese „Auszeichnung“ unsere Begleiter so stark, daß sie glauben, sich ihrer durch eine steife, respektvolle Haltung würdig erweisen zu müssen. Sie wagen gar nicht, Vergnügen dabei zu empfinden. Ich muß mit ihnen sprechen, damit sie ihre Befangenheit verlieren, muß ihnen einen Blick durch die Kamera gewähren, denn auch unser kundiger Umgang mit einer Technik, die sie nicht verstehen, irritiert sie. Allmählich weicht die Beklemmung von unseren Begleitern. Staunend betrachten sie die kleinen, flinken Schweinshirsche, die vor uns durchs Dickicht der Gräser schlüpfen. Ich wünsche allein schon unserer Gäste wegen, daß wir einen erfolgreichen Tag haben.

Auf einer sumpfigen Lichtung liegt ein Barasingahirsch in einer Suhle. Wir sehen nur den sandbraunen Kopf mit dem mächtigen, noch mit einer Basthaut überspannten Geweih. Bei unserer Annäherung erhebt er sich, sichert zu uns herüber, zuckt mit den Hautmuskeln, daß die Wassertropfen aus seinem Fell springen, und steigt bedächtig zu einer Schilfwand hinüber. Noch einmal wendet er uns seinen schönen Kopf zu, dann verschwindet er im Grün der Gräser.

In einem kleinen See, an dem wir Warane und Fischotter zu finden hofften, badet einsam ein Nashorn. Einen weiten Bogen reitend, nähern wir uns bei günstigem Licht dem ahnungslosen Tier. Hemanshus Augen leuchten. So nahe dem Dschungel er auch wohnt, noch nie hatte er Gelegenheit, einem Panzernashorn zu begegnen. Er erwartet ein aufregendes Abenteuer und starrt gebannt auf das Tier. Der Mahaut klatscht in die Hände. Das Panzernashorn erschrickt, hebt den Kopf und versucht, mit Nase und Ohren seine Umgebung zu prüfen. Es ist unschlüssig. Zu gern möchte es sich in das kühle Wasser zurückgleiten lassen, aber sein Argwohn ist geweckt. Obgleich dem Tier von uns weder Witterung noch Geräusche zugetragen werden können, bleibt es mißtrauisch. Schließlich verläßt es den See, sichert am Ufer, schwenkt den Kopf und dreht die großen Tütenohren nach allen Seiten. Das beunruhigende Geräusch wiederholt sich nicht. Langsam erklimmt das Nashorn die Böschung und verschwindet auf einem uralten, ausgetretenen, vielleicht schon seit vielen Generationen benutzten Wechsel im Gradschungel.

Hemanshu, der Förster, Lehrer oder Ingenieur hätte werden können, wenn seine Eltern reich genug gewesen wären, ihm einen Schulbesuch zu ermöglichen, freut sich wie ein Junge. Staunend entdeckt er eine neue Welt. Die Scheu ist von ihm abgefallen, und er genießt dankbar seine erste Begegnung mit den wilden Tieren seiner Heimat.

Über das hohe Gras wölbt sich der graue Rücken eines Elefanten. Der Wind verrät dem Tier unsere Annäherung, und so ergreift es, kurze, helle Trompetentöne ausstoßend, die Flucht. Wenige Minuten später entdecken wir eine alte Elefantenkuh, die von einem fast erwachsenen Kalb begleitet wird. Wir reiten zögernd auf sie zu, denn wir möchten sie nicht vertreiben. Wolfgang klopft dem Mahaut auf die Schulter und bedeutet ihm zu halten, damit wir fotografieren können. Aber der eigensinnige kleine Mann nimmt davon keine Notiz. Schon haben wir uns den Tieren auf

fünfzig Meter genähert. Sie bemerken uns und machen Miene zur Flucht. Was nützt es, daß wir ungeduldig sind? Der Mahaut, der unsere Wünsche nicht versteht, macht doch, was er will, und treibt Mohan weiter an die Elefanten heran. Die beiden wilden Elefanten rühren sich nicht vom Fleck! Wie versteinert stehen sie vor uns. Die Mutter hat das rechte Vorderbein angehoben und bleibt wohl eine Minute lang in dieser unbequemen Stellung. Näher und näher reiten wir an sie heran. Vier Meter vor den beiden wilden Elefanten befiehlt der Mahaut endlich Mohan, stehenzubleiben, damit wir fotografieren können. Schnell nehmen wir die Kameras hoch und schießen ein Bild nach dem anderen. Das Tessar reicht nicht aus, beide Tiere auf den Film zu bannen. Wir müssen das Weitwinkelobjektiv verwenden. Hastig fügen wir es an die Kamera, um wenigstens eine Aufnahme von dieser ungewöhnlichen Begegnung mit nach Hause nehmen zu können. Als Beweis für die Nähe der Tiere versuchen wir, auch ein Stück von unserem Reitelefanten mit ins Bild zu bekommen. Unsere Eile ist unnötig. Die Elefanten fliehen nicht. Sie kommen sogar auf uns zu. Die große Kuh streckt witternd den Rüssel vor und saugt begierig den sie verwirrenden Duft ein. Es riecht nach Elefant, aber auch nach Mensch. Warum wohl bleibt der fremde Elefant stehen? Warum kommt er ihr nicht entgegen, um sie nach Elefantenart freundlich zu begrüßen? Warum streckt er nicht seinen Rüssel vor, um sie zu beriechen und zu betasten, warum legt er ihr den Rüssel nicht auf die Schulter? Sie kann nicht wissen, daß der Elefant sie nicht begrüßen darf, weil sein Herr ihm befohlen hat, stillzustehen, damit der Sahib fotografieren kann.

„Verlegen“ steckt sie ihre Rüsselspitze ins Maul und bekundet damit ihre Unsicherheit. Die alte Elefantenfrau kann der Versuchung nicht widerstehen, dieses seltsame Wesen, das wie ein Elefant aussieht, wie ein Elefant riecht und sich nicht wie ein Elefant benimmt, etwas näher zu betrachten. Wolfgang liegt fast auf dem Rücken, so weit muß er sich zurückbeugen, um die mit waagrecht vorgestrecktem Rüssel auf uns zugehende wilde Elefantenkuh mit einem Teil unseres Reitelefanten zugleich ins Bild zu bekommen.

Nicht einen Augenblick denken wir daran, daß uns von dem Muttertier, das ein Kalb bei sich führt, eine Gefahr drohen könnte, obgleich die Jäger haarsträubende Geschichten von der Angriffslust dieser Tiere zu berichten wissen. Wir fühlen nur das Ungewöhnliche und Wundersame an dieser Begegnung.

Die Elefantenkuh steht ganz dicht neben uns. Wenn ich mich weit zur Seite beugen würde, könnte ich sie mit meiner Hand berühren. Sie betastet den Leib unseres Elefantenbullen. Ich streckte ihr den Fuß entgegen. Sie beriecht ihn interessiert, nestelt mit dem Rüsselfinger an meinen Schnürsenkeln, betastet meine Waden und das Satteltkissen, klappt mit den großen Ohren, tritt erschrocken ein paar Schritt zur Seite, wittert wieder und stürmt plötzlich davon. Das Kalb, das sich unschlüssig im Hintergrund gehalten hat, folgt ihr nach. Noch einmal bleibt die alte Kuh stehen und kehrt uns ihren Rüssel zu. Dann verschwindet sie auf Nimmerwiedersehn. Wir sind wie verzaubert. Da ist alles noch so, wie es war: das weite, unendlich scheinende Grasmeer, der blaue Himmel und die fernen Berge. Nur wir selbst sind verwandelt: wir,

der Diener, der Chauffeur und sogar der Mahaut. Die beiden Inder, die zum ersten Mal eine Begegnung mit den wilden Tieren ihrer Heimat hatten, der Mahaut, der sie täglich sieht und als Möglichkeit zum Aufbessern seines bescheidenen Lohnes betrachtet, und wir, die wir viele tausend Kilometer gereist sind, um solche Begegnungen zu suchen, sind wohl vom gleichen Gefühl der Bruderschaft mit dem Tier erfüllt. Der Mahaut beugt sich zu seinem Elefanten herab und beklopft ihm liebkosend den Hals, und während unseres langen Heimrittes vergißt er, den Eisenhaken zu gebrauchen. Der wortkarge und immer verdrossen wirkende Chauffeur summt ein Liedchen vor sich hin, und Hemanshu bekennt beglückt: „Das ist der schönste Tag meines Lebens.“

Literaturverzeichnis

- | | |
|----------------------------------|---|
| <i>Amatya, Jagdish Man Singh</i> | Picturesque Nepal, Kathmandu 1961 |
| <i>Boeck, Kurt</i> | Im Banne des Everest, Leipzig 1923 |
| <i>Francé-Harrar, Annie</i> | Ceylon, Insel der Götter, Berlin-Schöneberg 1930 |
| <i>Haeckel, Ernst</i> | Indische Reisebriefe 1881/1882, Leipzig 1922 |
| <i>Hulugalle, H. A. J.</i> | Ceylon, Colombo 1957 |
| <i>Jefremow, I. K.</i> | Insel des ewigen Sommers, Leipzig 1960 |
| <i>Makosch, U.</i> | Zwischen Fudschijama und Himalaja, Leipzig 1962 |
| <i>Mode, Heinz</i> | Die buddhistische Plastik Ceylons, Leipzig 1963 |
| <i>Mode, Heinz</i> | Ceylon (Land und Leute), Leipzig 1963 |
| <i>Radó Sándor</i> | Welthandbuch, Budapest 1962 |
| <i>Schmidt, Emil</i> | Ceylon, Leipzig 1897 |
| <i>Wijesekera, Nandadeva</i> | Ancient Paintings and Sculpture of Ceylon, Colombo 1962 |
| <i>Winkler, Heiner</i> | Indisches Mosaik, Weltbühne, Berlin 1965 |

Anmerkung: Bei der Schreibweise der indischen Wörter wurde absichtlich auf eine wissenschaftliche Transkription verzichtet und statt dessen eine Umschrift gewählt, die dem Wortklang am nächsten kommt.



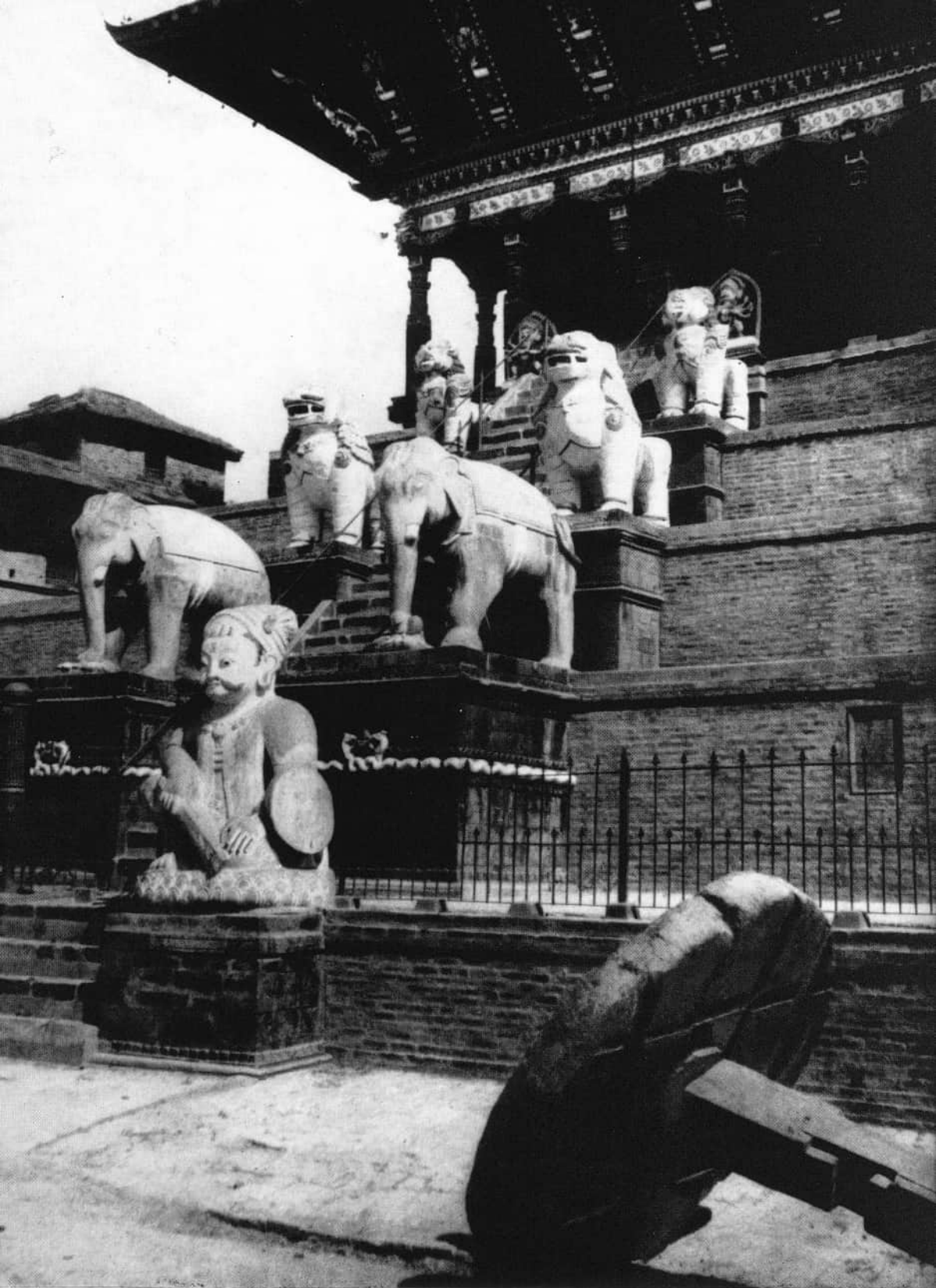
Tibetanische Webwaren gelangen von Kathmandu bis in die Kunstgewerbeläden Europas.



Lachend betrachten die Bauern die erotischen Darstellungen im Gebälk des Newari-Tempels.



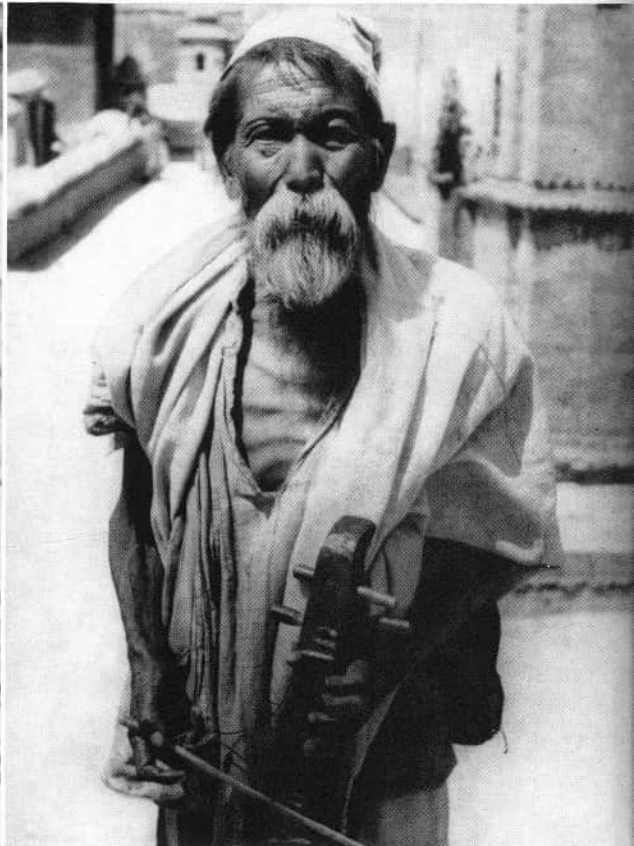
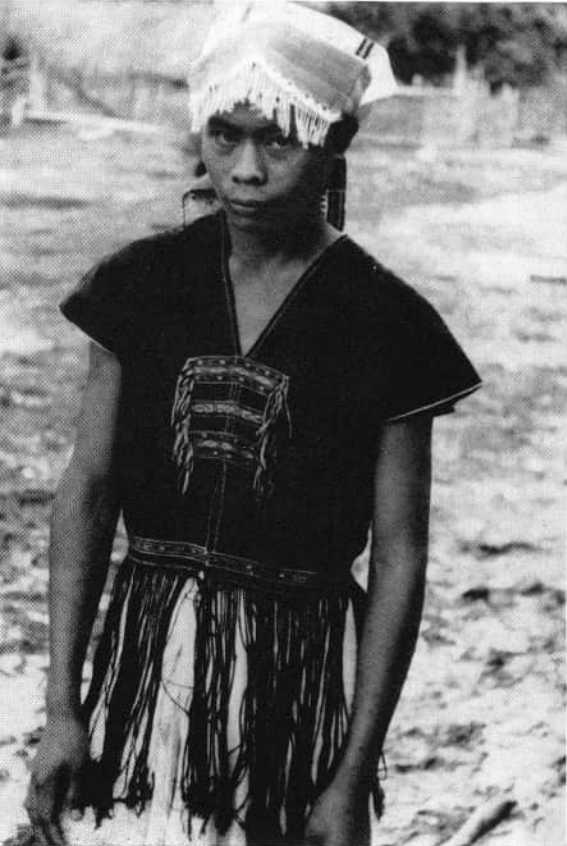
Betend treten die Hindus vor das Bild der Gottheit.



Die Kraft der steinernen Tempelwächter steigert sich von unten nach oben.



Der Zoologische Garten von Kathmandu gleicht einer mittelalterlichen Menagerie.



Menschen aus Indien und Nepal: Bengalesin (oben links), assamesisches Mädchen (oben rechts), Mikir aus Assam (unten links) und nepalesischer Spielmann (unten rechts).



Markttag in Kaziranga. Die Waren werden auf dem Boden ausgebreitet.



Ein Wiedersehen mit den Mikirkindern, die wir schon 1959 in ihrem Bergdorf besuchten, und mit unserem Freund, Dr. Banerjee, dem Arzt und Wildhüter von Kaziranga.



Der Vater dieser Krankenschwester vom Stamme der Nagas ist Kopffjäger.



Manche alte Arnibullen trennen sich von der Herde und werden zu Einzelgängern.



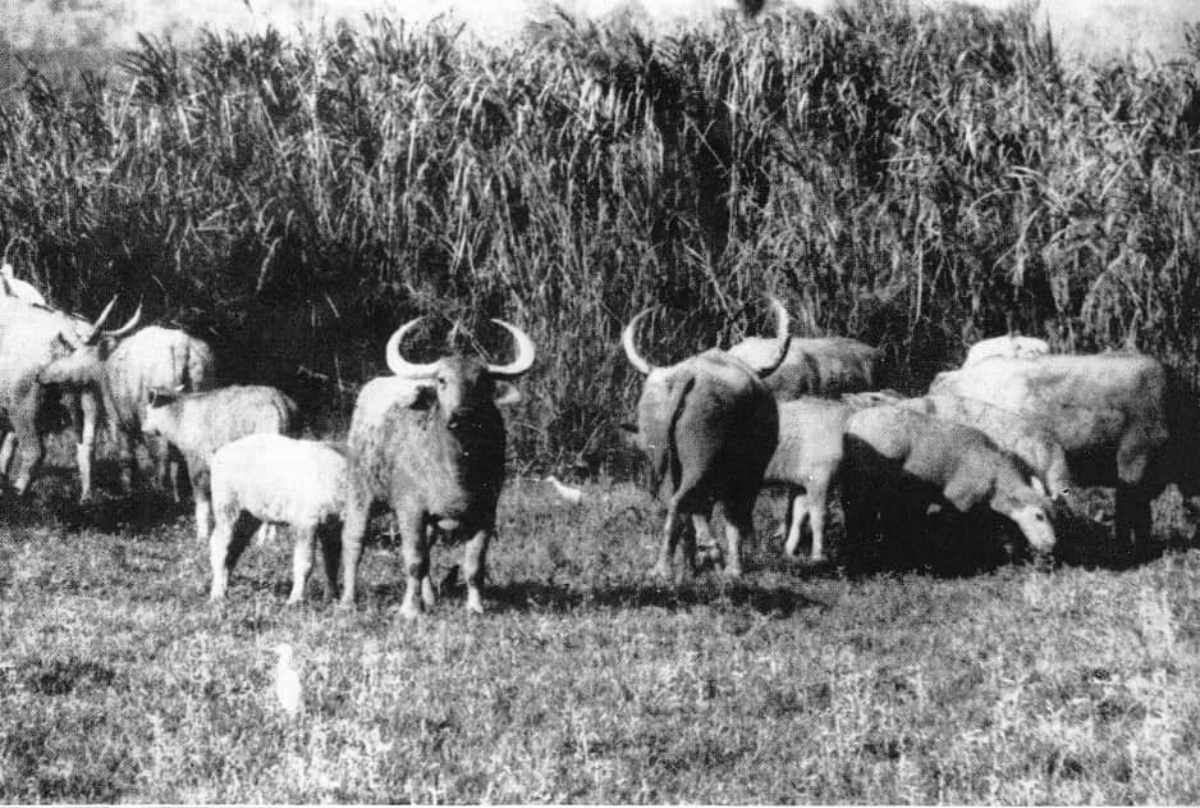
Es gibt kaum eine anmutiger wirkende Hirschart auf unserer Erde als die Barasinghas (oben). Oft war es schwierig die kleinen Schweinshirsche im Dickicht der Gräser zu entdecken (unten).



Ein wilder assamesischer Elefant, der leider vor uns die Flucht ergriff, bevor wir in „Tuchföhlung“ mit ihm kommen konnten.



Mit schweren, breiten Hufen stampft die Arniherde durch den Morast. Auf dem Rücken der Büffel klebt noch der Schlamm der Suhle.



Auch für die Arnis gibt es heute nur noch ein großes Reservat in Indien. Ihr Bestand ist von Seuchen bedroht, die durch Hausbüffel auf sie übertragen werden können.



Das schönste Erlebnis unserer Reise war die Begegnung mit den beiden wilden Elefanten in Kaziranga.



Der Mensch hat die Herrschaft über die Natur angetreten. Er ist verpflichtet, sie mit Vernunft und Liebe auszuüben.